3 1761 06353784 9

64

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/unserjahrhundert06st

Das

Jahrhundert der Aufklärung.

Eine Gallerie

historischer Gemählde,

von

C. D. Voß

Herzogl. Sachsen-Weimarischen Rath, und der Kurmärkischen Oekonomischen Gesellschaft zu Potsdam Ehren Mitglied.

Dritter Theil.

Altona, 1798.

bey Johann Friedrich Hammerich.

D. H. Stövers

Unser

Jahrhundert.

Oder

Darstellung

der

interessantesten

Merkwürdigkeiten und Begebenheiten

und

der größten Männer desselben.

Ein

Handbuch der neuern Geschichte,

fortgesetzt

von

C. D. Voß.

Sechster Theil.

Altona, 1798.

bey Johann Friedrich Hammerich.

LIBRARY
MAR 2 5 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

Brief
D
0041967
V.6

Inhalt.

I. Minister-Gewalt, im Jahrhunderte der Aufklärung.

1. Alberoni in Spanien. . . . S. 1

2. Fleuri in Frankreich. 143

II. Maitressen-Gewalt, im Jahrhunderte der Aufklärung.

Die Marquise von Pompadour, als Maitresse Ludewigs, des Funfzehnten, unbeschränkte Beherrscherin Frankreichs. . 336

III. Nachtrag zu A. H. Frankens frommen Wirksamkeit für die Menschheit. . 558

(Durch einige zufällige aber unabänderliche Veranlassungen ist der Verfasser abermals an der Vollendung des Gemähldes von J. J. Rousseaus Leben und Wirksamkeit verhindert worden. In dem nächsten Theile dieses Werks hofft er es um desto ausgearbeiteter zu liefern und wird es daselbst gewiß liefern; weshalb er auf die Entschuldigung der Käufer und Leser dieses Werks rechnet und Anspruch macht.)

I.

Minister-Gewalt, im Jahrhunderte der Aufklärung.

1. Alberoni in Spanien.

Alberonis Versuch, die gesunkene Macht Spaniens wieder herzustellen, ist im Allgemeinen bekannt. Die Größe dieses Plans, der Aufwand von Kraft, der darauf verwand worden ist, die Umstände unter welchen dieß geschah, die Verhältnisse, welche es unter den übrigen Europäischen Staaten und Herrschern bewirkte, die Person und die Schicksale des einzelnen Mannes, der sie entwarf und — wäre es auch mit der Zerrüttung der Ruhe aller Europäischen Staaten — zur Ausübung zu bringen suchte, geben der Minister Laufbahn dieses Mannes ein hohes Interesse.

Der Sohn eines armen Gartenarbeiters in Piacenza trat als Feind Oestreichs auf und machte sich so furchtbar, als vielleicht je ein Feind der Größe und Macht dieses Staaten-Kolosses gewesen ist. Er veranlaßte Frankreichs Regenten und Englands Monarchen, eine Verbindung zur gegenseitigen Sicherung ihrer Macht und Krone zu schließen; nöthigte den König von Ungarn, seine Aufmerksamkeit auf die Anmaßungen der Aristokraten dieses Reichs zu verdoppeln; verbindet den Süden mit dem Norden und bewirkt durch alles dieß einen Schutz-Verein der mächtigsten Staaten, der eigentlich nur gegen die gefährliche Wirksamkeit dieses einzigen Mannes gerichtet war.

Alles dieß waren die Wirkungen eines intriganten, ehrgeitzigen, tallentvollen Mannes, der, in Verbindung mit einem nicht minder ehrgeitzigen Weibe, sich der Gewalt eines kraftlosen und unthätigen Monarchens bemächtigt hatte und dieselbe für ihre persönlichen Zwecke verwandte. Nur das vereinigte Europa konnte seine verderbliche Thätigkeit hemmen, ihn die erlangte Gewalt aus den Händen winden. Sein

Fall schien sein Triumpf zu seyn. Auch fuhr man fort, ihn eben so zu fürchten, als wenn er seine Stelle nie aufgegeben, oder wohl gar mit einer einflußreichern vertauscht hätte.

Vielleicht hat nie ein Minister sich so furchtbar gemacht; auch wohl nie mit so wenigen und unsichern Hülfsmitteln so planmäßig so abenthenerliche Dinge unternommen. Wiewohl sein Entwurf nicht so, wie er vor ihm lag, zur Ausführung gedieh: so ist doch seine Administration für das Schikfal mehr als eines Staats, wie für die Ruhe von ganz Europa entscheidend, also zu den ersten Merkwürdigkeiten des achtzehnten Jahrhunderts geworden.

Julius Alberoni war 1664. gebohren. Seine Jugend war so unbemerkt und mühevoll, als es der Stand und die Glücksumstände seiner Eltern zur natürlichen Folge hatten. Da er ein wenig heranwuchs, fand er Gelegenheit, in einer, der Wohnung seiner Eltern benachbarten, Kirche als Altar-Knabe sich einiges zu verdienen. Dieß bahnte ihn den Weg, zu der Stelle eines Glöckners. Aus dieser wurde er in der

Folge zu der Würde eines Kichners oder Küsters erhoben.

Als Chorknabe hatte er sich einem Priester so gefällig zu machen gewußt, daß dieser ihm einigen Unterricht im Lesen und Schreiben ertheilte. In der Folge genoß er noch einige Zeit den Unterricht bey den Barnabiten; doch bezeigte er wenig Fleiß und Interesse und brachte es daher, besonders in der lateinischen Sprache, nicht weit.

Als Kirchenbedienter hielt er es unter seiner Würde, die Schule länger zu besuchen. In der That war er also sehr wenig zu einer Bestimmung im geistlichen Stande vorbereitet. Allein seine Dienstfertigkeit und gute Laune hatten ihn beliebt gemacht. Der Bischof nahm daher keinen Anstand, durch die Ertheilung der Tonsur ihn zum Kirchendienste einzuweihen.

Nun hatte er nur noch einen Schritt zum Priesterthum. Allein hier fand sich ein Hinderniß, was jedoch für Alberonis Industrie so unüberwindlich nicht seyn konnte.

Die Priesterweihe konnte Niemand erlangen, der nicht ein kleines Erbgut nachzuweisen im Stande war. Um den Mangel desselben bey

Alberoni zu ersetzen, verschaften ihm seine Gönner, unter den Kapitularen des Stifts, (die er sich durch mancherley, wohl nicht alle gleich ehrenvolle Dienste geneigt und verbindlich gemacht hatte) ein kleines Beneficium. Dieß wurde anstatt eines Erbguts angenommen, und ihm die Priester-Weihe ertheilt. Zugleich erhielt er den Auftrag, gegen einen bestimmten Gehalt täglich eine Messe zu lesen.

Diese Beschäftigung genügte indessen einem Kopfe, von seiner Thätigkeit und Betriebsamkeit nicht. Mit seinem zunehmenden Glücke und seiner Erhebung aus dem Staube waren auch schon Bestrebungen der Habsucht und des Ehrgeitzes bey ihm erwacht. Um diese zu befriedigen, erniedrigte er sich nicht selten unter die Würde des Menschen und Priesters, und ließ sich von denen, durch die er gehoben zu werden hoffte, zu häuslichen und andern noch minder anständigen Privat-Dienstleistungen gebrauchen.

Es konnte dieß nicht unbemerkt bleiben, und das Gerücht verschlimmerte, seiner Gewohnheit nach, was an sich vielleicht schon übel genug war. So opferte er, um zu Ehren zu gelangen,

seine Achtung; und indem er sich mit seinen vornehmen Verbindungen brüstete, hielt sich jeder rechtliche Mensch durch eine Verbindung mit ihm für entehrt.

Am meisten schadete ihm seine Verbindung mit einem gewissen Doktor Gardini, welcher das Amt eines Kriminalrichters zu Piacenza verwaltete. Mit diesem verließ er auch endlich, und wie man sagt, einer sehr schändlichen Veranlassung wegen*), Piacenza und begab sich mit seinem Gönner nach Ravenna, dem Geburtsorte des letztern.

*) Es wird nämlich erzählt: der Kriminalrichter habe, durch Alberonis Beförderung, einen verbotenen Umgang mit der Frau eines Handwerkers unterhalten. Um denselben desto ungestöhrter fortsetzen zu können, machte er den Anschlag, den Mann seiner Geliebten auf die Galeeren zu bringen. Alberoni übernahm die Ausführung und versteckte zu dem Ende eine von des Doktors Pistolen in das Bette des Mannes. Darauf wurde er denuncirt, daß er verbotenes Gewehr bey sich verberge. Bey einer darauf verfügten Hausuchung fand man zwar das Gewehr; allein es wurde, als dem Kriminalrichter angehörig, erkannt, auch die ganze Sache entdeckt. Der Richter wurde des Landes verwiesen und Alberoni folgte ihm freywillig.

Während seines Aufenthalts zu Ravenna wußte sich Alberoni die Bekanntschaft und Gewogenheit des daselbst residirenden päbstlichen Vice-Legaten, Monsignor Giorgio Barmi zu verschaffen. Er hatte sich in dem Vertrauen desselben so befestigt, daß dieser, als er einige Jahre darauf Bischof von Piacenza wurde, ihm die Aufsicht über sein Hauswesen übertrug. Dieß Vertrauen und dieß Verhältniß dauerte indessen nicht lange. Als er dem Bischof einst Rechnung ablegen mußte, fand sich ein sehr beträchtlicher Defect, den Alberoni weder nachzuweisen noch herbeyzuschaffen wußte.

Der Bischof fand, daß er eine Veränderung treffen müsse. Allein da die Untauglichkeit des Haushofmeisters nicht zugleich die angenehmen Talente desselben, als Gesellschafter, austilgte; so entzog er ihm mit seinem Vertrauen auch nicht seine Gewogenheit. Er verlieh ihm daher eine so eben eröffnete Präbende. Zugleich dispensirte er ihn von seinen Geschäften, als Haushofmeister, unter dem Vorwande, daß sich beyde Funktionen nicht füglich mit einander vereinigen ließen.

Von diesem Zeitpunkte an schien dem nunmehrigen Abbate Alberoni ein ganz anderer Geist zu beleben. Sein Ehrgeitz erhielt, wie es schien, eine höhere und bestimmtere Richtung. Mit eben der Aemsigkeit, als bisher, suchte er zwar immer noch sich an die Vornehmern anzuschmiegen und durch Witz — nicht selten auch durch Possenreisserey ihnen seine Gesellschaft angenehm und seine Person interessant zu machen. Auch hatte er die Genugthuung, daß man ihn fast durchgehns in den gesellschaftlichen Kreisen als den Quell des Scherzes und der Fröhlichkeit ansah.

Allein, indem er es sich auf alle Weise angelegen seyn ließ, in dieser Rücksicht, seinen längst erworbenen Kredit zu behaupten, beobachtete er doch etwas mehr, als bisher, die Gesetze der Sittsamkeit und Anständigkeit, in seinem ganzen Betragen. Auch gab er sich nicht mehr zu solchen Dienstleistungen her, wodurch er seinem Rufe ehmals so sehr geschadet hatte. Er fing sogar an sich etwas mehr mit den Wissenschaften zu beschäftigen; wobey er jedoch nur zu der

unangenehmen Kenntniß dessen gelangte, was und wo es ihm überall noch fehlte.

Theils um diesem Mangel auf eine geschickte Weise abhelfen zu können, theils um dem Bischofe wieder persönlich näher zu kommen, bewarb er sich um die Hofmeisterstelle bey dem Neffen desselben. Der Bischof trug kein Bedenken, ihm diese wichtige Stelle anzuvertrauen. Er mußte also der Meinung seyn, daß ein ungeschickter und betrüglicher Haushofmeister immer ein getreuer und geschickter Erziehungs-Hofmeister werden könne; oder er hielt sich von einer wesentlichen Verbesserung und Vervollkommnung Alberonis überzeugt.

Es scheint, als habe Alberoni in diesem Verhältnisse in der That dem Vertrauen seines Gönners mehr entsprochen, als in dem erstern. Wenigstens benutzte er dieß Verhältniß sehr ämsig zu seiner eigenen Vervollkommnung. Täglich wohnte er den Unterrichtstunden seines Zöglings bey, und setzte sich auf diese Weise unbemerkt in den Anfangsgründen der Sprachen und Wissenschaften fest, in welchen er völlig versäumt war. In manchen, zum Beyspiele, in der französischen

Sprache, brachte er es sogar noch ziemlich weit. Indem er sich hierin einige Fertigkeit, selbst des Redens, erwarb, dachte er wohl nicht, daß diese, verbunden mit seiner Gabe witzige Einfälle zu sagen und Possen zu reissen, den Grund zu einer künftigen Grösse legen würde, die alle seine damaligen, auch die stolzesten Erwartungen, unendlich übertraf.

Als sein Erziehungs-Geschäft vollendet war, lebte Alberoni, mehrere Jahre hindurch, ein ganz angenehmes aber völlig unbemerktes Leben, in seiner Vaterstadt. Sein Bestreben war fortwährend, sich Verbindungen zu machen und zu erhalten. Deshalb schien seine einzige und ämsigste Beschäftigung, sich dem Bischofe und den übrigen angesehnen und vornehmen Einwohner der Stadt, oder durchreisenden Fremden, durch sein Talent eines guten Gesellschafters, angenehm und nothwendig zu machen.

Auf diese Weise war Alberoni acht und dreyßig Jahre alt geworden, und noch schien sich keine nahe Aussicht zu einer anderweitigen Beförderung zu eröffnen. Einige Verbindungen, die in der That wichtig genug waren, er-

hielten zwar immer noch eine Hoffnung für die Zukunft. Allein sie zeigten ihm doch noch keinen bestimmten Weg, zu dem Ziele der Größe und des Wohlstandes, was er sich wahrscheinlich auch selbst noch nicht bestimmt dachte, wenigstens nicht ausgebildet hatte.

Seit einiger Zeit war es ihm gelungen, sich bey dem Bischofe von Borgo St. Donino, Grafen von Ronconieri, der sich damals in der Nähe von Piacenza aufhielt und bekanntlich von dem Herzoge von Parma sehr geschätzt und in Staatsangelegenheiten gebraucht wurde, sehr in Gunst zu setzen. Dieser Prälat hatte so viel Wohlgefallen an ihm gefunden, daß er ihm eine Wohnung in seinem Pallaste einräumte und ihn zu einem seiner Hausgeistlichen ernannte.

In der That machte ihm diese mehr Ehre, als eine seiner bisherigen Bekanntschaften. Der Bischof stand bey Hofe in vorzüglichem Ansehn, war als Schriftsteller geachtet, und wurde als Mensch, wegen seiner wohlwollenden Denkungsart allgemein geschätzt. Auch sollte diese Verbindung für das Schicksal Alberonis entscheidend werden; jedoch von einer Seite her, von wel-

cher er es wohl ohnstreitig am allerwenigsten erwartete.

Der Spanische Successionskrieg war um diese Zeit in Italien eröffnet; Meiland größestentheils von den Franzosen erobert. Der Herzog von Mantua hatte sich ebenfalls für das Haus Bourbon erklärt. Mit dem Herzoge von Parma wurden deshalb Unterhandlungen gepflogen. Das Verhältniß dieses Fürsten, zu dem Oestreichschen Hause, setzte ihn deshalb in nicht geringe Verlegenheit.

Der Herzog von Vendome hatte das Kommando in Italien übernommen. Durch seine glücklichen Fortschritte war die Verlegenheit für den Herzog von Parma sehr vermehrt worden. Er sah sich genöthigt, eine Unterhandlung mit dem französischen Generale zu eröffnen und übertrug dieß eben so schwürige als wichtige Geschäft dem Bischofe von St. Donino; theils weil er dazu vorzüglich fähig schien; theils weil er den Franzosen bekannt und von ihnen geschätzt war *).

*) Als Verfasser einer Geschichte von Frankreich.

Schon hatte der Bischof einige Reisen in das französische Hauptquartier gemacht, als dem Abbe Alberoni die Lust anwandelte, die französische Armee zu sehn, und sich deshalb von seinem Gönner die Erlaubniß, ihn begleiten zu dürfen, ausbat. Er erhielt sie um so leichter, da seine Kenntniß der französischen Sprache und seine Gewandheit dem Gesandten nützlich werden konnte.

Alberoni besorgte auf dieser Reise die Geschäfte eines Sekretairs des Bischofs. Dieß gab ihm Gelegenheit, im kurzen manche Bekanntschaften unter den französischen Officieren zu machen und selbst dem Herzoge von Vendome persönlich bekannt zu werden. Seine witzigen Einfälle, seine heitere gesellschaftliche Laune und seine Gewandheit machten ihn bey den französischen Officieren sehr beliebt. Man rühmte ihn dem Herzoge von Vendome und dieser fand ihn ebenfalls äusserst interessant und liebenswürdig. In kurzem war er diesem ganz unentbehrlich geworden. Die ganze Armee sah in ihm den Liebling des Feldherrn; Vendome nannte ihn nie anders als seinen lieben Abbe.

Der Bischof von St. Donino erkannte, daß Alberoni durch seine Einfälle und Possen weit mehr vermöge, als er durch seine Unterhandlungskunst und Beredtsamkeit. Er ließ ihn daher im Lager zurück, wenn er abreisete und schlug endlich selbst dem Herzoge vor, ihm das Unterhandlungs-Geschäft völlig zu übertragen.

Auf diese Weise betrat Alberoni, wahrscheinlich wohl wider alle seine Erwartung, die Laufbahn eines Staatsmannes. Er betrat sie gleich als Bevollmächtigter des Herzogs, bey dem Feldherrn, von dem das Schicksal seines Fürsten und seines Vaterlandes abhing. Mit der Gunst dieses Feldherrn hatte er also auch das Schicksal seines Fürsten und Vaterlandes in Händen.

Eigentlich war und vermochte er alles dieß nur durch die Stelle, welche er neben zu bey dem Herzoge von Vendome bekleidete, und allerdings wohl eben nicht die ehrenvolleste war. Von dieser — der Stelle eines Hofnarren — hing denn auch noch seine Würde als Gesandter ab. Als daher (1706.) Vendome aus Italien abgerufen wurde, um das Kommando in den

Niederlanden zu übernehmen und er Alberoni aufforderte, ihn zu begleiten, — ließ er seinen Gesandtschaftsposten fahren und trat als Kapellan und Privatsekretair — heimlicher und lustiger Rath — in die Dienste seines Gönners. Seine Pfründe behielt er indessen in seinem Vaterlande bey; so wie eine aufrichtige Anhänglichkeit für dasselbe und den Vortheil seines ursprünglichen Landesherrn. Während seiner Gesandtschaft hatte er indessen eine Gewandheit des Geistes und eine Geschicklichkeit, eine Sache auf die rechte Weise anzugreifen, entwickelt, welche ihn eben so fähig für ernsthafte Geschäfte machte, als er es längst für eine launige und possenhafte Unterhaltung war. Vendome konnte ihn also mit aller Ueberzeugung dem Könige Ludewig den Vierzehnten, als einen sehr fähigen Kopf, vorstellen und ihn dem Dienste desselben empfehlen.

Die nächste Wirkung, welche der Abbe von dem nachdrücklichen Schutze seines Gönners ersahe, war eine königliche Pension und die schmeichelhafteste Aufmerksamkeit der Höflinge. Bald sah er sich selbst wieder von einer großen Menge

Menschen als einen vielvermögenden Gönner aufgesucht, verehret, bereichert. Alle diejenigen, welche bey der Armee, oder andere Vortheile, von dem damals sehr einflußreichen Herzoge von Vendome suchten, wandten sich an seinen lieben Abbe. Sie mußten sich an ihn wenden; denn nur durch ihn war von dem Herzoge etwas zu erlangen.

In Flandern gab selbst das Mißverhältniß, das zwischen dem Herzoge von Vendome und dem Herzoge von Burgund obwaltete, dem Abbe Gelegenheit, sich das Vertrauen seines Gönners noch ausschliessender zu versichern. Man darf annehmen, daß er eben deshalb manches zur Unterhaltung und Vermehrung dieses Mißverständnisses beygetragen habe. Wenn er sich den Anschein zu geben wußte, als wende er die äusserste Mühe an, die Eintracht herzustellen und zu erhalten; so wirkte er desto mehr und sicherer im Verborgenen zum Gegentheile.

Nach der Zurückberufung Vendome's von der Armee in Flandern blieb er jedoch auch in seiner Zurückgezogenheit der treue Gesellschafter und vertraute Rath dieses Feldherrn. Wahrschein-

scheinlich sah er voraus, daß man des Herzogs bald wieder bedürfen würde und ertrug daher diesen Stillstand seines Glücks, durch die Erwartung eines schnelleren und kräftigern Fortschreitens. Deshalb darf man jedoch nicht annehmen, daß er ganz unthätig für die Beförderung desselben geblieben sey. Die Verbindung, in welcher der Herzog mit dem Dophin stand und die Gemüthsstimmung dieses Prinzen gaben dem Possenmacher Alberoni ohnzweifel manche Gelegenheit, sein Talent der Erheiterung und Unterhaltung zu üben und sich dem künftigen Beherrscher Frankreichs dadurch, als einen sehr talentvollen und brauchbaren Mann, zu empfehlen.

Frankreich war indessen nicht das Land — so sehr es auch bisher den Anschein hatte — in welchem Alberoni eine besondere Auszeichnung des Glücks erfahren sollte. Das Schicksal zeigte ihm dasselbe jedoch bald und zugleich eine Aussicht, welche er in Frankreich unter den bestehenden Umständen und Verhältnissen kaum so weit und aufmunternd erwarten konnte.

Als der Herzog von Vendome (1711.) zur Rettung Philips nach Spanien gerufen

wurde, folgte ihm Alberoni dahin. Mit seinem Eintritte in dieß, damals so höchst unglückliche und zerrüttete, Land begann er gleich eine Einwirkung in das Schicksal dieses Staats, die in der Folge nie ganz wieder aufhörte.

Der Herzog von Vendome gab ihm den Auftrag, die zum Theil noch zweifelhaften Gesinnungen — besonders des Adels — in den Provinzen, welche er dem Könige Philip wiedergewann und erhielt, auszuforschen und die unbestimmten, oder der Gegenparthey geneigteren zur öffentlichen Anerkennung und Unterstützung Philips zu bewegen.

Alberoni durchreißte in dieser Absicht einen Theil von Spanien, und entledigte sich seines Auftrags über alle Erwartung. Seine Gewandheit und Kunst Menschen zu gewinnen, bewährte sich hier in einem vorzüglichen Grade. Vendome selbst gestand, daß man die schnelle und wirksame Unterstützung der Reichen und Großen hauptsächlich ihm verdanke und empfahl ihn dem Könige von Spanien, mit einem Nachdrucke, der den Grund zu dem Vertrauen legte, welches dieser ihm in der Folge schenkte.

Vendome erlangte sehr natürlich, als Retter Philips und Spaniens, ein Ansehn und einen Einfluß, den nur die Intriguen einer Ursini etwas einschränken und aufhalten konnte. Alberoni, als der geheime Sekretair, Vertraute und Günstling eines so wichtigen Mannes, mußte nothwendig ebenfalls eine verhältnißmäßige Wichtigkeit erhalten. Sein Aufenthalt am Hofe zu Madrit, die häufigen Aufträge, welche er von dem Feldherrn erhielt, und die Besorgung aller Staats- und Privatgeschäfte desselben verschaften ihm Gelegenheit, sich eine genaue Kenntniß der innern Verhältnisse des Hofs und Staats zu verschaffen und schon izt eine nicht unbeträchtliche, wenn auch verborgene, Wirksamkeit zu üben.

Wenn ihm dieß Verhältniß ein Ansehn verschafte und eine Aussicht gewährte, wodurch seine Eitelkeit allerdings sehr geschmeichelt werden mußte; so entstand doch auch eben so bald eine Verlegenheit für ihn daraus, die einem minder feinen und in Intriguen geübten Kopf hätte verwirren und fast unvermeidlich den gänzlichen Umsturz seines Glücks bewirken müssen.

Die Fürstin Ursini, die bisher beynah allmächtig gewesen war, fand es unerträglich, daß sie ihren Einfluß und ihr Ansehn izt mit dem Herzoge von Vendome theilen sollte. Sie both daher alle ihre Kräfte auf, um jenem entgegen zu wirken und ihm ihr Uebergewicht empfinden zu lassen.

Vendome war nicht der Mann, der sich so leicht zum Weichen bequemte. Eben so wenig aber konnte er sich zu der Anwendung der kleinlichen Künste der Intrigue und der Machinerie im Verborgenen herablassen, deren sich die Fürstin Ursini gegen ihn bediente. Er kündigte ihr also offne Fehde an, schalt nicht laut über die Weiber-Regierungen, sondern tadelte sogar namentlich die Günstlingin, daß sie sich in Dinge mische, die für Weiber nicht gehörten, von ihnen, aus Mangel an Kenntnissen und Uebung im Nachdenken, nicht gehörig beurtheilt werden könnten.

Alberoni hatte sich vergebens alle Mühe gegeben, diese Fehde zu verhindern. Izt fand er darin eine Gelegenheit, seine ganze Gewandheit zu entwickeln und anzuwenden. Er sah in

dem Herzoge von Vendome seinen sichern Beschützer und wahrscheinlichen Beförderer. Die Prinzessin Ursini wünschte er indessen ebenfalls zu seiner Gönnerin zu machen; und vielleicht hatte er schon damals, ins Blaue hin, einen Plan entworfen, den er in der Folge, den Umständen nach, näher auszubilden gedachte.

Bey der persönlichen Bekanntschaft des Königs merkte er gar bald, daß ein Mann von Kraft, Gradheit und Stolz, als Vendome, von ihm schwerlich eine nachdrückliche Unterstützung gegen eine Widersacherin, voller List und Ränke, wie die Prinzessin Ursini, bereits im Besitz eines so entschiedenen Uebergewichts, erwarten dürfe. Eben so wenig war zu erwarten, daß er sie bey so großer Ungleichheit der Art des Kampfs und der Waffen, in offner Fehde, für sich allein, durch eigene Kraft und Beharrlichkeit besiegen würde. Alberoni suchte daher die eine zu gewinnen, ohne den andern aufzuopfern. Zu dem Ende mußte er beyder Vertrauen erwerben und erhalten.

Diese schwere und mißliche Rolle spielte er mit so vieler Kunst durch, daß es ihm so gar

am Ende gelang, beyde wieder einander zu nähern und wenigstens in so fern mit einander zu vereinigen, daß sie nicht mehr geradezu einander entgegen wirkten.

Indem er sich diesem Geschäfte mit unermüdeter Aemsigkeit und über alle Erwartung glücklichem Erfolge unterzog, hatte er sich die Gunst der Prinzessin Ursini so entschieden erworben, daß er mit weit mehrerer Sicherheit und Bestimmtheit einen Plan für seine Zukunft entwerfen konnte. Die Verwilligung einer ansehnlichen Pension war eine wichtige Bestätigung ihrer Gunst; die zugleich eine Aufmunterung in sich enthielt, noch wichtigere Merkmale von derselben zu erwarten.

Der Tod des Herzogs von Vendome, der bald darauf (1712.) so plötzlich erfolgte, befreyete ihn nicht nur unerwartet bald von dieser lästigen und gefährlichen Rolle, sondern schien auch sein bisheriges Verhalten, als vollkommen weise — wenigstens in seinen Augen — zu rechtfertigen. Wahrscheinlich würden mit Vendome alle seine Plane, für künftige Erhebung und Größe zusammengesunken seyn, hätte er sie allein auf

seine Gunst gegründet. In Frankreich wäre er mit ihm vergessen und in Spanien, als eine Kreatur eines Widersachers der siegenden Günstlingin, mit Verachtung zurückgewiesen.

Ganz anders war sein Verhältniß izt, da er auf den Schutz der Prinzessin Ursini rechnen konnte. Da sein Plan nunmehr auf den spanischen Hof gerichtet war; so mußte er den Tod des Herzogs, der ihn unter andern Umständen politisch vernichtet haben würde, izt als einen Glückszufall ansehn, der sich gerade zur rechten Zeit ereignete. Mit dem Herzoge schien ein Hinderniß der freyen Uebung seiner Kräfte aus dem Wege geräumt zu seyn. Er konnte sich nun, ohne alle anderweitige Rücksicht, an die Fürstin Ursini anschliessen, ihr alle seine Dienste widmen; und indem er sich ihr nothwendig machte, nach und nach seine selbstständige Existenz und Wirksamkeit begründen.

Die Besorgung der letzten Aufträge des sterbenden Herzogs nöthigte ihn, gleich nach dem Tode desselben, nach Paris zu gehn. Er wurde mit vieler Achtung, selbst von Ludewig dem Vierzehnten, aufgenommen, und von den

Hofleuten als eine Merkwürdigkeit betrachtet. Diese günstige Aufnahme hinderte ihn jedoch nicht, so bald als möglich nach Madrit zurück zu kehren; wo seiner bereits eine Bestimmung wartete, die allerdings als ein Schritt näher zu seinem großen Ziele angesehn werden konnte.

Der Herzog von Parma, der ursprüngliche Landesherr Alberonis, war durch den Drang des Kriegs mit dem Spanischen Hofe in ein Misverhältniß gerathen; welches er bald möglichst auf eine anständige und geschickte Weise ausgeglichen wünschte. Der Spanische Hof hatte es nehmlich sehr übel empfunden, daß der Herzog von Parma, durch die Gewalt und Noth gedrungen, zugleich mit den italiänischen Republiken, Karl als König von Spanien öffentlich anerkannte. Nur durch Alberonis Verwendung war ein gänzlicher Bruch verhütet. Und in der That hatte er in diesem Geschäfte eben so viel diplomatische Geschicklichkeit, als treue Anhänglichkeit für sein Vaterland und seinen ursprünglichen Landesherrn bewiesen.

Durch den inzwischen erfolgten Utrechter Frieden schien nun jede Mishelligkeit gehoben. In-

dessen lag dem Herzoge daran, eine Person am Hofe zu Madrit zu haben, welche seinem Interesse ergeben und gleichwohl auch zu Madrit und Versailles gleich wohl gelitten sey. Niemand vereinigte diese Eigenschaften vollkommner in sich als Alberoni. Er wurde daher, mit völliger Genehmigung des Spanischen Hofes, zum Residenten des Herzogs von Parma ernannt und kehrte in dieser Qualität von Paris nach Madrit zurück.

Alberoni war bey der Annahme weit entfernt, seine Plane und Thätigkeit auf die Geschäfte und Bestimmung seines neuen Amts und Verhältnisses einzuschränken. Sein Plan war zwar damals wohl allerdings noch nicht der, den er nachher ausführte. Allein er ging doch höchst wahrscheinlich im Allgemeinen schon dahin, durch Begünstigung der Prinzessin Ursini, einen wichtigen Antheil an der Verwaltung des Spanischen Staats zu erhalten; mit ihr, oder vielmehr durch sie zu regieren.

Deshalb machte er es, nach seiner Rückkehr an den Spanischen Hof, zu seinem Hauptgeschäfte, der Gunst dieser Günstlingin und ihres

Vertrauens sich immer mehr zu bemächtigen. Es gelang ihm dieß in kurzem so gut, daß er sich unter ihre Vertrauten aufgenommen, und in alle geheimen Verhandlungen und Verhältnisse eingeweiht sah.

Die Prinzessin Ursini war izt mehr, als je vorher, im Besitz einer fast uneingeschränkten höchsten Gewalt. Bekanntlich war sie eine gebohrne Französin, aus dem Hause Tremouille, die Witwe des römischen Patritiers, Flavio Ursini, Herzogs von Bracciano. Ihren Gemahl hatte sie durch ihre Verschwendung zu Grunde gerichtet; so daß sie von ihm ohne einen sichern, ihrem Stande angemessenen, Unterhalt hinterlassen war.

In diesem anscheinend hülflosen Zustande ging ihr plötzlich der Stern des Glücks auf und leuchtete ihr voran nach Spanien, dem Lande ihrer Größe und ihres Glanzes. Der Kardinal Portocarero, ihr alter Freund, schlug sie zur Oberhofmeisterin der ersten Gemahlin Philips des Fünften vor; wahrscheinlich, weil er ihre angenehmen Eigenschaften, aber nicht ihre Herrschsucht und ihren intriguenvollen Cha-

rakter kannte. Er rechnete darauf, daß sie, als eine Ausländerin, sich keinen Anhang, also auch keinen Einfluß in die Regierung verschaffen würde. Am wenigsten fürchtete er, was so schnell erfolgte, daß sein eigener Ehrgeiz durch sie in seinen Planen würde beschränkt und aufgehalten, ja endlich ganz vernichtet werden.

Wie sehr er Ursach hatte, diesen Irrthum in der Folge zu bereuen, dürfen wir als bekannt voraussetzen. Die Fürstin Ursini hatte die Spanische Parthey von der Regierung verdrängt, den französischen Einfluß sich unterwürfig zu machen gewußt. Sie hatte ihre Macht unter den mannigfaltigsten Stürmen aufrecht erhalten und nunmehr so befestigt, daß sie von keiner Seite her weiter eine Erschütterung, geschweige denn einen Umsturz derselben befürchten zu dürfen glaubte.

Damals verwaltete, nach ihrem Willen und Winken, der Kardinal del Giudice die Stelle eines ersten Ministers. Er war durch sie, was er war und konnte durch sie wieder aufhören zu seyn, was er war. Sie beherrschte die Königin und bestimmte mit dieser gemein-

schaftlich, ganz nach ihrem Gutbefinden, des Königs Willen. Gelang es Alberoni, in diesen Verhältnissen sich einzuschmiegen, die Günstlingin, wie er es beabsichtete, zu gewinnen, so durfte er allerdings hierauf die kühnsten Hoffnungen bauen.

Allein das Schicksal, das die sorgfältigsten und genauesten Berechnungen der Menschen so oft durchstreicht, gab auch diesem Plane plötzlich eine sehr wesentliche, wiewohl nicht gerade widerwartige, Modifikation. Die Königin, welche schon seit einiger Zeit kränklich war, wurde (13. Okth. 1713.) von ihrem dritten Sohne entbunden und starb, einige Monathe nachher, (14. Febr. 1714.) in der Blüthe ihrer Jahre. Der König beklagte zwar seine Gemahlin, weil er nicht ohne eine Frau leben konnte; allein eben deshalb vergaß er sie auch bald und gehörte wieder eben so ganz der ersten, die sich seiner, wie seine verstorbene Gemahlin, bemächtigte.

Die Prinzessin Ursini sorgte dafür, daß niemand dieß vermochte, als sie. In einem Alter von siebzig Jahren traurte sie sich dennoch die Fähigkeit zu, die Wünsche Philips an ihre

Person zu fesseln und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie anfangs die Idee hatte, sich selbst neben ihm auf den Thron zu setzen.

Um sich ganz und ausschliessend des trägen und kraftlosen Monarchen zu bemächtigen, überredete sie ihn und den Hof, daß der Aufenthalt in dem Schlosse den Kummer des verlassenen Gemahls zu sehr nähren werde. Sie bestimmte ihn, für das erste seine Wohnung in dem Pallaste des Herzogs von Medina-Celi zu nehmen, dessen Besitzer vor einigen Jahren gestorben war. Unter dem Vorwande, daß der König vor Kummer unfähig sey, selbst Anordnungen zu machen, unterzog sie sich diesem Geschäfte. Sie machte die Einrichtung ihren Absichten gemäß; theilte, alle Befehle aus. Wie wenig sie dabey auf das Urtheil des Publikums und die Volksdenkungsart Rücksicht nahm, wird durch folgendes vornehmlich ins Licht gesetzt.

Der Pallast, welchen der König beziehen sollte, war zu enge und kein Gebäude in der Nähe, um dem Bedürfnisse abzuhelfen, als ein Kapuciner-Kloster. Die Prinzessin Ursini bemächtigte sich dieses heiligen Gebäudes ohne

Bedenken. Die Kapuciner mußten auswandern, die Altäre wurden niedergerissen, die Todten ausgegraben. — Das Volk entsetzte sich über diese Greuel und die Beobachter aus allen Ständen fanden dieß Verfahren höchst anstößig. Die Geistlichen schlugen ihre Hände zusammen, das Volk murrte und die Großen steckten die Köpfe zusammen. Die Prinzessin Ursini mußte diese Unzufriedenheit bemerken. Allein sie war zu sehr gewohnt, nach Willkühr zu handeln und hielt sich so sehr über jedes Urtheil erhaben, daß sie auch nicht einen Augenblick Aufmerksamkeit darauf verwandte. Ueberdieß war der Kardinal del Giudice Vorsteher der heiligen Inquisition. Wenn diese solche Aergernisse ruhig ansah, wer mogte dann dem Frevel einer so mächtigen Sünderin Einhalt thun!

Das Amt einer Oberhofmeisterin der Kinder des Königs, welches sie sich hatte ertheilen lassen, gab ihr Recht und Veranlassung, beständig um den König selbst zu seyn. Sie bemächtigte sich seiner so vollkommen, daß er fast mit niemanden umging, als mit ihr; daß er auf niemanden hörte, als auf sie; von niemanden Bericht, oder

Rath annahm, als von ihr. Sie genoß Vorrechte und machte Anmaßungen, die bis dahin nie eine Privatperson in Spanien genossen hatte und die daher die Großen des Hofs höchst erbitterten. Daß sie alles nach ihrem Willen regierte, konnte man noch wohl ertragen; aber daß sie mit dem Könige an einem Tische speisen und sich mehrere ähnliche Vertraulichkeiten in ihrem Umgange mit dem Könige, vor den Augen des ganzen Hofs, erlauben durfte, das konnte ihr unmöglich verziehen werden; um so weniger, da es niemand wagen durfte, öffentlich auch nur eine Bemerkung darüber zu machen.

Bey der völligen Gewalt, die sie über den König ausübte und den manchen ungewöhnlichen Anmaßungen, die sie sich erlauben durfte, scheint es nicht unwahrscheinlich, daß sich die Idee, Königin von Spanien werden zu können, noch einige Zeit bey ihm erhielt. Ueberzeugte sie sich auch bald, daß sie nicht im Stande seyn werde, alle Anfoderungen, welche Philip an seine Gemahlin zu machen gewohnt war, seinem Bedürfnisse und seiner Erwartung gemäß zu befriedigen; so hoffte sie dieser Inconvenienz auf

eine andere Weise abhelfen zu können. Ihre Absicht ging nur auf die Theilung seiner Königsgewalt und den Sitz neben ihm auf dem Throne. Ihre Stelle in seinem Schlafgemache würde sie dann wohl einer andern überlassen haben. Wenigstens scheint, was in dieser Rücksicht hin und wieder angemerkt wird, mit ihrem übrigen Charakter nicht so unvereinbar zu seyn, daß man es, wenn es unerwiesen ist, auch als unwahrscheinlich verwerfen müßte.

So viel ist wohl gewiß, daß man im Kabinette zu Versailles einen solchen Plan bey ihr voraussetzte, und sich deshalb beeiferte, dem Könige Philip Vorschläge zu einer zweyten Verheyrathung zu thun. Wenn nach und nach die Phantasie der Prinzessin Ursini etwas kühler wurde und einer ruhigen Ueberlegung Raum ließ, so scheint es, sah sie ein, daß sie, ohne die Zustimmung Ludewigs des Vierzehnten, den Besitz der Krone doch nicht würde erhalten können, und daß diese Zustimmung schwerlich jemals würde zu erlangen seyn. Vielleicht überzeugte sie sich auch, daß die religiöse Denkungsart Philips ihn die Ausführung ihres

Plans

Plans sehr erschweren würde. So sehr er das Bedürfniß einer Gesellin weiblichen Geschlechts fühlte; so sehr verabscheute er den Ehebruch und ein Konkubinat. Jene starken, stets regen Begehrungen, in Verbindung mit diesem Abscheu, waren es, welche ihn so abhängig von seiner Frau machten; sie mußten aber auch zu einem unüberwindlichen Hinderniße, gegen eine Heyrath dienen, durch welche er ein Bedürfniß nicht zu befriedigen vermogte, was ihn allein zu einer Verheirathung bestimmen konnte.

Wenn nun die Fürstin Ursini die Nothwendigkeit erkannte, von der Königskrone ihre Hand zurückzuziehn; so mußte ihre Sorge desto emsiger dahin gerichtet seyn, bey einer zweyten Verbindung die Macht in der Hand zu behalten, welcher sie sich bereits so vollkommen versichert hatte. Nur eine Königin konnte ihr gefährlich werden; daher konnte sie nur eine Königin wählen, die, wie alles übrige, in dem Zustande der Abhängigkeit von ihr bleiben mußte. Sie erwog die verschiedenen Vorschläge, welche ihr in dieser Hinsicht geschehn waren. Lange konnte sie zu keiner Bestimmung kommen; endlich fühlte sie sich für

die Erwählung einer bayerschen Prinzessin am geneigtesten.

Indem sie auf diese Weise mit sich selbst zu Rathe ging, hatte Alberoni seinen Plan entworfen und bereitete sich, die erste Hand an die Ausführung zu legen. Dem zufolge sollte der König sich mit einer Prinzessin von Parma, die zugleich die wahrscheinliche Erbin dieses Landes war, verbinden. Diese Verbindung mußte durch ihn negotiirt werden. Bey einer Königin, die es durch ihn geworden und seine Landsmännin war, hoffte er nicht ohne Grund, einen unmittelbaren Einfluß zu erhalten; welcher den Einfluß, den die Fürstin Ursini auf die Staatsverwaltung ausschließend behauptet hatte, um die Hälfte wenigstens sogleich vermindern und in kurzem ganz vernichten werde.

Es kam darauf an, die Prinzessin Ursini für diese Heyrath zu bestimmen und dieß schien, auch bey einer mindern Beredsamkeit als der seinigen, so schwierig nicht. Sie hielt sich seiner vollkommsten Ergebenheit gewiß und konnte seine eigentliche Absicht auch nicht von Ferne ahnen. Bey einer Unterredung, die er unver-

merkt auf diesen Gegenstand lenkte, that er ihr den Vorschlag dieser Verbindung, als eine in dem Augenblicke aufgegriffne Idee. Zur Empfehlung derselben führte er an: daß es für Spanien sehr vortheilhaft seyn müsse, sich wieder in Italien festzusetzen. Als von ohngefähr verlohr er sich in einer Schilderung des liebenswürdigen anspruchlosen Charakters der Prinzessin; der guten Erziehung, welche sie genossen, und wodurch sie von Kindheit an zur Sittsamkeit und Folgsamkeit angehalten worden sey. Endlich warf er noch hin, daß eine solche Heyrath keine nachtheilige auswärtige Verhältnisse, oder einen auswärtigen Einfluß in die Regierung nach sich ziehen könne, als z. B. eine Verbindung mit Portugal, Frankreich oder Oestreich zur unvermeidlichen Folge zu haben scheine.

Diese Winke gingen für die Prinzessin Ursini nicht verlohren. Ehrsüchtige und intriguenvolle Menschen werden sich nie ein völliges Vertrauen schenken, weil sie sich stets gegenseitig nur als Mittel zu ihren Zwecken behandeln. Wie sich Alberoni hütete, ihr seine geheimen Absichten merken zu lassen, so verbarg auch die

Prinzessin sorgfältig die Betrachtungen, welche ihr durch diesen Vortrag veranlaßt waren. Sie griff blos die Vortheile für den Staat, welche aus dieser Verbindung zu erwarten standen, auf und fand sie erheblich genug, um sich für dieselbe zu erklären.

Ihr Geschäft war es nun, diesen Beschluß dem Könige so vorzutragen, daß er ihn zu dem seinigen machte. Alberoni übernahm es, zufolge ihrer Auffoderung, unter der Hand bey seinem Hofe nachzufragen. Man verabredete zugleich das sorgfältigste Geheimniß, um den Hindernissen, welche von andern Mächten dieser Heyrath in den Weg gelegt werden könnten, möglichst vorzubauen.

Mit der größesten Behutsamkeit und vollkommen unter der Hülle des Geheimnisses unterhandelte nun Alberoni diese Verbindung mit dem Oheime der auserwählten Prinzessin, dem regierenden Herzoge von Parma. Er fand hier eben so wenig Schwierigkeiten, als die Prinzessin Ursini bey dem Könige. Philip war es längst gewohnt, durch ihre Vorschläge seinen Willen bestimmen zu lassen. Es wurde

ihr izt um so leichter, da sie nicht unterlassen hatte, seine Sinnlichkeit durch eine Beschreibung ihrer Schönheit und Reitze, wie sie wußte, daß er sie liebte, zu erregen.

Bisher hatte man auch selbst dem französischen Hofe nichts von dieser Unterhandlung mitgetheilt. Erst da sie zum Schluß gediehen war, machte man sie dem Gesandten Ludewigs officiel bekannt. Man kümmerte sich wenig darum, wie der alte Ludewig, der sich so gern noch eine Bestimmung über alle Handlungen und Entschlüsse seines Enkels anmaßte, sich etwas empfindlich darüber äusserte, daß man diese Angelegenheit ohne sein Zuthun zu Stande gebracht hatte.

Alberoni hielt es indessen nicht für unnöthig, sich bey Ludewig, mit dem ausdrücklichen Verlangen der Prinzessin Ursini, des Stillschweigens wegen zu entschuldigen.

Die Prinzessin Ursini war es längst nicht mehr gewohnt, Rücksichten auf Frankreich zu nehmen; sie wandte daher auch keine erhebliche Sorgfalt auf ihre Rechtfertigung. Dieß erwartete Alberoni und veranlaßte es, damit sie

ihm selbst, bey der Ausführung seines Plans, in die Hand arbeiten sollte.

Die Eigenmacht und Allgewalt der Günstlingin hatte zu Versailles längst misfallen. Längst wurde eine französische Parthey und Intriguen zu Madrit unterhalten, um ihr Ansehn zu untergraben. Alberoni näherte sich unvermerkt dieser französischen Faktion. Indem die Ursini keinen treuern Anhänger und Schildknappen zu haben wähnte, als ihren „lieben Abbe," suchte er sich ins Geheim täglich mehr als den treuesten Diener Ludewig des Vierzehnten zu bewähren, wurde unter die Zahl seiner geheimen vertrauten Räthe, am Spanischen Hofe, aufgenommen und bereitete sich auf diese Weise eine wirksame Parthey, zu welcher er jedoch nur im Nothfalle seine Zuflucht zu nehmen gedachte.

Indem er sich hier den Rücken zu decken suchte, bereitete er seinen eigentlichen Operationsplan immer mehr vor. Das Verhältniß des Vertrauens, worin er zu der Prinzessin Ursini stand, gab ihm Gelegenheit, sich auch dem Könige immer mehr zu nähern und sich seines Ver-

trauens und seiner Gunst zu bemächtigen. Das Geheimniß der Heyraths Unterhandlungen, worin sie alle dreye, aber auch sie drey nur eingeweiht waren, verband ihn mit dem einen, wie der andern täglich näher und fester und erleichterte ihm auch hier die Vorbereitung zu dem Plane, den er in kurzem auszuführen gedachte.

Indeßen hatte Ludewig die ihm von Alberoni ins Licht gesetzten Vortheile dieser Heyrath, für das Haus Bourbon, erwogen und seine Zustimmung gegeben. Der Pabst war ebenfalls in Rath genommen und dafür gewonnen. Die Verbindung wurde nun öffentlich erklärt und alles Widerspruchs, insbesondere Oestreichs, ohnerachtet, durch den Kardinal Aquaviva (den 14. Sept. 1714.) vollzogen.

Bald nachher reiste die junge Königin, in Begleitung eben dieses Kardinals, um die Oestreichschen Staaten zu vermeiden, zu Wasser bis nach Genua; wo er sie dem Marquis de los Balbzes, der von Madrit aus dahin gesandt war, überlieferte. Der Plan war, sie von hieraus die Reise nach Spanien ebenfalls zur See fortsetzen zu lassen. Allein die junge Köni-

gin hatte sich auf jener kurzen Seefahrt so übel befunden und dadurch einen so lebhaften Widerwillen gegen die Wasserreisen bekommen, daß man sich entschließen mußte, sie ihre Reise zu Lande fortsetzen zu lassen. In sehr mäßigen Tagereisen ging sie nun durch das südliche Frankreich; hatte zu Bayonne eine Zusammenkunft mit der verwittweten Königin und setzte dann ihre Reise, unter Begleitung des Herzogs von Medina Sidonia, bis Xadraquez fort, wohin die Prinzessin von Ursini zu ihrer Bewillkommung entgegen gegangen war.

Hier harrete sie der jungen Königin mit dem Vorsatze, sie gleich bey ihrem Empfange in das Verhältniß zu setzen, in welches sie dieselbe zu sich erhalten wollte. Nach dem Bilde, welches ihr der Abbe Alberoni von der Ankommenden gemacht hatte, hielt sie ein decidirtes, imponirendes Wesen dazu am allergeschicktesten. Sie hielt sie für ein Kind, das mit der Welt völlig unbekannt, von den Verhältnissen, worin sie trat, nur erst durch sie, ihre künftige Oberhofmeisterin, unterrichtet werden solle. Sie glaubte dafür gesorgt zu haben, daß sie auf ihrer Rei-

se von Niemanden Auskunft erhielte, über nichts aufgeklärt würde. Daß dieß dort nicht bereits geschehn sey, davon war sie durch Alberoni versichert worden und dieser stand izt bey ihr so entschieden im Vertrauen, daß sie an seine Versicherungen mit der vollkommensten Zuversicht glaubte.

Nie war indessen ein Vertrauen mehr hintergangen, als das ihrige. Alberoni hatte sie vollkommen überlistet und unter der Zeit, da sie darauf dachte, durch diese neue Heyrath des Königs, ihre Herrschaft über den König noch mehr zu befestigen, die zweckmäßigsten Vorkehrungen gemacht, sie ihr für immer zu entreissen. Er hatte dafür gesorgt, daß die Prinzessin, vor ihrer Abreise, auf das genaueste von dem Charakter und Verhältnisse der Prinzessin Ursini unrichtet wurde. Er kannte ihren hochfahrenden Geist, ihr muthvolles und entschlossenes Gemüth. Er kannte den König und wußte, daß er nur durch Ueberraschung bestimmt werden könne. War die Prinzessin Ursini bey ihm, so war ohnzweifel jeder Versuch, sie zu entfernen, vergebens. Der König empfand zwar ihre Herr-

schaft zuweilen; allein es war ihm durch Gewohnheit zur andern Natur geworden, unter ihr zu stehn. So lange sie blieb was sie war, konnte Alberoni nur eine untergeordnete Rolle spielen. War sie entfernt, so schien es ihm ein leichtes, durch die Königin allmächtig zu werden. Er legte seinen Plan mit behutsamer aber fester Hand an und führte ihn mit einer seltenen Kraft aus.

Die Prinzessin Ursini, die von alle dem nichts ahnete, war kaum abgereißt, als Alberoni zum Könige ging und ihm einen Brief von seiner jungen Gemahlin überreichte. In diesem fand der König, neben den Ausdrücken des zärtlichsten Verlangens, die Erklärung: daß sie, so sehnlich sie auch ihre Vereinigung mit ihm wünsche, doch nur unter der Bedingung zu ihm kommen könne, daß er die Prinzessin Ursini von seiner Person und dem Hofe entferne.

Alberonis listige Beredtsamkeit unterstützte diesen Antrag. Der französische Bothschafter wirkte ebenfalls nachdrücklich mit; — Philips Entschluß war ohne Mühe bestimmt. Er unterschrieb die nöthigen Befehle; und Alberoni

machte sich nun ebenfalls eiligst auf, als ausserordentlicher Gesandter ihres Oheims (wozu er so eben, mit der Würde eines Grafen, erhoben war) die junge Königin zu empfangen. Indem er der Prinzessin Ursini voran nach Barzelona eilte, erhob sich der König nach Guadalaxara, wo er sein Beylager mit ihr vollziehen wollte.

Alberoni unterrichtete indessen die junge Königin von seinem Entwurfe zur Entfernung der Prinzessin Ursini und fand an ihr eine über alle Erwartung gelehrige Schülerin. Sie war zu nichts weniger geneigt, als sich auf dem Throne beherrschen zu lassen. Sie selbst wollte herrschen und allein herrschen. Ihre Phantasie war mit dieser Vorstellung erfüllt. Die Schilderung ihres künftigen Gemahls hatte ihr eine Aussicht eröffnet, die zu reizend für sie war, als daß sie sich dieselbe mit Gleichgültigkeit hätte können verdunkeln, oder gar verschließen lassen. Es bedurfte daher keiner Ueberredung, um sie zu einem Entschlusse zu bestimmen, den ihre lebendigste Bestrebung von selbst hervorbrachte. Sie faßte ihre Rolle mit einer solchen Leichtigkeit auf

und führte sie mit so vieler Sicherheit aus, daß man nichts weniger als den ersten Versuch darin erkennen konnte.

Die Prinzessin Ursini erleichterte ihr freylich die Ausführung durch ihr Betragen sehr. Sie hatte dasselbe nach den falschen Voraussetzungen von dem Charakter der jungen Königin berechnet. Nicht nur stellte sie sich ihr gleich als ihre Oberhofmeisterin dar; sondern gedachte sich auch als solche gleich bey ihr in Ansehn zu setzen.

In dieser Absicht empfing sie dieselbe gleich mit ziemlich unfreundlichen Vorwürfen, über die saumselige Fortsetzung ihrer Reise, tadelte ihren Kopfputz und übrige Kleidung und hub an, ihr eine lange Vorlesung im Gouvernanten Tone, über ihren Anzug, ihr Betragen und ihre ganze Lebensart zu halten.

Die Königin hörte sie eine Zeitlang an, ohne sie einer Anrede, oder Antwort zu würdigen. Dann drehte sie ihr den Rücken zu. Als die Oberhofmeisterin auch diesen Wink nicht verstehen wollte, sondern nur mit erhöhtem Eifer in ihrer Vorlesung fortfuhr, brach die Ungeduld der Königin mit großer Heftigkeit aus. Sie

befahl ihr, sich zu entfernen und als die Prinzessin, darüber bestürzt, zögerte, rief die Königin den Kommendanten der Leibwache, der sie von der spanischen Grenze an begleitet hatte, und befahl ihm, die Prinzessin zu verhaften, so wie sie da sey, in ihren Wagen zu setzen und über die Grenze zu führen.

So sehr die Prinzessin durch diesen Befehl überrascht wurde, so verlohr sie dennoch die Gegenwart des Geistes nicht. Sie erklärte mit ziemlicher Fassung: sie sey bereit dem Befehle zu gehorchen und sich zu entfernen; aber nicht ausser Landes, sondern zurück zum Könige. Von ihm wolle sie erst die Bestätigung des Befehls der Königin hören.

Izt trat der Obrist der Garde herbey und zeigte ihr den Königlichen Befehl, zu ihrer Verhaftung und Deportirung. Nunmehr war auch ihre Besonnenheit und Muth dahin. Ein Strohm von Thränen stürzte aus ihren Augen, sie hüllte ihr Gesicht in ihr Schnupftuch und verließ schluchzend das Zimmer.

Ohne Aufschub wurde sie in ihren Wagen geschaft und genöthigt, mit Zurücklassung

ihres Gepäcks und ihrer Papiere, eine weite Reise ohne alle dazu erfoderlichen Bequemlichkeiten in einer kalten Winternacht anzutreten und dieselbe ununterbrochen, in dem schlechtesten Wetter und über die beschwerlichsten und gefahrvollesten Wege, von einem Detaschement der Garde, als eine Gefangene begleitet, bis über die spanische Grenze hinaus fortzusetzen.

Dieser Meisterstreich, womit die junge Königin auftrat, setzte den Hof und das ganze Reich in Erstaunen, sie selbst aber in Achtung und Gunst. Die Prinzessin Ursini war, besonders dem hohen Adel, sehr verhaßt; ihre Entfernung sah man als eine Befreyung von einer lästigen und erniedrigenden Tyranney an. Der König vergaß, über den Anblick dieser jungen reizenden Gemahlin, die alte Frau um so leichter, da er ihre Herrschsucht doch auch, besonders in der letzten Zeit, etwas lästig gefunden hatte.

Alberoni suchte seinen Antheil an dieser Intrige auch nach ihrer Entfernung noch hinter einer scheinbaren Verwendung zu ihrem Besten zu verstecken. Er war es hauptsächlich, der dafür sorgte, daß ihr alle ihre Effekten, Papiere,

ihr ganzes Vermögen nachgeschickt wurde. Er übermachte ihr ein Handschreiben von dem Könige, worin dieser der Verjagten die Fortdauer seiner Gnade und eine lebenslängliche Pension versicherte.

Die Prinzessin Ursini hatte den Boden Frankreichs mit dem Vorsatze betreten, nach Versailles zu gehn, um, wie sie nicht zweifelte, durch die Verwendung des Königs und ihrer Freundin, der Frau von Maintenon, die Wiederherstellung in ihre Aemter und Verhältnisse zu erlangen und sich dann an der Königin und ihren Feinden, wer sie auch seyn mogten, auf das empfindlichste zu rächen.

Allein wieder alle ihre Erwartung verbat der französische Hof ihren Besuch und ließ ihr unter der Hand den Rath geben, Frankreich so bald als möglich zu verlassen. Die Prinzessin begab sich nun nach Italien: — wohin ihr ihre Effekten bald folgten und lebte in Rom, (bis in das Jahr 1722). von den in Spanien während ihrer Herrschaft zusammengehäuften Schätzen und einer französischen und spanischen Pension, mit vieler Pracht, — jedoch wohl nicht ohne heimlichen Kum-

mer; — bis sie die Genugthuung hatte, sich an dem, der sie stürzte, durch seinen eigenen Sturz gerächt zu sehn.

Bis dahin sollte er indessen erst noch sehr hoch gehoben, Unternehmungen, worüber ganz Europa staunte und in Unruhe gerieth, durch ihn unternommen werden. Die Königin fühlte bald, wie leicht es ihr seyn würde, ein allgemeines und entscheidendes Uebergewicht über ihren Gemahl zu erlangen. Allein sie fühlte auch, daß sie eines vertrauten Raths bedürfe; und Alberoni unterließ nichts, um dieß Gefühl zu einer deutlichen Erkenntniß zu befördern. Niemand war, der ihm diese Stelle streitig machen konnte, als die alte Donna Laura, ehmalige Amme der Königin. Allein diese war fremd, wie die Königin, in dem Lande, und an dem Hofe, wo so viel auf Kenntniß der Sitten, Personen und Verhältnisse ankam, wenn sie eine allgemeine und daurende Herrschaft begründen wollte. Alberoni unterrichtete die Königin über den Charakter ihres Gemahls, die Art, wie sie seinen Willen sich fast unbedingt unterwerfen könne. Auf sein Anstiften wurde die Begleite-

rin

rin der Königin, Prinzessin Piombino — vielleicht weil er in ihr eine zweyte Ursini fürchtete — wieder zurück gesandt. Die alte Donna Laura war bald gewonnen. Sie war eitel, intrigant und geldgierig. Alberoni wußte diese Leidenschaften zu beschäftigen; sie so zu seinen Zwecken zu leiten.

Durch das Vertrauen, welches er bey der Königin und ihrer Vertrauten genoß, kam er auch mit dem Könige selbst sehr bald in eine nähere persönliche Verbindung. Die Königin hatte gleich von Anfang an, auf den Rath Alberonis, sich ganz des Königs, auch als Gesellschafterin, zu bemächtigen gesucht. Fortwährend bemühte sie sich, jeden von ihm entfernt zu halten, von dessen Ergebenheit sie und Alberoni nicht ganz gewiß waren.

Der König, schon durch die Prinzessin Ursini an einen kleinen Zirkel weniger vertrauter Personen gewöhnt, fand es sehr bequem und angenehm, durch seine junge Gemahlin nicht in dieser Gewohnheit unterbrochen zu werden. Neben der Stelle eines Vertrauten der Königin, bekleidete nun Alberoni auch die eines Hof-

narren des Königs. Bey dem Könige fand sich jetzt schon oft die trübe Laune ein, die sich in der Folge so ganz seiner bemächtigte. Alberonis Erheiterungs-Talente erhielten dadurch einen erhöhten Werth und machten ihn dem Könige — auch der Königin, in dem täglich schwerer werdenden Geschäfte der Unterhaltung ihres Gemahls — täglich nothwendiger. War sie erschöpft, oder ermüdet, so lößte sie Alberoni ab. Er begleitete den König auf seinen Spazierfahrten; auf der Jagd. — Um sich des Königs und der Königin ganz zu bemächtigen, empfahl er letzterer zum Beichtvater einen Mann dessen Unbedeutenheit und Resignation er hinlänglich kannte.

In kurzem waren nun alle, die durch die Prinzessin Ursini befördert waren, aus ihren Bedienungen verdrängt, oder doch unwirksam gemacht. Der Kardinal del Giudice befand sich unter der Anzahl der letztern. Er bekleidete zwar noch eine Zeitlang die Stelle eines Premierministers, allein ohne den Einfluß eines Subalternen zu haben. Alberoni übte die Wirksamkeit eines Premierministers, ohne die Bedienung, oder den Titel eines Subalternen zu

haben. Die Königin, Alberoni und Donna Laura bildeten den wirklichen geheimen Rath des Königs; die wirklichen geheimen Räthe hielten Sitzungen, ohne einen geheimen Rath zu bilden. Als eine wichtige Gehülfin jener heiligen und allein wirksamen Dreyzahl muß die Tochter der Donna Laura, ein reizendes aber koquettes Geschöpf erwähnt werden. Sie versammlete um sich einen Hof von Anbetern, die sie zu Partheygängern der Parthey machte, der sie angehörte. Man nannte diese bey Hofe und im Publikum die italiänische Parthey. Sie war, wenn auch nicht die zahlreichste, doch die mächtigste, oder vielmehr allein wirksame.

Jemehr indessen die Minister und Großen am Hofe ihre Unwirksamkeit fühlten; jemehr sie sich von der Person des Königs und jedem Einflusse entfernt sahn, destomehr entwickelte sich sehr natürlich Unzufriedenheit, welche, unter denen die sie gemeinschaftlich hegten, auch eine Art von Verbindung veranlassen mußte. Die spanischen Großen konnten es sich nicht länger verhehlen, daß sie durch die Entfernung der Fürstin Ursini eigentlich nichts gewonnen hatten. Zu ihren

größesten Verdruß erblickten sie aufs Neue die Herrschaft in den Händen ausländischer Günstlinge auf die sie ohnehin, wegen der Niedrigkeit ihrer Abkunft, mit der tiefsten Verachtung herabsahn.

Man bemerkte also, nachdem sich die italiänische Parthey gebildet hatte, auch eine spanische Parthey am Hofe; die jedoch ihrer Unwirksamkeit und Unbedeutenheit wegen, neben jener nur erwähnt zu werden verdient. Mehr Aufmerksamkeit und eine behutsamere Behandlung erfoderte noch immer eine dritte, die französische Parthey.

Diese war noch nicht ganz aus den Bedienungen verdrängt und das Ansehn Ludewigs des Vierzehnten, gereichte ihr bis an seinem Tode zu einem mächtigen Schutze. Ueberdieß bestand sie meistens aus intriganten, thätigen Menschen, die in der Erhaltung eines französischen Einflusses ihr Glück zu machen trachteten.

Alberoni fand daher für gut, immer noch einige Verbindung mit dieser zu unterhalten. Er suchte durch sie in das französische Kabinet Ein-

fluß zu bekommen; zugleich aber auch, durch die Theilnahme an ihren Ideen und Planen, um so sicherer ihre Wirksamkeit am spanischen Hofe zu schwächen und womöglich gänzlich zu unterdrücken.

Mit großer Kunst nährte und richtete er den Ehrgeiz der Königin, um ihn zu seinen Zwecken benutzen zu können. Er eröffnete ihr, wiewohl mit ungemeiner Vorsicht und Klugheit, die Aussicht, zur Versorgung ihrer Kinder in Italien und zur Wiederherstellung der Spanischen Monarchie, in dem Umfange, den sie vor dem Erbfolgekriege gehabt hatte. Durch die Zergliederung dieses Entwurfs und allgemeinen Maasregeln, zur Ausführung desselben, drang er immer tiefer in ihr Vertrauen und reitzte ihre Thätigkeit zu einer erhöhten Energie.

Sein Einfluß in die innere Regierung konnte bald nicht mehr gewinnen; allein seine äussere Lage konnte fester und glänzender werden. Nachdem er sich in der Wirksamkeit eines Premierministers befestigt hatte, wollte er nun auch Premierminister heißen. Um jedoch auf dem schlüpfrigen und gefahrvollen Boden dieser politischen

Höhe wenigstens gegen den ärgsten Unfall gesichert zu seyn, bemühte er sich zugleich um den Kardinalshut, noch vor seiner Erhebung zum Premierminister. Vielleicht war auch die Erlangung der höchsten geistliche Würde, zu der ein Privatmann hinaufsteigen kann, für die Eitelkeit des ehmaligen Chorknaben und Glöckners wohl schon an sich Ziel. Vielleicht hatte er auch noch über denselben hinaus, schon die dreyfache Krone im Auge und glaubte, in dem günstigen Zeitpunkte, von hieraus nur die Hand darnach ausstrecken zu dürfen.

Für einen Abbe, der nie eine Würde in der Kirche, überhaupt nie eine höhere Pfründe, als die eines Präbendars bey der Kathedralkirche zu Piazenza bekleidet hatte, war das Bestreben nach dem Kardinalshute, auch wenn es sich nur hierauf einschränkte, im hohen Grade auffallend. Die Art, wie der Antrag von dem Pabste aufgenommen wurde, bestätigte dieß und machte ihm nicht mehr Hoffnung als sein kirchliches Verhältniß. Indessen ließ sich Alberoni dadurch nicht abschrecken. Er hatte die Königin so fest in sein Interesse verwickelt und zeigte ihr so schein-

bar in seiner Erhebung unausbleibliche Vortheile für ihren Plan, daß sie nicht müde wurde, den König zu dringenden Aufforderungen an den Pabst zu ermuntern. Ueberdieß ereigneten sich nach und nach verschiedene Umstände, welche Alberoni mit der ihm eigenen Geschicklichkeit zu benutzen wußte.

Schon seit einiger Zeit war der Pabst mit dem Hofe zu Madrit in einigen Streitigkeiten, über die geistliche Gerichtsbarkeit, begriffen. Alberoni suchte es auf eine, dem Papste ziemlich vortheilhafte, Weise beyzulegen.

Daß er das Verdienst, was er sich hiedurch um den päbstlichen Stuhl erworben hatte, nicht eben so, wie seine Absichten mit dem Schleier des Geheimnisses verhüllte, darf kaum hinzugesetzt werden. Er wußte es sehr wohl merkbar zu machen, daß er es sey, der dem päbstlichen Nuntius die — bisher standhaft verweigerte — Erlaubniß nach Madrit zu kommen ausgewirkt habe. Indem er ihm auf diese Weise seine Wichtigkeit fühlen ließ, bezeigte er ihm zugleich die schmeichelhafteste Aufmerksamkeit und das leb-

hafteste Interesse, für den päbstlichen Stuhl und den Vortheil der Kirche.

Diesen Vorspiegelungen wußte er noch mehr Schein zu geben, durch die Rüstungen, welche, wie er dem heiligen Vater glaubend machte, auf seinen Betrieb in Spanien gegen die Türken vorgenommen würden. Die Türken hatten die Venetianer angegriffen und selbst das Gebieth des Pabstes bedrohet. Von diesem ergingen daher eiligst dringende Auffoderungen an alle christkatholischen Mächte, vornehmlich an den katholischen König von Spanien, seine Macht mit Oestreich und Venedig, wider diesen Erbfeind der Christenheit zu vereinigen.

Alberoni wiederholte im Namen des Königs die Versprechungen dieses Beystandes eben so oft als das Gesuch, um die Kardinalswürde für sich. Er wußte, durch den Nuntius zu Madrit und den Spanischen Gesandten zu Rom, dem Pabste glaubend zu machen, daß die Erfüllung des Versprechens nur von der Erfüllung seines Gesuchs abhänge. Nach, lange mit der größesten Beharrlichkeit und zuletzt in den nachdrücklichsten Ausdrücken, selbst unter Drohungen,

fortgesetzten Anträgen, brachte er endlich den heiligen Vater zu dem Entschlusse, alle Bedenklichkeiten bey Seite zu setzen. Der Abbe Alberoni wurde, in einem (den 12. Jul. 1717.) zu Rom gehaltenen Konsistorium, zum Kardinal ernannt.

Als die Verdienste, welche ihn zu dieser Erhebung Ansprüche gäben, wurden seine Ausgleichung der Streitigkeiten des päbstlichen Stuhls mit der Krone Spanien und der nun gewiß zu erwartende Beystand des Königs von Spanien, gegen den Erbfeind der Christenheit angeführt und öffentlich gerühmt und verheissen.

An eben dem Tage, als diese Ernennung zu Madrit anlangte, erhob der König den neuen Kardinal zum Grand von Spanien, von der ersten Klasse. Die Ernennung zum Premierminister folgte dieser Erhebung unmittelbar; indem der Kardinal del Guidice bereits aus dieser Stelle verdrängt und nach Rom vertrieben war.

Noch hatte man nicht aufgehört, sich hierüber seine Bemerkungen mitzutheilen, als die Erledigung des Bisthums Mallaga, ihm den Bi-

schofsstab und ein jährliches Einkommen, von wenigstens sechzig tausend Dukaten, zu wege brachte.

Indem er auf diese Weise für seine persönliche Erhebung gearbeitet hatte, waren die Plane, zur Wiederherstellung der Größe der Spanischen Monarchie und zur Versorgung der Kinder Elisabethens in Italien, auf Kosten des Hauses Oestreich, nicht verabsäumt worden. Alberoni haßte Oestreich und wurde dadurch in dem kühnen Entschlusse täglich mehr bestärkt, durch die Demüthigung dieses mächtigen Fürstenhauses seinen Namen der Nachwelt eben so merkwürdig, als den Zeitgenossen furchtbar zu machen.

Die Königin hatte binnen zwey Jahren zwey Söhne zur Welt gebohren. Ihr Stolz fand es unerträglich, daß ihre Kinder den Söhnen der ersten Gemahlin Philips als Unterthanen gehorchen sollten. Sie wünschte die italiänischen Länder, die ehmals Provinzen Spaniens gewesen waren, wieder zu erobern, um ihre Söhne zu Regenten zu erheben. Alberoni nährte diese Ideen und legte einen Plan vor, wie sie zur Ausführung gebracht werden könnten. Beyde vereinigten nun ihre Talente und Wirksamkeit zu

einer möglichst baldigen Ausführung; welche auch anfangs von den Umständen begünstigt zu werden schien.

Unterstützung von aussen her durfte man zu diesem großen Unternehmen nicht erwarten. Alle Staaten schienen des Kriegs überdrüßig zu seyn. Ueberdem hatten sich manche Verhältnisse sehr geändert. Frankreich war im Begriff, aus einem befreundeten und beschützenden Staate ein mistrauischer Beobachter; — ein Gegner zu werden. Seit dem Tode Ludewig des Vierzehnten war die französische Parthey immer mehr von jeder Theilnahme an der Spanischen Regierung zurückgedrängt. Ja man hatte sich geneigt bezeigt, das Verhältniß beyder Staaten ganz umzukehren und Frankreich in die Abhängigkeit von Spanien zu setzen, in welcher dieses Reich so lange von jenem erhalten war. In dem Kabinette zu Madrit brachte man wirklich in Anregung, daß Philip Anspruch auf die Regentschaft und Vormundschaft des jungen Königs Ludewig des Funfzehnten machen müsse. Dieß geschah freylich nicht, denn der Herzog von Orleans war in Besitz, ehe König

Philip zu einem Entschlusse bestimmt werden konnte; allein eben deshalb konnte auch keine besondere Freundschaft von dem Regenten Frankreichs erwartet werden.

In Spanien hatte man Orleans in Verdacht, daß er die Absicht gehabt und Versuche gemacht habe: Philip die Krone zu rauben. Der Herzog von Orleans hegte fortwährend den Verdacht, daß man von Spanischer Seite darauf denke, ihn aus der Regentschaft zu verdrängen. Wiewohl also der Anschein von Freundschaft und Einverständniß noch eine Zeitlang beybehalten wurde; so fühlte man doch, auf beyden Seiten, die Spannung, welche dieß Mißverhältniß hervorbrachte.

Eine ähnliche Befürchtung, worin sich der neue König von England, Georg der Erste, in Betreff der fortwährenden Ansprüche des Prätendenten, seiner Anhänger in Großbritannien und seiner Freunde ausserhalb, befand, brachte eine Näherung und endlich eine förmliche Verbindung, zwischen ihm und dem Herzoge von Orleans, hervor. Beyde garantirten sich ihre Regenten-Gewalt, gegen jeden Angriff.

Beyden lag daran, die Ruhe von Europa zu erhalten. Vereint machten sie daher den König Philip den Antrag, ihn völlig mit dem Kaiser auszusöhnen. Die Art, wie Alberoni diesem ausgewichen war, konnte ihm ein Zutrauen, wie er es wünschte, nicht erwecken. Wenigstens konnte er bey beyden auf keine kräftige Mitwirkung zu seinem Zwecke rechnen. Wie sollte er dieß nun noch mehr von andern Staaten erwarten.

Sehr richtig urtheilte daher Alberoni, daß Spaniens innere Kraft belebt und besser als bisher benutzt werden müsse. Er glaubte durch sie und eine kluge Benutzung der Zeitumstände, auch ohne Mitwirkung einer der übrigen Mächte, zu seinem Ziele gelangen zu können. Darauf rechnete er indessen, daß die, welche nicht für ihn seyn wollten, auch nicht gegen ihn seyn würden. Worauf er diese Voraussetzung gründete, ist freylich um so weniger zu erklären; da es ihm nicht unbekannt seyn konnte, daß von England an einem Vertheydigungs-Bündnisse zwischen ihm, Frankreich, Oestreich, den Generalstaaten gearbeitet wurde.

Noch war er nicht öffentlich zum Minister erklärt, als er schon mit der größesten Thätigkeit, durch die Königin, zur Verbesserung der Finanzen und Belebung der National-Industrie hinzuwirken anfing. In den Finanzen wurden Einschränkungen und Verbesserungen versucht; zur Belebung der Industrie, nach den damaligen Staatswirthschaftlichen Grundsätzen, Manufakturwesen in Anregung gebracht. Vornehmlich wandte er seine Aufmerksamkeit auf die Wollenmanufaktur. Fremde Manufakturisten wurden ins Land gezogen und die in solchen Fällen gewöhnlichen Mittel zur Belebung der Manufaktur-Industrie, so weit sie mit dem Nationalgeiste vereinbarlich waren, angewandt.

Diese Verbesserungen, wenn sie auch alle zweckmäßig gewesen wären und allgemeine Geneigtheit bey der Nation gefunden hätten, konnten doch nur langsam wirken oder erst spät zu der Erreichung des vorgesteckten Ziels angewandt werden. Alberoni suchte daher ausserordentliche Hülfsmittel auf und die Zeitumstände, die ihn zu einer baldigen Ausführung seines Plans aufzumuntern schienen, gaben ihm auch, in Rück-

sicht auf die Mittel, Hinweisungen, die er mit seiner ihm eigenen Kühnheit und Gewandtheit benutzte.

Schon oben ist des zwischen der Pforte und Venedig ausgebrochenen Krieges Erwähnung gethan worden. Oestreich sah sich genöthigt, zur Vertheydigung seiner Grenzbesitzungen, Antheil daran zu nehmen und der Pabst foderte den König von Spanien, zur Beschützung der italiänischen Küste, gegen die Ueberfälle der Muselmänner auf.

Durch diese Ereignisse wurden bey Alberoni eine zweyfache Idee geweckt und zu unabänderlichen Vorsätzen bestimmt. Dieser neue Krieg, welchen der Kaiser mit der Anstrengung seiner ganzen ohnehin noch nicht wieder sehr zu Kräften gekommnen Macht zu führen genöthigt war, schien ihm den günstigen Zeitpunkt eines Angriffs von Seiten Spaniens zu bestimmen; und die Auffoderung des Pabstes sollte die Mittel zur Rüstung auf jenen Zweck, so wie den Vorwand, hinter welchem die wahre Absicht für erst leicht und sicher verborgen werden könne, an die Hand geben.

Alberoni bezeigte dem Papste die Geneigtheit seines Königs, den Wunsch desselben zu erfüllen; dafern nur der Pabst ihm in Herbeyschaffung der Mittel dazu behülflich seyn wolle. Durch diese Vorspieglungen brachte er es dahin, daß der Pabst den König, zur Erhebung einer beträchtlichen Abgabe von der Geistlichkeit, durch eine Bulle bevollmächtigte.

Mit dieser Unterstützung begann er nun auf das eiligste eine Rüstung, die mit einem Eifer und in einer Ausdehnung betrieben wurde, welche seit langer Zeit in Spanien eine unerhörte Erscheinung war. Unter dem angezeigten Vorwande, war sie ziemlich weit gediehen; ehe man auch nur ahnete, daß sie eine andere, als die angegebene Absicht haben könne. Wenige Minister haben die Kunst, ihre Absichten hinter Geheimniß, Trug und Vorspieglungen zu verbergen, wie Alberoni verstanden; so viele sie geübt und allen Fleiß darauf verwandt haben.

In der Folge, als er die Rüstungen immer erweiterte und die Anwendung derselben zu dem vorgespiegelten Plane absichtlich weiter hinaus

zu

zu rücken schien, konnte er freylich nicht verhindern, daß diese Rüstung nicht Aufmerksamkeit, auch hin und wieder Befürchtungen erregte. Man bemerkte, daß nicht blos einige Kriegsschiffe in den Stand gesetzt wurden; auch in der Landarmee sah man ungewöhnliche große und emsige Zurüstungen. Der Regent von Frankreich, der ein immer reges Mistrauen gegen die Absichten Spaniens hegte, fing an zu fürchten, daß diese Rüstungen ihn und seine Regentschaft näher angehen mögten. Alberoni versicherte zwar fortwährend mit der größesten Zuversicht, daß die Rüstung allein, der Auffoderung des Pabstes zufolge, gegen die Türken gerichtet sey. Allein dieß schlug den Argwohn Frankreichs doch nicht völlig nieder. Man beruhigte sich nicht eher, als bis man wahrnahm, daß Transportschiffe in den Stand gesetzt wurden, um die mobilgemachten Truppen aufzunehmen.

Dieser Umstand erregte hingegen wieder die Aufmerksamkeit Oestreichs und Englands. Das kaiserliche Kabinet äusserte Befürchtungen und wandte sich an den Pabst, um die Bestimmung dieser Truppen zu erfahren. Der Pabst versi-

cherte, daß er von keiner andern Bestimmung etwas wisse, als selbst zu Gunsten Oestreichs, gegen den Erbfeind des Christenthums. Indessen wand er sich noch mit einer ausdrücklichen Anfrage an den König von Spanien und erhielt eine klare und bestimmte Bestätigung der oft schon empfangenen Versicherung.

Er sowohl als die übrigen Mächte mußten sich hiermit vor der Hand zufrieden stellen; wiewohl der Glaube an diese Versicherung immer noch wankte. Oestreich, besonders aber England blieben in Unruhe. England war damals durch einen neuen Angriff des Prätendenten bedroht. Die Partheyen waren in Gährung. Eine Befürchtung, daß die ausgerüsteten Truppen die Unterstützung des Ritter St. Georg und seiner Anhänger zur Absicht haben, drängte sich den Freunden des Hauses Hannover stets von neuem auf. Selbst das Ministerium war nicht ganz davon frey, zumal da Alberoni sich gewissermaßen zu isoliren suchte und auf Anträge zu einer Vertheydigungs-Verbindung stets unbestimmte Antworten ertheilte.

Alberoni wollte die Ausführung seines Plans nicht eher beginnen, eh er nicht zum Kardinal ernannt war. Die Zögerung des Pabstes, verzögerte daher auch das Auslaufen der Flotte. Endlich nachdem Clemens, durch die so oft wiederholten Versicherungen getäuscht, den Wunsch Alberonis erfüllt hatte wurden die Truppen eingeschifft und die Flotte ging unter Segel.

Die Erwartung folgte ihr in das mittelländische Meer, um die Küste von Neapel, längs Italien hinauf. — Wie erstaunte man, als sie sich nach Sardinien wandte und hier eine Landung unternahm.

Jetzt gingen jedermann die Augen auf. Also auf die Hinwegnahme dieser Insel, auf Krieg mit Oestreich war es angesehn. Der Kaiser erwartete den Angriff am wenigsten hier und war also darauf nicht vorbereitet. Der Pabst hatte ihm den ruhigen Besitz — nicht nur dieser Insel, sondern aller seiner Italiänischen Staaten — während seines Krieges gegen die Türken, zugesichert. Sardinien hatte eine, dieser Sicherheit angemessene, höchst schwache Besatzung. Aber

eben deshalb richtete auch Alberoni zuerst dahin seinen Angriff.

Sein Plan war, Sardinien durch einen Handstreich wegzunehmen und dann sogleich Neapel anzugreifen. Schon seit einiger Zeit hatte er hier mit den Häuptern der ehmaligen Bourbonnischen Parthey einen geheimen Briefwechsel unterhalten. Er glaubte auf Unterstützung und einen schnellen und glücklichen Erfolg rechnen zu können.

Hätte er nicht den Zweck seiner persönlichen Erhebung mit diesem Zwecke der Verkleinerung Oestreichs verbunden und nicht mit dem Angriffe so lange gezögert, bis ihn der Pabst zum Kardinale ernannt hatte; wahrscheinlich wäre es unter den damaligen Umständen besser geglückt. Nunmehr aber mußte er sich, mit der, nicht ohne Schwierigkeit und Aufenthalt bewirkten, Besitznehmung Sardiniens fürs erste begnügen und die Fortsetzung dieses kühnen Unternehmens bis auf günstigere Zeiten versparen. Auf Sardinien wurde eine Besatzung gelassen und die Flotte und übrige Armee zu Genua und in benachbarten Häfen vor erst in Sicherheit gebracht.

Indessen hatte dieser unerwartete und kühne Schritt ganz Europa in die lebhafteste Bewegung gebracht. Der Kaiser wandte sich mit seinen Beschwerden zunächst an den Papst. Seine Klagen glichen Vorwürfen und schienen den Verdacht zu verrathen: als ob der Pabst um diesen Angriff vorher gewußt, ihn begünstigt habe.

Clemens konnte sich selbst nicht verbergen, daß der Schein einigermassen wider ihn sey. Es war bekannt, daß er an der, ebenfalls im höchsten Geheim betriebenen und Oestreich unangenehmen, Verbindung König Philips mit der Prinzessin von Parma Antheil gehabt habe. Er war seitdem mit dem spanischen Hofe nicht nur ausgesöhnt, sondern in ein besonders freundschaftliches Verhältniß getreten. Er hatte so eben Alberoni eine so auszeichnende und auffallende Gunstbezeigung erwiesen. — Seine ehmalige Abgeneigtheit gegen Oestreich und Vorliebe für das Haus Bourbon mußten wieder zu lebhaften Erinnerungen werden und einen Verdacht erwekken, den der Pabst, wenigstens nicht sogleich, auszulöschen vermogte. Er gerieth dadurch in die lebhafteste Verlegenheit, welche durch die

Foderungen des kaiserlichen Ministers um vieles vermehrt wurde.

Dieser trug darauf an, daß der päbstliche Nuntius, Aldovrandi, von Madrit zurückgerufen werde, weil er diese Unternehmung verschwiegen habe. Er drang auf den Widerruf der Kreutzbulle, wodurch Alberoni in den Stand gesetzt war, diese Rüstungen zu bestreiten. Er beschwerte sich über die Erhebung Alberonis und drang darauf, daß der Pabst, dafern er hintergangen sey, diese Hintergehung an denen ahnden solle, welche dazu besonders mitgewirkt hätten. Endlich foderte er den freyen Durchmarsch, für zwölftausend Mann, durch das päbstliche Gebieth nach Neapel und zeigte an, wie der Kaiser, zur Sicherung seiner Staaten, es für nöthig erachte, die Herzogthümer Parma, Piacenza und Toskana mit seinen Truppen zu besetzen.

Dieser Vortrag setzte den alten Clemens XI. in die ängstlichste Verlegenheit. Die natürliche Furchtsamkeit und Besorglichkeit seiner Gemüthsart, war stets mit seinem Priesterstolz und seinen hierarchischen Anmaßungen im Streite und

verleitete ihn zu der zweydeutigen Handlensart, die ihn aus einer Verlegenheit in die andere stürzte. Der Kaiser konnte nicht so überrascht durch den Schritt Alberonis seyn, als er es selbst war. Er war hintergangen, überlistet und noch dazu in dem Verdachte, als habe er geheimen Antheil an der Unternehmung, in welcher er die bitterste Beleidigung für sich und die Würde des heiligen Stuhls fand.

Er war höchst aufgebracht gegen Alberoni. Allein er fühlte sich auch durch die Sprache des Kaiserlichen Gesandten beleidigt. Er war daher eben so wenig geneigt, sich den Foderungen desselben willfährig zu bezeigen, als er ängstlich bemüht war, jenen Verdacht, einer geheimen Theilnahme an den Planen Alberonis, auszulöschen; ohne jedoch sich öffentlich deshalb zu rechtfertigen, als welches sein Stolz wieder tief unter seiner Würde fand.

Es war unmöglich, daß er jenen Verdacht vernichten konnte, ohne zugleich — was ihm freylich ebenfalls sehr schwer einging — sich als überlistet und betrogen darzustellen. Der Unwille, welcher durch diese mannigfaltige Verle-

genheit in seinem Gemüthe erregt wurde, floß in das Schreiben über, was er unverzüglich an den König Philip absandte und dem kaiserlichen Bothschafter abschriftlich mittheilte.

In diesem Schreiben beklagt er sich zuerst darüber, daß der König ihn hintergangen und die von ihm verwilligten geistlichen Subsidien keineswegs zu dem Zwecke verwendet habe, wozu sie verwilligt worden und welcher auch von ihm beständig vorgespiegelt sey. Er setzte hinzu, wie er befürchten müsse, daß Sr. katholische Majestät durch einige böse Rathgeber — welche dafür dereinst in der Hölle büßen würden — zu Maasregeln verführt worden, welche seine Ehre vor ganz Europa vernichten, viel Unheil stiften und Gottes Rache auffodern und bewirken würden; weshalb er ihn ermahnte, davon abzustehn und lieber dem wohlgemeinten Rath Sr. Heiligkeit, als den Ohrenbläsereyen jener verderblichen Menschen zu folgen; indem dieselben nach nichts weitern trachteten, als die Ehre des Königs zu brandmarken und die Wohlfarth der Kirche — ohnzweifel der Gegenstand der höchsten und ersten Fürsorge des katholischen Kö-

nigs — zu vernichten, anstatt für die Aufrechterhaltung derselben thätig zu seyn.

Dieses Brefe wurde nach und nach in ganz Europa gelesen. Der, an welchen es gerichtet war, bekam es beynah zuletzt, und nur auf dem Wege der öffentlichen Bekanntmachung, zu Gesichte. Man ist zweifelhaft, ob es der päbstliche Nuntius, oder der Kardinal Alberoni untergeschlagen habe. Wenigstens erfolgte keine Antwort darauf. Erst einige Zeit nachher wurde vom Spanischen Hofe, an seine Minister bey den übrigen, ein Cirkularschreiben, in Betref jenes Brefes, gesandt und im Namen des Königs erklärt: daß er nie einen solchen Brief von dem Pabste erhalten habe, auch könne er sich nicht als möglich denken, daß der Pabst es wagen werde, in einem solchen Tone an ihn zu schreiben.

Auf den Plan und die Entschliessungen Alberonis hatte dieses Schreiben so wenig, als manche Vorstellungen von andern Seiten her, Einfluß. Die Besitznehmung Sardiniens hatte seine und der Königin Phantasie nur noch mehr erhitzt. Er fand darin eine kräftige Aufmunterung, weiter fortzugehn; ohnerachtet diese neue

Akquisition kaum für einen erlangten Vortheil gelten konnte. Sie konnte ihm an sich wenig nützlich werden, und die Eroberung der übrigen Italiänischen Staaten des Kaisers wurde dadurch nicht erleichtert; zumal da der Kaiser Zeit hatte, dieselben, wenigstens auf dem festen Lande, in einen nachdrücklichen Vertheydigungsstand zu setzen.

War es Mangel an Fähigkeit, in mannigfaltigen und ausgedehnten Verhältnissen richtig zu sehn und Plane im Großen gehörig zu modificiren? Oder war sein Scharfsinn durch sein Glück geblendet und glaubte er nun: es müsse ihm alles gelingen, da ihm seine eigene Erhebung, allen äussern Schwierigkeiten und Hindernissen zum Trotz, gelungen war? Es scheint, als müsse man, nach den Beobachtungen über seinen Charakter, dieß letzte annehmen. Seit seiner Erhebung zum Kardinale, seit dem vertrauten Verhältnisse zu der Königin und der durch dieß gesicherten Minister-Allmacht hatte man eine sehr merkliche Veränderung in seinem ganzen Betragen wahrgenommen. So geschmeidig, bescheiden, kriechend gefällig, nachgiebig er bis dahin geschienen hatte, so heftig, stolz, eigensinnig und des-

potisch erschien er von nun an. Niemand durfte es wagen, ihm zu widersprechen. Er behandelte alle, die sich ihm nahten — selbst die angesehensten Staatsbedienten und die reichsten und mächtigsten Granden, mit dem auffallendsten Hochmuthe. Er faßte seine Entschlüsse schnell und nach dem ersten Anblicke, und nie wich er von dem ab, was er nach diesem geurtheilt, oder beschlossen hatte. Nie hat man in Spanien mehr über Despotie und Härte geklagt, als unter seiner Minister-Regierung, und nie hat ein Monarch von den Klagen und dem Drucke seines Volks weniger geahnet, als Philip, unter der Verwaltung dieses allmächtigen Ministers.

Je größer Alberoni, als Minister und Gewalthaber, wurde; desto kleiner erschien er als Mensch. Man erkannte immer deutlicher, daß Eitelkeit, Hochmuth und Herrschsucht seine Schritte leiteten, Leidenschaftlichkeit seine Entschlüsse bestimmten und Eigensinn sie zur Ausführung brachten. An keiner Unternehmung war dieß unverkennbarer, keine schadete daher auch seiner Achtung mehr, als die, wodurch er die Bewunderung der Zeitgenossen und der Nachwelt auf

das sicherste zu ergreifen glaubte. Sein geschicktes und glückliches Verhalten, in den engern Verhältnissen und kleinern ihn in der Nähe umgebenden Angelegenheiten, hatten ihm eine Meinung von der Kraft seines Geistes und der Unerschöpflichkeit seiner Hülfsmittel beygebracht, die ihn wohl hauptsächlich zu den nachfolgenden Fehlschritten verleitete. Seine Eitelkeit, vielleicht auch seine Unfähigkeit verhinderten ihn, den Unterschied, zwischen jenen persönlichen und diesen Staatsverhältnissen, wahrzunehmen. Die Fähigkeit und Kraft, die dort hinreichte, war hier unzulänglich. Dennoch fragte er auch itzt Niemand um Rath, achtete weder auf ein öffentliches, noch Privaturtheil.

Er bildete sich ein, wenigstens handelte er so, als ob er sich einbilde, der Haß, der ihn gegen das Haus Oestreich erhitze, müsse auch in allen andern Kabinetten Europens die Entschliessungen bestimmen. Daher hielt er sich überzeugt, daß die übrigen Mächte, wenn sie auch nicht sich mit ihm zur Vernichtung Oestreichs vereinigen wollten, doch neutral bleiben, sich gar nicht

in seinen Streit mit jener Macht mischen würden.

Geschah dieß, dann zweifelte er nicht, zumal bey der Fortdauer des Türkenkrieges, der Oestreichschen Macht in Italien leicht das Uebergewicht abzugewinnen.

Wiewohl er die Kräfte, die ihm zu Gebote standen, nicht gehörig berechnet hatte; so benutzte er doch die, welche ihm zu Gebote standen, wie es noch nie geschehn war. Die Rüstungen, welche er deshalb unternahm, waren zwar allerdings furchtbar und erregten, — zumal in Rücksicht auf die gänzliche Erschöpfung dieses Reichs, durch einen kam beendeten innern und äussern Krieg — das Erstaunen von ganz Europa.

In Spanien, Genua und Livorno wurden Truppen in großer Zahl angeworben, Waffen verfertigt und angekauft, Kriegsbedürfnisse herbeygeschaft, Schiffe gebaut, gekauft und in Mithe genommen.

Zu diesen, in Spanien bis dahin unerhörten Vorbereitungen, waren ausserordentliche Fonds erfoderlich; und auch diese wußte Alberoni in kurzer Zeit eher herbeyzuschaffen, eh

man sie zu andern Zeiten und in andern Staaten aufzufinden vermogte. In wenig Jahren bewirkte er eine, vorher in diesem Reiche nie gekannte, Ordnung in der Verwaltung der Finanzen. Nie waren die Hülfsquellen dieses großen Reichs so wie durch ihn benutzt worden. Eben der Mann, welcher den Haushalt eines Bischofs von Piacenza in kurzer Zeit in Unordnung gebracht hatte, stellte in noch kurzerer Zeit die höchst zerrütteten Finanzen der Spanischen Monarchie in einem Grade wieder her, wofür bis dahin ein Spanischer Minister nicht einmal den Begriff der Möglichkeit gehabt hatte. Freylich wurde auch hier sein despotischer Geist, wenigstens einem Theile der Nation, unangenehm fühlbar. Das Ganze derselben empfand indessen ohnstreitig diesen Druck weniger nachtheilig, als jene Unordnungen, die sich durch die ganze Staatsverwaltung verbreitet hatten.

Die Waffen waren es indessen nicht allein, wodurch er seinen Zweck zu erreichen trachtete; die Intrige sollte dem Muthe in die Hand arbeiten. Bekanntlich war damals der Kaiser mit den Türken in einem Kriege begriffen, der sich

seinem Ende zu nähern schien. Der Kaiser hatte sehr beträchtliche Vortheile erhalten, konnte also auf anständige Friedensbedingungen rechnen. Die Türken schienen den Frieden zu wünschen und die Gesandten der Seemächte zu Konstantinopel waren emsigst bemüht, ihn zu Stande zu bringen. Der Kaiser, der die Rüstungen Spaniens bemerkte und ihre Tendenz ahnete, war billig in seinen Foderungen, weil er freye Hand zu haben wünschte, um nöthigen Falls sich mit seiner ganzen Kraft gegen unangekündigte Angriffe vertheidigen zu können.

Eben diese Gründe bestimmten nun Alberoni, durch die Anwendung auch der ausserordentlichsten Mittel, diese friedlichen Absichten des Kaisers zu vereiteln. Sein Plan ging dahin, den Großsultan zur Fortsetzung des Krieges zu bestimmen. In dieser Absicht schickte er eine Gesandtschaft an den Ungarischen Fürsten Ragozzi, der sich damals als ein Vertriebener und Geächteter Rebelle, zu Adrianopel, unter dem Schutze des türkischen Kaisers, aufhielt. Er ließ ihm den Antrag einer Unterstützung zur Wiedereroberung seiner Besitzungen in Ungarn machen;

unter der Bedingung, daß er von dem Großherrn ebenfalls einen verhältnißmäßigen Beystand erhalte.

Wider seine Erwartung blieb diese Unterhandlung völlig ohne Erfolg. Die Pforte hatte sich schon in Friedensunterhandlungen eingelassen, Ragozzi war ohne Einfluß. Indessen war jener Antrag so öffentlich geschehn, daß ganz Europa ein Aergerniß daran nahm; und der Kaiser die bittersten Beschwerden darüber führte. Man legte es so aus: als habe Alberoni selbst mit dem Großsultan, dem Erbfeinde der Christenheit, eine Verbindung zu knüpfen gesucht. Dieß mußte um so empörender erscheinen, da es ganz eigentlich die Verpflichtung des katholischen Königs ist, mit den Türken nie nen Frieden zu machen, geschweige denn gegen den Römischen Kaiser, den Beschützer der Christenheit, sich in eine — sey es auch mittelbare — Verbindung einzulassen.

Der Kaiser klagte deshalb den Kardinal öffentlich bey dem Pabste an, und setzte hinzu, wie man aus sichern Quellen wisse: daß schon vor-

vorher, als Ragozzi sich in Frankreich aufgehalten habe, in derselben Absicht durch den Spanischen Gesandten am französischen Hofe, den Prinzen Cellamare, Unterhandlungen mit ihm gepflogen worden.

Dieser letztern Beschuldigung widersprach zwar der Prinz Cellamare in einem officiellen Circularschreiben; ohne sie jedoch völlig zu entkräften. Was öffentlich geschehn war und nicht geleugnet werden konnte, unterhielt eine Geneigtheit das zu glauben, was geleugnet wurde; weil es nicht vor den Augen von ganz Europa, sondern in der einsamen und verborgenen Zelle eines Camaldulenser Klosters vorgegangen war.

Die Europäischen Höfe, besonders aber die zu London und Paris, wurden immer aufmerksamer auf einen Mann, der so kühne und unerhörte Unternehmungen wagen, so außerordentliche Maasregeln zu Ausführung derselben nehmen konnte. Schon waren die Regenten von Frankreich und England, in eine nähere Sicherheits-Verbindung getreten. Itzt suchte insbesondere der König von England dieselbe zu erweitern und die, unter dem Namen der Quadrupelallianz

bekannte Vereinigung, zwischen den Seemächten Oestreich und Frankreich, zu Stande zu bringen.

Indem man sich hiermit beschäftigte wandten sowohl der König von England als der Regent von Frankreich alles an, um Spanien von dem Vorsatze des Kriegs, gegen Oestreich, abzubringen und zur Theilnahme an der gedachten Verbindung, zur Erhaltung der Ruhe von Europa, zu bewegen. Vergebens wiederhohlten sie ohne Unterlaß ihre Vorschläge, um die Mishelligkeiten, zwischen Spanien und Oestreich, auszugleichen. Auch die nachdrücklichen Vorstellungen und selbst Drohungen, welche der Regent von Frankreich endlich seinen Auffoderungen beyfügte, blieben ohne Wirkung. Ein öffentliches Manifest kündigte Oestreich und ganz Europa den Entschluß zum Kriege an und suchte hinter den Beschwerden, gegen den Erzherzog von Oestreich — wie Alberonis diplomatische Sprache den Kaiser seltsam genug benannte — die wahre Absicht des Königs und Ministers schlecht genug zu verstecken.

Bey einer nähern Ansicht des Betragens, was Alberoni von jetzt an fortgesetzt beobachtete,

scheint es: als hätten die Bemühungen, welche die größesten Mächte Europens anwandten, um den spanischen Minister von seinen kriegerischen Entwürfen abzubringen, nur ein steiferes Beharren bewirkt; indem sie seinen Eigendünkel mehr aufbläheten, ihn noch eine höhere Idee von seiner Wichtigkeit, Furchtbarkeit und Macht erregten. Eine Privat-Angelegenheit, welche um diese Zeit (am Ende des Jahrs 1717) von dem Kardinal zu Rom betrieben, und von dem Pabste zu einer öffentlichen gemacht wurde, mußte diese Vorstellungen noch um ein beträchtliches erhöhen.

Alberoni hatte sich von seinem Könige das erledigte Erzbisthum von Sevilla ertheilen lassen und suchte bey dem Pabste um die erforderliche Bestätigungs-Bulle nach. Clemens, der sich über diese Gelegenheit freute, dem Kardinal seine Unzufriedenheit empfinden zu lassen, sich auch vor den Vorwürfen Oestreichs fürchtete, verweigerte die gefoderte Bulle, unter allerley Vorwänden. Alberoni ließ unaufhörlich, zuletzt in den nachdrücklichsten Ausdrücken solicitiren. Er foderte die Bestätigung in dem ihm ertheilten

Erzbisthume als ein Recht, was der Pabst zu verweigern nicht befugt sey, erklärte also diese Weigerung für einen Eingriff in die Souverainität des Königs von Spanien. —

Clemens ließ sich darauf nicht ein und beharrte bey seiner Weigerung. Alberoni deutete dem päbstlichen Nuntius an, daß er sich von Madrit entfernen solle, und befahl allen in Rom befindlichen Spaniern, die Stadt und das Gebiet des Pabstes zu verlassen. Noch beharrete der Pabst und zu ihrem höchsten Verdrusse mußten gegen vier tausend Spanier Rom verlassen. Der Pabst verbot hinwieder seinen, aus Madrit zurückkehrenden, Legaten, nach Rom zu kommen. Er wollte ihn seinen Unwillen über den Antheil empfinden lassen, den er an der Beförderung Alberonis, zur Kardinalswürde, genommen hatte. Er wollte in ihm jenen strafen, der im Gefühl seiner Sicherheit und Macht seines Unwillens lachte.

Alberoni, im Kampfe mit dem heiligen Vater! Was konnte seiner Eitelkeit schmeichelhafter seyn? Ueberdieß erfreute er sich noch der Genugthuung, daß der Pabst, so sehr er ihn haß-

te, so ernstlich er gegen ihn aufgebracht war, dennoch immer in dem Verdachte eines heimlichen Einverständnisses mit ihm blieb. Unter den Veranlassungen dieses Verdachts verdient folgende bemerkt zu werden.

Der päbstliche Nuntius in Neapel erregte die Beschuldigung gegen sich, daß er Zusammenkünfte solcher Personen, die der Anhänglichkeit an die Spanische Regierung verdächtig waren, in seinem Pallaste veranstallte. Man erklärte es, besonders im Oestreichschen Cabinette, für höchst unglaublich, daß der Nuntius sich, ohne Mitwissenschaft des Pabstes, ein solches Betragen erlauben sollte. Gründe zur Bestätigung dieses Verdachts fand man darin, daß der Pabst sich fortwährend weigerte, dem Verlangen des Kaisers zu folge, den Kardinal Alberoni nach Rom, zur Verantwortung seines öffentlichen Betragens, vorzuladen; eben so beharrlich sich weigerte, die Verwilligung einer Abgabe von den geistlichen Gütern, in den italiänischen Staaten des Kaisers, auf das Ansuchen desselben, zuzugestehn; — da er doch in Spanien keine Schwierigkeit gemacht habe.

Der Verdacht, für welchen man in diesen und ähnlichen Datis genugthuende Rechtfertigungs-Gründe zu haben glaubte, bestimmte den Kaiser zu auffallenden und nachdrücklichen Maasregeln. Der verdächtige päbstliche Nuntius mußte Neapel verlassen. Auch die päbstlichen Bothschafter zu Wien und Brüssel wurden zurückgewiesen. Zugleich wurden alle Güter päbstlicher Diener und Angehörigen, in Oestreich und Neapel, ein Sequestration gesetzt und die Einkünfte derselben, nach einer dreyfachen Abtheilung, theils zum Kriege gegen die Ungläubigen, theils zum Bau und Ausschmücken der Kirchen verwandt; theils als ein Depositum aufbewahrt.

Indem der Pabst sich in diesem höchst unangenehmen Verhältnisse hinzuwinden suchte und alle seine Anstrengung darauf verwand, die Würde des päbstlichen Stuhls bey solchen Bedrängnissen aufrecht zu erhalten, dachte Alberoni bey der Annäherung des Frühjahrs (1718) darauf, seinen und der Königin großen Plan, wo möglich, durch einen entscheidenden Schritt, näher zur Ausführung zu bringen. Die Verbindung zwischen Oestreich, Großbritannien

und Frankreich, zu dem Zwecke der Erhaltung des Friedens in Europa, fest und unter gegenseitigen feyerlichen Zusagen geschlossen. Die Generalstaaten traten diesem Vertrage zwar noch nicht bey; sondern bezeugten sich zu der strengsten Neutralität entschlossen. Allein der König von Sicilien schloß sich immer mehr an Oestreich an.

Unter diesen Umständen machten England und Frankreich noch einmal einen Versuch, Spanien von dem Vorsatze zum Kriege abzulenken, es mit Oestreich auszusöhnen und mit dem großen Bunde zu vereinigen.

Die englischen und französischen Minister legten dem Kardinal einen neuen Vereinigungsentwurf vor. Zufolge dieses sollten der Kaiser und der König von Spanien sich wechselseitig als rechtmäßige Herren und Besitzer anerkennen; Parma und Piacenza, nach dem Tode des itzigen Beherrschers, als ein kaiserliches Lehn einem spanischen Prinzen zu Theil werden. Diesen wurden noch einige andere Bestimmungen beygefügt und der gesammte Vertrag unter die Garantie der Verbündeten gegeben; dergestalt, daß sie berechtigt und verpflichtet seyn sollten, jeden kontrahirenden

Theil, der in irgend einem Punkte von dem Kontrakte abweichen wollte, zur Haltung desselben, nöthigenfalls mit bewaffneter Hand, zu zwingen.

Alberoni und die Königin verwarfen diesen Vorschlag mit eben der stolzen Verachtung, als die vorigen. Alberoni erklärte, der König fände ihn mit der Würde eines Spanischen Monarchen unvereinbar. Andere Vorschläge war er eben so wenig geneigt zu hören, als zu thun.

Dieß Betragen Alberonis und die fortgesetzten Rüstungen veranlaßten denn die Verbündeten endlich auch zu andern Maasregeln. Oestreich beschleunigte den Frieden mit den Türken und setzte seine Italiänischen Staaten in einen kräftigen Vertheydigungs-Zustand. In Deutschland stand eine Armee von achtzigtausend Mann bereit. Der Herzog von Modena vereinigte sich mit dem Kaiser gegen Spanien. Der Regent von Frankreich ließ dem Kaiser, auf dessen Anfrage, die Versicherung geben: daß er ihm im Fall des Bedürfnisses, die vertragsmäßige Hülfe senden werde. England rüstete eine Flotte aus und ertheilte dem Spanischen Ge-

sandten auf seine Beschwerde zur Antwort: sie sey bestimmt, die Neutralität Italiens zu erhalten; also gegen jeden, der sich beygehen lassen sollte, dieselbe anzutasten.

Alberoni sah und hörte dieß; ließ sich aber dadurch in seinen Planen und Unternehmungen nicht irren. Indem er die Rüstungen mit erhöhter Anstrengung und verdoppeltem Eifer fortsetzte, bemühte er sich — jedoch ohne glücklichen Erfolg — den Waffenunternehmungen, durch die Kunst der Verhandlungs-Politik, vorzuarbeiten. In Frankreich und England konnte er, von der Regierung wenigstens, nichts erwarten, hier unterließ er also auch jede Bemühung. Bey den Generalstaaten glaubte er wenigstens eine Beharrlichkeit in dem Systeme der Neutralität bewirkt zu haben. Völlig vergebens war indessen der Versuch, den König von Sicilien (vormaligen Herzog von Savoyen) durch eine trügliche Negotiation zu hintergehn und von Oestreich ab in sein Interesse zu ziehn. Noch fruchtloser bemühte er sich endlich, den Zaar von Rußland zum Kriege gegen Oestreich zu reitzen. Eben so vergeblich, als er sich bemühte, die zwischen Oest-

reich, England und Frankreich zur Erhaltung der Ruhe in Europa geschlossene Verbindung, durch seine Emissaire, an den übrigen Europäischen Höfen und Staaten, als der Ruhe von Europa gefährlich verschreien und die Absicht derselben verdächtig machen zu lassen. So stand er allein mit seinen Riesenplanen, ohne Aussicht auf anderweitige Unterstützung, als die der innern Kraft des Staats, den er unbeschränkt beherrschte. So allein hatte er einen Kampf zu bestehen, nicht nur mit den größesten und furchtbarsten Mächten Europens, sondern auch mit der allgemeinen Meinung aller Nationen; die gegen ihn, als einen Störer des kaum errungenen Friedens, mit einer mehr oder weniger lauten Erbitterung gerichtet war.

Indem sich der Zeitpunkt des Beginnens für diesen Kampf näherte, trafen noch manche andere ungünstige Umstände zusammen, welche an sich schon hinlänglich zu seyn schienen, auch den festesten Vorsatz wankend zu machen. Die meisten Großen Spaniens waren persönliche Feinde des Kardinals und mit seinen Maasregeln, besonders mit seinen kriegerischen Vorsätzen, höchst unzufrie-

den. Sie mußten sehr große Beyträge zu den Rüstungen liefern; deren Zweck ihnen nichts anging und deren eigentliche Absicht ihnen nicht verborgen bleiben konnte. Das Volk war eben so wenig zu einem neuen Kriege, besonders im Auslande, geneigt. Es empfand die strengere Finanzverwaltung, die mannigfaltigen Mittel, die erfoderlichen Summen herbeyzuschaffen; — wie die ganze Administration Alberonis — mittelbar oder unmittelbar drückend. In Amerika, besonders in Havana, war ein Aufruhr ausgebrochen; mit Marocco war Spanien fortwährend im Kriege begriffen und der König Philip verfiel in eine Krankheit, die beynah jede Hoffnung zu seiner Erhaltung raubte.

Durch alles dieß wurde jedoch Alberonis und der Königin Plan auch nicht in dem kleinsten Theile verändert, die Ausführung desselben nicht weiter hinaus — etwa auf eine günstigere Zeit verschoben. Dem afrikanischen Kriege machte er durch einen Friedensschluß ein Ende; für den etwanigen Todesfall des Königs — den er vielleicht mehr wünschte als fürchtete — ließ er Philip ein Dokument unterzeichnen, worin

dieser die Königin zur Regentin einsetzte und ihn als Premier-Minister bestätigte; um die Unzufriedenheit der Großen und Kleinen kümmerte er sich, im Gefühl seiner Macht, sehr wenig und die Macht der Alliirten hoffte er durch seine Intriguen und, vermittelst derselben erregten oder unterhaltenen, inneren Unruhen zu entkräften.

Um diesen letztern Zweck zu erreichen ließ er sich sowohl in England, als in Frankreich mit denen der Regierung abgeneigten Partheyen in geheime Verständnisse ein. Indem er in England die Parthey der Jakobiten, oder Anhänger des Prätendenten, durch Versprechungen ermunterte, trat er in Frankreich mit der Parthey der so genannten legitimirten Prinzen in Verbindung. Mit diesen und ihrem zahlreichen und mächtigen Anhange arbeitete er gemeinschaftlich an dem Plane, den Herzog von Orleans der Regentschaft zu entsetzen. Dafern dieß glücken sollte, hoffte er dem Spanischen Ministerium in Frankreich wenigstens den Einfluß zu verschaffen, welchen das Französische vor seiner Administration in Frankreich behauptet hatte. Fortwährend suchte er in den italiänischen Staaten des Kaisers,

besonders in Neapel und Sicilien, Verständnisse zu unterhalten, um eine Revolution vorzubereiten.

Bey diesen Intriguen kam alles auf den günstigen Zeitpunkt an, den Alberoni aber nicht zu treffen verstand, oder nicht abzuwarten Geduld genug hatte. In keinem dieser Staaten war derselbe eingetreten, als Alberoni (im Jun. 1718) seine Truppen einschiffen ließ, um den Krieg aufs Neue zu eröffnen.

Wie eine feurige junge Frau, als die Königin Elisabeth Farnese, die nur die Plane ihres Ehrgeizes kennt und sieht, auf ein solches Wagstück verfallen und darauf mit einem, dem weiblichen Geschlechte oft vorgeworfenen, Eigensinne, gegen alle Gründe für das Gegentheil, bestehen konnte, wird Niemanden befremden; desto mehreren aber, wie ein Mann von eminenten Geiste, Klugheit und Erfahrung, dazu die Hand bieten, es mit eben dem Eifer als jene betreiben konnte. Die Erscheinung wird nur erklärbar, wenn man voraussetzt, daß auch ihn Ehrgeiz und Eigendünkel blendeten; er überhaupt weniger Fähigkeit hatte, Verhältnisse im Großen zu über-

sehen, als Kraft, einmal angefangene Unternehmungen mit Nachdruck und Beharrlichkeit durchzusetzen.

Das Absegeln der Spanischen Flotte erregte in ganz Europa Aufsehn und Erwartung. Man vermuthete zwar ihre Bestimmung; allein man wußte sie doch nicht. Das Geheimniß, womit dieselbe von dem Spanischen Ministerium fortwährent umhüllt war, mußte den politischen Beobachtungen unvermeidlich ein höheres und eigenthümliches Interesse geben.

Die Vermuthungen hefteten allgemein an Neapel. Man wußte, daß Alberoni hier Verbindungen unterhalten hatte. Auch hatte er durch den Ueberfall Sardiniens mit dem Kaiser den Krieg eröffnet; dessen Zweck, die ehmaligen Spanischen Provinzen in Italien wieder zu erobern, Jedermann als ausgemacht annahm. Wie sehr erstaunte man daher, als die Flotte (am 5. Jul.) bey Palermo, an der Küste von Sicilien, landete und alle Anstalten zur Besitznehmung dieser Insel machte.

Es ist schwer, auch nur der Wahrscheinlichkeit nach, zu bestimmen, was Alberoni zu

dieser neuen offenbaren Verhöhnung aller Verträge und Eigenthums Rechte bewogen habe. Sicilien war durch einen förmlichen und feyerlichen Friedensschluß, selbst mit Zustimmung der Krone Spanien, an den Herzog von Savoyen, nebst dem Königstitel, überlassen worden; alle Kontrahenten dieses Friedens waren daher durch diesen Bruch desselben, wie der König von Sicilien selbst beleidigt. Doch auch ohne diese Rücksicht konnte weder Oestreich, noch England, noch Frankreich bey dieser neuen Stöhrung der Ruhe Italiens, — die so höchst wichtige Folgen nach sich ziehn mußte, dafern sie gelang, — ruhig zusehn. Wenn also Victor Amadäus auch kein Theilnehmer an dem großen Bündnisse war, so konnte doch Alberoni denselben deshalb nicht für unbeschützt halten, oder voraussetzen, Oestreich, England, Frankreich würden sich seiner gegen einen Unterdrücker oder Räuber nicht annehmen.

Schwerlich kann man daher voraussetzen: Alberoni habe itzt, da es ihm nicht gelungen war, den stärkern Feind, durch die Erregung und Unterhaltung anderer Kriege, zu schwächen sich

einen schwächern zum Feinde ausersehn, um hier am leichtesten zu seinem Zwecke zu gelangen. Den Vorwurf des Unmoralischen in dieser Voraussezung würde uns ein Minister, wie Alberoni, eher verzeihen, als den eines politischen Rechnungsfehlers, der offenbar bey derselben zum Grunde liegt.

Doch scheinen sich der leztern immer mehr zu geben, jemehr wir ihn sich der Ausführung seines großen Plans nähern sehn. Die Eroberung der Insel Sicilien hatte er sich unfehlbar und leicht vorgestellt, weil sie unbeschützt war; weil er schon länger hier eine geheime Verbindung unterhalten hatte; weil das Volk im Ganzen genommen der Spanischen nachlässigen und unordentlichen Herrschaft geneigter war, als der regelmäßigern, strengern und ökonomischern Savoischen. Aus diesen Gründen rechnete er darauf, Sicilien eben so schnell als Sardinien in völligen Besiz zu bekommen und mit einer Armee von dreyßig tausend Mann und der entschiedenen Vorliebe des Volks auch gegen eine vereinigte Macht mit Leichtigkeit zu behaupten.

Allein hiebey war wieder der Rechnungsfehler begangen, daß er dabey eine entschiedene Ueberle-

legenheit der Spanischen Seemacht, über eine jede, die sich ihr entgegensetzen würde, vorausgesetzt hatte; daß er in dieser Voraussetzung sich vielleicht überzeugt hielt, es werde es keine Macht wagen, sich ihr entgegen zu setzen.

Beyde Voraussetzungen bewiesen indessen mehr den Dünkel des Spanischen Ministers, als seine tiefe Staatskenntniß und vielumfassende politische Beurtheilungs-Kraft. Die Spanische Flotte war zwar dreyßig größere und kleinere Kriegs-Fahrzeuge stark und vollständig und sehr gut ausgerüstet; also in der That sehr achtbar. Allein die englische Seemacht behauptete schon damals ein Uebergewicht; und die englische Regierung hatte bestimmt genug erklärt, daß sie die Neutralität Italiens zu schützen gesonnen sey. Auch war, schon eher als die Spanische Flotte ausgelaufen war, eine englische unter dem Admiral Bing (den 14. Jun.) in See gegangen, um jener Erklärung Nachdruck zu geben.

Unbegreiflicherweise machte aber auch diese Erscheinung keinen Eindruck auf den spanischen Minister; selbst dann nicht, als sich Bing vor

dem Hafen von Cadix zeigte und seine Bestimmung officiel ankündigte. Er ließ dem englischen Admiral, auf die Anzeige im Namen seines Königs, die lakonische und stolze Antwort geben: er möge seine Ordre zur Ausübung bringen; fest überzeugt, daß ein Plan, den er entworfen, nicht mißglücken, eine Flotte, die er ausgerüstet und abgesandt habe, nicht überwunden werden könne.

Mit eben dem kalten Hohne wieß er die erneuerten Abmahnungen des Regenten Frankreichs, von den Kriegsunternehmungen, ab. Mit eben der Gleichgültigkeit bemerkte er den allgemeinen Unwillen Europens; und die Rechtfertigung seines feindlichen Angriffs auf Sicilien schien nur eine Verspottung dessen, den er so unerwartet und ohne rechtliche Ursachen angriff, zu enthalten.

Nach der Besitznehmung von Palermo und indem man alle Anstrengung anwandte, sich in möglichster Eile der ganzen Insel zu bemächtigen, ließ er nämlich dem Könige von Sicilien die officielle Versicherung geben: wie der König sein Herr auf keine Weise die Absicht habe, das freundschaft-

liche Vernehmen, welches unter beyden Souverains obwalte, zu unterbrechen. Vielmehr sey er durch eben dieß freundschaftliche Verhältniß zu diesem Schritte bewogen worden; indem ihm aus sichern Quellen die Nachricht zugekommen wäre: daß der Kaiser die Absicht habe, Sicilien für den Erzherzog in Besitz zu nehmen. Diese sichere Kundschaft und die Vermuthung, daß der König von Sicilien außer Stand sey, der Macht des Kaisers Widerstand zu leisten, habe ihn bewogen, zur Erhaltung der Ruhe und Freyheit Italiens und des ganzen Europas seine Beschützung über sich zu nehmen; weshalb er sich versichert halte, daß die Harmonie zwischen ihnen dadurch eher befestigt, als gefährdet werden dürfte.

Es wird allerdings schwer, bey einem Manne von Talent, vorauszusetzen: er habe diese Erklärung wirklich im Ernst thun lassen und Glauben dafür erwartet. Jemehr man aber auch diesem Unternehmen beobachtend folgt, desto mehr wird man geneigt, eher den Geist eines tollkühnen irrenden Ritters, als den eines Staatsministers von großen Fähigkeiten und auszeich-

nenden Einsichten zu erkennen. Nicht nur muß man den ganzen Plan als abentheuerlich, die ganze Ausführung als nicht gehörig überlegt verurtheilen; sondern man kann auch nicht unbemerkt lassen, daß Alberoni zu einer Zeit und bey Unternehmungen, wo die größeste Behutsamkeit und Selbstverleugnung erfoderlich war, sich mit seiner persönlichen Macht aufblähte und die Gegner Spaniens, durch eine übermüthige Rache persönlicher Beleidigungen vermehrte.

Der Kardinal del Giudice, der itzt, zwar als ein Feind seines Feindes Alberoni, aber als ein treuer Anhänger des Hauses Bourbon, nach seiner Entsetzung und Vertreibung zu Rom, als eins der angesehnsten und wirksamsten Mitglieder des Kardinals Kollegiums lebte, hatte sich in einem Consistorium einige tadelnde Aeusserungen über den Spanischen Premierminister und seine, der Ruhe Europens so nachtheiligen, Unternehmungen erlaubt. Alberoni, dem sie hinterbracht wurden, ereiferte sich darüber sehr heftig. Er ruhte nicht eher, bis der Kardinal del Giudice das Spanische Wa-

pen über der Thür seines Hotels hinwegnehmen mußte; ließ auch alle Einkünfte, die dieser Kardinal in Sicilien besaß, in der Folge in Beschlag nehmen.

Del Giudice ging nun zur Oestreichschen Parthey über und brachte dieser ein großes Uebergewicht in die Berathschlagungen des päbstlichen Kabinets mit. Alberoni hatte von itzt an in demselben stets eine entschiedene Minorität; von itzt an war also für ihn und Spanien der Einfluß verlohren, welchen die römische Politik noch immer sich in manche Staatsverwaltungen Europens offen zu erhalten wußte.

Eh sich jedoch dieß Verhältniß auf diese Weise bestimmte, rückte die große Begebenheit, welche die Entwickelung der Plane Alberonis enthielt bis zu einem entscheidenden Punkte weiter vor, den Alberoni entweder gar nicht, oder mit der Ruhe erwartete, welche die stolze Selbstverblendung mit der bescheidenen Weisheit gemein hat. Der Admiral Bing war mit einer Flotte, zwanzig Linienschiffe, von sechzig bis neunzig Kanonen, stark, der Spanischen gefolgt und im Anfange des Augusts (den 2.) an

der Küste von Neapel angelangt. Hier erhielt er den bestimmten Befehl, mit der Spanischen Flotte nöthigenfalls zu schlagen. Er bereitete sich darauf vor und näherte sich dann der Flotte, die er, von itzt an, als seinen Feind anzusehn hatte.

Die Spanier hatten sich indessen zu Meistern des beyweiten größesten Theils der Insel gemacht und waren eben beschäftigt, Messina, das mit zwey andern weniger bedeutenden Plätzen allein noch zu erobern übrig war, von der Land- und Wasserseite zu belagern. Hier in dem Hafen vor Messina erhielt der Marquis de Leade, Führer der Spanischen Flotte, eine Bothschaft von dem Englischen Admiral, worin dieser ihm die Ankunft und den Zweck der englischen Flotte anzeigte und von ihm einen Waffenstillstand von einigen Monathen begehrte; um in dieser Zeit eine Vermittelung zu versuchen, zu welcher er von dem Könige, seinem Herrn, beauftragt sey.

Der Marquis von Leade eben so von dem Stolze der Spanischen Grandezza aufgeblähet, wie Alberoni von seiner Ministergröße, seinen Einsichten und seinem Glücke, verwarf diesen

Antrag, mit der kalten und stolzen Aeusserung: er habe dazu weder Befehl noch Instruktion.

Byng ordnete hierauf (den 10. August) auf der Höhe von Capo-Passaro seine Schiffe zur Schlachtordnung; verzögerte aber den Angriff. Der Spanische Admiral schien ebenfalls geneigt, den Angriff abzuwarten. Indem sich nun einige englische Schiffe der letztern näherten, gab eins einigen Spanischen kreuzend die erste Ladung. Bald war nun der Kampf allgemein. Die Spanische Flotte wurde zerstreut, der Kampf ohne Ordnung, wiewohl von beyden Seiten mit vieler Tapferkeit, fortgesetzt. Die Schlacht dauerte den ganzen Tag hindurch – die Entscheidung war eine gänzliche Niederlage der Spanier. Die siegenden Engländer verfolgten die fliehenden Schiffe bis um Mitternacht.

Die Entkommnen machten indessen beyweiten den kleinsten Theil der großen herrlichen Flotte aus, auf welche Alberoni und die Königin so stolz waren; auf deren Unüberwindlichkeit sie die Ausführung ihrer Plane mit so vieler Sicherheit berechnet hatten. Sechzehn Schiffe, von dreyßig bis fünf und siebzig Kanonen, unter ihnen beyde Admiralschiffe und eine große Anzahl

Transport- und anderer kleinerer Fahrzeuge waren Prisen der Engländer geworden; fünfe gingen in Flammen auf und die zwölfe, welche entkamen, waren so übel zugerichtet, daß sie kaum See halten konnten. So war die große herrliche Seemacht Spaniens, die alles übertraf, was man bis dahin in diesem Reiche gekannt und versucht hatte, an diesem entscheidenden Tage beynah gänzlich zu Grunde gerichtet.

Alberoni empfing die Nachricht von diesem unerwarteten, seine Plane so sehr zerrüttenden Waffenunglück mit derjenigen Gemüthsstimmung, welche ihm seit seiner Erhebung zur andern Natur geworden war. Weit entfernt, dadurch zum Nachdenken über die Mislichkeit und Schwierigkeit seiner Unternehmungen veranlaßt zu werden, bezeigte er sich vielmehr auf das heftigste entrüstet, über die Kühnheit des Admiral Bing und die Treulosigkeit und Verrätherlichkeit des englischen Ministeriums, wie er es zu nennen für gut fand, und beschloß diese Beleidigung auf das nachdrücklichste zu ahnden. Gleiche Vorstellungen und Empfindungen theilte er auch der Königin und durch diese dem Könige mit.

Er ließ ein Schreiben bekannt machen, welches er an den spanischen Gesandten in London erlassen hatte und worin er ganz die Sprache redete, die der beleidigte Hochmuth zu führen pflegt, wenn es ihn daran liegt, sich und andern das Gefühl seiner Schwäche oder Schuld zu verbergen.

In diesen Schreiben erklärte er den Sieg des Admiral Bing für eine „niederträchtige und schändliche Handlung", und suchte diese und ähnliche harte und beleidigende Aeusserungen durch die noch beleidigendere Beschuldigung, daß er von dem Vicekönig von Neapel eine große Summe für seine treulose Gewaltthätigkeit erhalten habe, zu unterstützen. Eben so heftige Ausfälle erlaubte er sich gegen das englische Ministerium. Den König wollte er zwar von allem Antheil an diesen Handlungen seiner Diener frey sprechen und sich auf diese Weise das Ansehn einer Delikatesse oder Schonung geben. Indessen konnte ihm nicht entgehn, daß selbst diese Voraussetzung für einen Monarchen eine zwar versteckte aber desto bittere Invektive enthalte und die Bemerkungen, über die Veränder-

lichkeit des Kriegsglücks, über die Wandelbarkeit des menschlichen Glücks überhaupt, die freundschaftliche Erinnerung an die gefährliche Lage der Regierung des Königs von England und die Beweise der Freundschaft, welche er während den letzten Unruhen von dem Könige von Spanien erhalten habe, waren eben nicht fähig, jene Bitterkeit zu mildern. Am wenigsten aber wohl die Aeusserung, womit er sein Memoir schloß: daß die brittische Nation diese ungerechte und schändliche Gewaltthätigkeit ohnstreitig mißbilligen werde; indem sie ihren Vortheil zu gut kenne, um sich durch die Vorspiegelungen einiger unruhiger Köpfe und Feinde des Friedens und des Wohlstandes der Nation täuschen zu lassen und die großen und traurigen Folgen zu übersehn, welche ein Krieg zwischen beyden Nationen zur unveränderlichen Folge haben müsse.

Dennoch glaubte der Kardinal wahrscheinlich in diesem Aufsatze ein Muster diplomatischer Feinheit und Kunst geliefert zu haben. Er wollte die Kraft seines Unwillens fühlen lassen und zugleich dem Könige eine Hinterthür öffnen, wodurch er demselben für dießmal noch entschlüpfen

könne. Um ihn aber dazu geneigt zu machen und von jeder Benutzung seines Siegs oder ferneren Durchkreuzung seiner Plane abzuschrecken, gab er ihm einige Winke über die gefährliche Situation seines Throns und erinnerte die Nation an die Handelsvortheile, welche der bekannte Assientovertrag und andere Handelszweige den industriösen Engländern, aus der Trägheit und den Schätzen der Spanier, verschafte und der allerdings für den Wohlstand der englischen Handelsleute und Manufakturisten von großer Wichtigkeit war.

Gleichwohl wunderte man sich, daß der englische Hof es der Mühe werth hielt, dieses seltsame und beleidigende Schreiben, durch den Staatssekretair Cragg, in einem ausführlichen Memoir beantworten zu lassen. Cragg legte in demselben das Ungereimte und Beleidigende des gedachten Schreibens, so wie das treulose, gewaltthätige und verrätherische des Verfahrens Alberonis allen unpartheyischen Urtheilern auf das deutlichste vor Augen.

Die Unwiderleglichkeit dieser Darstellung konnte indessen auf Alberoni nur die Wirkung

haben, daß sie seine Erbitterung vermehrte. Er versuchte es jedoch darauf noch einmal zu antworten, befahl aber zugleich dem spanischen Gesandten, England zu verlassen. Nach einigem Zögern und der bestätigten Bemerkung, daß die englischen Minister weder durch die starken Aeusserungen Alberonis in Schrecken gesetzt, noch das Volk durch seine Winke zum Aufstande gereizt wurde, verließ er England, und begab sich nach dem Haag.

Alberoni erneuerte indessen die Rüstungen einer furchtbaren See- und Landmacht, mit der höchsten Ueberspannung aller Kräfte des Staats. Eh diese wirksam werden konnte, begann er die Feindseligkeiten gegen England, durch die Verhaftung aller englischen Konsuln und Konfiscierung alles Eigenthums englischer Kaufleute in Spanien.

Durch diese Maasregel suchte er die englische Nation gegen ihre Regierung und den Krieg aufzubringen; verfehlte aber auch hierin seines Zwecks. Der Unwille der englischen Nation wandte sich nur gegen ihn selbst. Es war zu bekannt,

daß er, besonders in der letztern Gewaltsmaasregel, den klaren Buchstaben des Utrechter Friedens geradezu entgegenhandelte. Der Verlust, welchen die englischen Handelsleute in Spanien bey dieser Gelegenheit litten, war also eine offenbare Beraubung; die zu jeder andern Zeit mit eben so vielem scheinbaren Rechte hätte unternommen werden können. Der Ausbruch des Krieges konnte dazu nie eine nur scheinbar gültige Veranlassung werden; denn eben jener Friedensschluß setzte (im 18. Art.) ausdrücklich fest: daß, im Falle eines Friedensbruchs, beyderseitigen Unterthanen sechs Monathe Zeit gelassen werden solle, um ihr persönliches Eigenthum in Sicherheit zu bringen.

Dieß veranlaßte auch den Regenten Frankreichs, als Garant jenes Friedens, durch seinen Gesandten in Madrit den Kardinal an diese Vertragswidrigkeit erinnern zu lassen. Allein er fand für diese Vorstellungen so wenig, als für irgend eine seiner vorhergehenden Friedensermahnungen Gehör. Auch da nicht, als der Gesandte anzeigte, daß er Befehl habe, Madrit zu verlassen, wenn der Kardinal bey diesen Maas-

regeln beharre. Alberoni sah mit Gleichgültigkeit ihn sich zur Vollziehung dieser Drohung vorbereiten. Er rechnete noch mit stolzer Zuversicht auf den glücklichen Ausgang einer Intrigue, durch welche er den Regenten völlig zu entwaffnen, seine persönliche Größe zu vermehren, und Frankreichs Kräfte noch überdem für seine Zwecke zu gewinnen hoffte.

Schon seit längerer Zeit hatte der Kardinal in Frankreich ein geheimes Verständniß mit den Feinden des Regenten unterhalten; welches auf nichts geringeres abzielte, als ihn der Regentschaft zu entsetzen und dieselbe an den König von Spanien zu bringen. Alberoni hatte für seine Person dabey den Zweck, sich zum Generallieutenant oder Stadthalter in Frankreich erklären zu lassen, und so, (indem der König Philip durch die Bedingungen, unter welchen er König geworden war, in Spanien zurückgehalten werde) Frankreich, unter einem unmündigen Monarchen, als Monarch zu beherrschen.

Zu dieser Intrigue war ihm von Frankreich aus die Hand geboten, wo sich schon vor seiner Theilnahme und Mitwirkung eine wichtige und

wirksame Gegenparthey, gegen den Herzog Regenten, gebildet hatte. An der Spitze derselben stand die Herzogin von Maine, Gemahlin des ältesten natürlichen Sohns Ludewigs des Vierzehnten. Sie hatte dem Regenten, Haß und Verderben geschworen, seit dem er ihren Manne die Regentschaft und die Fähigkeit, König zu werden, oder Könige zu zeugen, geraubt hatte. Mehrere Personen, von den ersten Familien, von großem Vermögen und ausgezeichneten Talenten, standen mit ihr in Verbindung.

Die Königin von Spanien war von ihr zur Theilnahme an diesem Komplot eingeladen und hatte sich sehr geneigt dazu finden lassen. Sie liebte Spanien nicht und wurde in Spanien nicht geliebt. Die Möglichkeit war ihr daher zur hohen Wahrscheinlichkeit geworden: daß der junge König Ludewig der Funfzehnte bald sterben und ihr Gemahl ihm auf dem französischen Throne folgen werde.

Blieb der Herzog von Orleans in Besitz der Regentschaft, dann war dieß freylich auch nicht einmal als möglich, geschweige denn als wahrscheinlich zu gedenken. Vielmehr überzeug-

te sie ihre eigene Denkungsart: er würde für sich behalten, was er bisher für einen andern in Händen hatte. Sie fand es daher höchst wahrscheinlich, daß der Regent die schwache körperliche Beschaffenheit des Königs benutzen und durch eine künstliche Beförderung eines wahrscheinlichen baldigen Todes, sich die Erreichung seiner ihm untergelegten Absichten sichern werde.

Aus diesen Gründen stimmte sie dem Entwurfe Alberonis: dem Herzog von Orleans aufheben und nach Segovien entführen zu lassen, von Herzen bey. An der Ausführung dieses Entwurfes war bisher unermüdet gearbeitet; auch schon zweckmäßige Maasregeln getroffen. Zwey und zwanzig Regimentschefs waren den Verbündeten ergeben und auf den ersten Wink bereit. Der zur Ausführung bestimmte Zeitpunkt nahete, und noch hatte die Regentschaftliche Regierung keine Ahnung von diesem Projekte.

Wäre ein Mann von mehrern Talenten und Gewandtheit an der Spitze der Spanischen Gesandtschaft gewesen; — es wäre vielleicht wenigstens bis zu einem Versuche der Ausführung gediehen. Allein der Prinz Cellamare betrug

sich

sich mit zu weniger Vorsicht. Er ließ nach und nach immer deutlicher eine Verbindung mit Personen bemerken, die der Regent als seine erklärten Feinde kannte. Man wurde aufmerksam und fand immer mehr Grund zum Verdachte. Auch von England aus wurden einige Winke gegeben, welche den Verdacht bestätigten und ihm eine bestimmtere Richtung gaben.

Ein Schreiber des spanischen Gesandten entdeckte endlich dem Abbe Dubois das ganze Komplot noch zur rechten Zeit. Man erfuhr nun, daß bereits seit einiger Zeit eine Anzahl kühner Abentheurer dem Herzog Regenten auflauerten, um ihn zu entführen; daß ein förmlicher Plan zu einer Regierungs-Revolution für diesen Fall geschmiedet, ein Aufruf an alle Stände des Reichs entworfen sey. Man erfuhr: wie dieß hauptsächlich aus dem Bureau des spanischen Gesandten betrieben wurde, und welche Personen in Frankreich mitwirkten.

Diese Nachrichten, so authentisch sie waren, gaben indessen noch keine Beweise. Doch auch diese verschaffte die Aufmerksamkeit und Ergebenheit des Schreibers. Er hatte Papiere kopiert, die ge-

währten, was man bedurfte. Sie waren für den Kardinal Alberoni bestimmt. Einer aus des Gesandten Gefolge, der Abbe Portocarero, war im Begriff, unter dem Vorwande einer Reise in Privatangelegenheiten, sie dem Kardinal zu überbringen.

Auf diese Anzeige des Schreibers, traf der Abbe Dubois Veranstaltungen, sich dieser Papiere zu bemächtigen. Er ließ Portocarero nachsetzen und ihm seine Depeschen abnehmen. Der Prinz von Cellamare wurde hierauf in seinem Pallaste verhaftet, und seine Papiere versiegelt. Das ganze Komplot war entdeckt. Ein Cirkularschreiben des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten unterrichtete die übrigen Europäischen Mächte officiel davon. Der Prinz von Cellamare wurde aus Paris verwiesen; Spanien oder vielmehr dem spanischen Minister (den 6. Jun. 1719.) der Krieg erklärt.

Eine gleiche feyerliche Kriegserklärung war (bereits den 27. Dez. 1718.) von England gegen Spanien erlassen; auch diese als eine Folge der Entdeckung der intriguenvollen Wirksamkeit des Kardinals, zum Umsturz der bestehenden Re-

gierung. Längst schon hatte der Kardinal mit dem Prätendenten und den angesehensten Anhängern desselben geheime Verbindungen unterhalten; nunmehr trat er öffentlich als ein Beschützer desselben auf.

Er rüstete eine Flotte aus; eine beträchtliche Anzahl Truppen wurden unter der Anführung des Herzogs von Ormond eingeschifft. Der Prätendent selbst wurde nach Spanien berufen und bey seiner Ankunft (den 22. März 1719.) von dem Könige, der Königin und dem Kardinale mit allen Beweisen der höchsten Achtung empfangen. Einige Tage nachher hielt er, wie ein König, mit königlicher Pracht, in Madrit seinen Einzug.

Einige Tage vor seiner Ankunft (den 8. März) war die Flotte bereits in See gegangen, um nach der Schottischen Küste zu steuern. Allein kaum war sie ausgelaufen, so erhob sich ein Feind, den Alberoni bisher noch nicht unter die seinigen hatte rechnen können, gegen sie, und verhinderte sie, mit unwiderstehlicher Kraft, ihre Bestimmung zu erreichen. Ein Sturm ergriff die Flotte und zerstreute sie. Nur wenige

Schiffe kehrten nach Spanien zurück. Die meisten mußten, ebenfalls in sehr traurigem Zustande, in Portugisischen Häfen Zuflucht und Errettung vom gänzlichen Verderben suchen.

Zweyen Fregatten war es indessen geglückt, an der Küste von Schottland zu landen. Sie setzten einige der vornehmsten Anhänger des Prätendenten und etwa siebenhundert Mann Spanischer, Schottischer und Irländischer Truppen aus.

Sie ließen, im Namen des Königs von Spanien, einen Aufruf an die Freunde des Hauses Stuart bekannt machen; worin er sich für ihren Beschützer erklärte und allen die sich zu ihrem rechtmäßigen Souverain, den König Jakob den Dritten, gesellen würden, auch im Falle eines unglücklichen Ausganges, eine sichere Zuflucht und Unterhalt in seinen Staaten versprach. Nach und nach sammleten sich einige hundert Jakobiter zu ihnen.

In der Hoffnung, bald ein zahlreicheres Heer bey sich zu sehn, fingen die Anführer ihre Unternehmungen an, — sahen sich aber bald von

den königlichen Truppen angegriffen, geschlagen und zerstreut.

Mit Mühe entkamen die Anführer und der Ueberrest der spanischen Truppen auf ihre Schiffe. Der Aufstand, von dem sich Alberoni so große Wirkungen versprochen hatte, war gedämpft; abermals also einer der Hauptplane gescheitert.

Der arme Ritter St. Georg, der bey seiner Ankunft in Spanien mit königlichen Pomp empfangen war, saß eine Zeitlang verlassen und vergessen zu Lugo, als ein Gefangener. Endlich vergönnte man ihm, wieder nach Italien zurückzukehren. So pomphaft sein Empfang gewesen war, so unbemerkt war seine Abreise. Er stahl sich gleichsam aus Spanien hinweg und stieg, in eine Matrosenkleidung verhüllt, zu Livorno ans Land. Niemand bekümmerte sich weiter um ihn, als der Pabst, der ihn ernähren mußte, und die ausgewanderten Engländer und Schotten, die noch immer, jeder Unwahrscheinlichkeit zum trotz, durch ihn einmal wieder in ihr Vaterland zurück zu kehren hofften.

Diese Vernachläßigung mogte eine Wirkung des Verdrusses seyn, welchen Alberoni über

das Mislingen auch dieses Anschlages empfunden hatte. Nicht nur mußte er erfahren, daß ein Unternehmen, welches er mit der größesten Anstrengung gewagt, von dem er, mit auffallendem Stolze, sich und seinen Feinden einen sichern und entscheidenden Erfolg versprochen hatte, in Nichts zusammensank; er mußte auch noch von denen, die er zu Grunde zu richten dachte, sich und seine Anschläge mit Verachtung behandelt sehn. Zu eben der Zeit, da der Kardinal seine Flotte absandte, um den König Georg den Ersten vom Throne zu stoßen — bereitete sich dieser zu einer Reise nach seinen deutschen Staaten. In der Rede vom Throne, die er vor seiner Abreise in dem Parlamente hielt, erwähnte er unter andern zwar auch der „boshaften und gewaltsamen Anschläge, welche seit „einiger Zeit am Spanischen Hofe von einem „extravaganten und übermüthigen Menschen geschmiedet würden"; allein nur als zwecklose Unternehmungen, die „wohl einige Stöhrungen „der Ruhe und Aufwand, aber keine Gefahr und „Besorgnisse veranlaßten könnten."

Anstatt nun für diese Geringschätzung sich zu rächen, mußte er sich und ganz Europa, in der Fortsetzung des Krieges mit England, selbst die Bestätigung dieser Aeusserungen geben. Der Krieg wurde völlig einseitig und auf Kosten der Spanier geführt. Der englische Admiral Mitchel erschien an der Küste von Gallicien, landete ohne Widerstand, bemächtigte sich einiger Städte und festen Plätze und kehrte mit einer ungeheuren Beute im Herbst dieses Jahrs eben so ungehindert nach England zurück.

Getäuschte Erwartungen an getäuschten Erwartungen, Unglück an Unglück, Demüthigungen an Demüthigungen drängten sich in den Unternehmungen des Kardinals und stürmten von allen Seiten her auf seinen Muth und seine Beharrlichkeit und seinen Stolz ein; ohne ihn jedoch zu erschüttern. Der Krieg mit Frankreich war ebenfalls angefangen und eben so auf Spanischen Boden und Unkosten Spanischer Unterthanen geführt worden.

Die französische Nation billigte zwar anfangs diesen Krieg nicht, den sie wie einen inländischen betrachtete, weil er gegen einen Prinzen des kö-

niglichen Hauses geführt werden sollte. Auch schien aus eben diesem Grunde die Wahl eines Anführers des französischen Heers bedenklich. Diese Zweifelhaftigkeit wurde jedoch bald für den Herzog von Berwik sicher und vortheilhaft bestimmt und jenen Unmuth minderte eine öffentliche Erklärung: daß der Krieg nicht gegen den König von Spanien, nicht gegen die spanische Nation, sondern gegen die gefährlichen Anschläge des Ministers geführt werden solle.

Indem man hierdurch die französische und spanische Nation zur Neutralität zu bestimmen suchte, bemühte sich Alberoni vergebens, durch ausgestreute Aufrufe, die französische Armee zu gewinnen. Er hielt sich überzeugt und suchte die Königin und den König davon zu überreden: daß es dergleichen kaum bedürfe, um die Armee für ihn zu gewinnen; denn sicher würde kein Franzose gegen den Oheim seines Königs den Degen ziehn.

Indessen rückte der Herzog von Berwik (mit dem Frühlinge 1719.) an der Spitze von sechzig tausend Mann in Biscaja ein, drang überall unaufhaltsam vor und nachdem er sich

den größesten Theil dieser Provinz unterworfen hatte, wandte er sich nach Catalonien.

Alberoni hatte ebenfalls eine Armee zusammen gezogen, die jedoch kaum auf sechzehntausend Mann geschätzt wurde. Diese unverhältnißmäßig kleine Anzahl beunruhigte ihn aber nicht, weil er darauf rechnete, sie durch die französischen Ueberläufer zu vergrößern. Deshalb, und hauptsächlich durch diese Vorspiegelungen überredete er den König, seine Gemächlichkeit einmal wieder aufzuopfern, und sich an die Spitze seiner Armee zu stellen. Die Königin begleitete ihn dahin und gab ihm und der Armee ein Beyspiel von Thätigkeit und Heroismus, was nur auf einen so ganz in Trägheit und Verweichligung versunkenen König keine Wirkung thun konnte.

Alberoni folgte dem Könige und der Königin in einem orientalischen Prunke zu der Armee, um an den Triumpfen derselben Theil zu nehmen. Allein die erwarteten französischen Ueberläufer erschienen nicht; der Herzog von Berwik nahm einige feste Plätze fast unter den Augen des Königs. Der König wurde mißmü-

thig und konnte durch die ganze Ueberredungskraft seiner Gemahlin kaum noch bis gegen das Ende des Feldzugs bey der Armee erhalten werden. Der Herzog von Berwik drang ungehindert in Catalonien ein und bereitete sich, als Feind des Königs von Spanien, seine Winterquartiere in demselben Lande was er wenige Jahre vorher erst diesem Monarchen unterworfen hatte.

Die Nachrichten, welche von Sicilien einliefen, waren nicht von der Art, daß sie den Kardinal hätten für diesen Verdruß schadlos halten und dem Könige neuen Muth und neues Vertrauen auf die Unternehmungen und Rathschläge seines Ministers einflößen können. Die Oestreicher hatten nach und nach beynah die ganze Insel wieder erobert; die spanischen Truppen waren sehr geschmolzen und am Ende dieses Feldzugs (1719.) kaum im Stande, sich auf der Insel zu behaupten.

Indem nun die Feinde auf allen Seiten ein so entscheidendes Uebergewicht behaupteten, neigten sich die Generalstaaten, die bisher noch immer eine Neutralität beobachtet und den Vermit-

ler zwischen Spanien und seinen Feinden gemacht hatten, zu einer Theilnahme an dem großen Bündnisse. Ein Gleiches war täglich von Portugal zu fürchten, und der Kardinal, der auf der einen Seite, alles anwandte, die portugisische Regierung von diesem, Spanien so gefährlichen, Entschlusse zurück zu halten, reitzte doch auf der andern Seite die Minister zu diesem Schritte, durch ein hochmüthiges und ungestümes Betragen. Es wurde dieß immer unleidlicher, ihm immer mehr zur andern Natur jemehr das Glück ihn zu verlassen schien, seine Lage ihn also zur Demuth, Bescheidenheit und Behutsamkeit hätte zurückführen sollen.

Seine festeste und letzte Hoffnung hatte er auf den kühnen und rastlosen Kriegergeist des nordischen Helden, Karls des Zwölften gesetzt; und auch diese zertrümmerte sein widriges Schicksal, durch den Tod des Königs von Schweden, gerade zu der Zeit, da er ihrer am meisten bedurfte, und darauf rechnete, eine Verbindung zu knüpfen, wodurch seine zerrütteten Angelegenheiten im kurzen und sicher wieder hergestellt werden müßten.

Alberoni stand nun mit der erschöpften Macht Spaniens ganz isolirt. Ganz Europa war gegen ihn, als einen muthwilligen Stöhrer der Ruhe, auf das Aeusserste erbittert. Der Regent Frankreichs erklärte laut, er werde nicht eher die Waffen niederlegen, als bis der Kardinal aus Spanien verbannt sey. Und zu Rom, wo er in diesem Falle nur seine Sicherheit suchen konnte, erwarteten ihn auch gereizte und erbitterte Feinde; unter welche er den Pabst selbst rechnen konnte, und wo der Kardinal del Giudice ihm noch immer mehrere zu erreger bemüht war. Unter diesen Umständen wagten es nun auch manche der Großen am Hofe zu Madrit gegen ihn zu reden und das Volk murrete, zwar nicht laut, aber doch hörbar genug, um der Königin, und selbst dem Könige, — freylich dieß letzte mit Hülfe anderer — merkbar zu werden.

So wenig sich Alberoni das Mißliche seiner Situation verhehlen konnte; so schien es doch wenig Eindruck auf ihn zu machen, so lange es ihm gelang, die Aufmerksamkeit der Königin davon abzuhalten. Bald mußte er indes-

sen mit Schrecken bemerken, daß ihm dieß nicht mehr ganz nach Wunsche gelang. Die Augen der Königin öffneten sich täglich mehr. Sie erkannte immer deutlicher das Ungewitter, was die unüberlegten Unternehmungen Alberonis über Spanien zusammen zogen. Sie sah ein, daß sie durch ein unzeitiges Streben nach Eroberungen gar leicht in Gefahr gerathen könne, Selbstständigkeit der Herrschaft, die ganze politische Existenz des Staats aufzuopfern, in dessen Beherrschung sie sich so wohl gefiel. Der Plan, zur Versorgung ihrer Familie war ihr zu lieb, als daß sie ihn hätte verwerfen, oder aufgeben sollen. Sie zweifelte auch nicht an der Ausführbarkeit, weil sie die Ausführung wünschte. Allein sie konnte sich auch nicht länger verhehlen, daß er itzt und auf diese Weise wohl nicht ausgeführt werden dürfte. Woran konnte dieß anders liegen, als an der Art der Ausführung; und auf wem konnte die Schuld eines ungeschickten Verfahrens anders fallen, als auf den, welcher die ganze Unternehmung ganz allein angegeben und betrieben hatte?

Diese Betrachtung wandte ihr Gemüth, mit dem Glücke des Kardinals, zugleich von ihm ab. Von Anfang an hatte sie bey dem Könige ein Mistrauen gegen die Unternehmung zu bekämpfen gehabt; jetzt lenkte sie dieß Mistrauen von der Unternehmung auf den Unternehmer. Schon während des letzten Feldzugs sah sich daher Alberoni von beyden mit Kälte behandelt; und, seit dem unglücklichen Ausgange desselben, von der Königin noch mehr als von dem Könige mit Vorwürfen geplagt.

Die Seemacht schien unwiederbringlich zu Grunde gerichtet. Die Armee war bis auf eine geringe Zahl vermindert. An allen Kriegsbedürfnissen war Mangel, die Kassen leer. Er selbst wußte keine Hülfsquellen mehr zu eröffnen. Man mußte den Frieden erbitten, mit Aufopferungen erkaufen. Es war laut von dem Feinde erklärt, daß man nur den Krieg gegen den Minister führe; daß man nur Frieden machen werde, wenn Alberoni ausser Stand gesetzt sey, ferner die Ruhe von Europa zu stöhren und die Regierungen der Staaten in Gefahr zu setzen.

In dieser bedenklichen und gefahrvollen Lage, erhöhte der Kardinal seinen Despotismus am Hofe und in der Staatsverwaltung täglich mehr; machte sich also täglich mehrere und bittere Feinde. Seine ungestühme Gemüthsart zeigte sich in heftigern Ausbrüchen; seine Anmaßungen wurden immer unerträglicher. Niemand war gegen eine übermüthige Behandlung gesichert; selbst nicht die Königin. Da er ihre Beschwerden nicht zu widerlegen vermogte, wollte er sie niederschlagen, sie imponiren, und begegnete ihr zuweilen mit einer Rauhigkeit, die deutlich genug den gänzlichen Mangel an Respekt verrieth, auf welchen Herrscher, besonders weiblichen Geschlechts, gewöhnlich einen so hohen Werth legen. Er ließ sie ihre Subordination fühlen, um sie von jedem Versuche, dieselbe abzuwerfen, zurückzuschrecken, und bedachte nicht, daß gerade dieß einen Charakter, wie den der Königin, sie dazu reitzen mußte. So lange sie zu herrschen glaubte, ließ sie sich beherrschen; sobald sie fühlte, daß man sie beherrschen wolle, mußte sie bestimmt werden, alles aufzubieten, um Fesseln zu zer-

brechen, die ihr, von diesem Augenblicke an, unerträglich geworden waren.

Jemehr also Alberoni sein Ansehn zu behaupten und zu erweitern suchte, desto mehr arbeitete er selbst, seinen Sturz zu befördern; eine Bemerkung, die durch ein ähnliches verkehrtes Verfahren anderer in seiner Stelle, häufige Bestätigung erhalten hat. Sie können sich nicht mehr verbergen, daß ihre Macht und ihr Ansehn abnimmt und suchen daher durch ein ungestümes Betragen die Furcht vor ihrer Person zu vermehren; versuchen zu schrecken, um jeden, der die Absicht, oder den Auftrag haben könne, zu ihrem Untergange wirksam zu werden, davon zurück zu halten.

Dieß Verfahren konnte Alberoni freylich nicht gegen die von den auswärtigen, besonders den kriegführenden Mächten anwenden, von denen er am meisten zu fürchten hatte. Um sich gegen diese zu sichern, wachte er mit der ängstlichsten Sorgfalt, daß von auswärtigen Höfen und Ministern nur durch seine Hand oder seinen Mund Etwas an den König oder die Königin gelangen konnte. Alle Minister und Staatssekretair

waren

waren nichts weiter, als seine Schreiber. Er wollte alle innere und äussere Regierungsangelegenheiten selbst und allein besorgen; und da dieß, bey seiner unermüdlichen Arbeitsamkeit, dennoch, besonders bey der Unruhe worin er sich befand und die täglich zunahm, unmöglich war, so blieb vieles liegen, die Geschäfte geriethen in Unordnung, Unzufriedenheit und Klagen mehrten sich.

Mit diesen nahm sein Argwohn, seine Aengstlichkeit und sein Bestreben, jedermann, von dem er einigen Einfluß auf den König, oder die Königin befürchten durfte, überhaupt alle, die ihm verdächtig wurden, deshalb sogleich von denselben zu entfernen. Noch kurz vor seinem eigenen Falle richtete er diese Bemühung gegen den Beichtvater des Königs, den Pater d' Aubenton, dem er vor andern Rechtschaffenheit und Muth genug zutraute, dem Könige die wahre Lage der Sachen, den Zustand des Reichs und den Despotismus des Ministers, im gehörigen Lichte vor Augen zu stellen. Er wagte es indessen nicht mehr, Hand anzulegen, vielleicht weil er eines Nachfolgers desselben nicht gewisser seyn konnte; oder weil er sich nicht mehr Uebergewicht zutrau-

te; oder weil ihm nicht Zeit genug dazu gelassen wurde.

Allerdings war sein Sturz beschlossen und Hand angelegt, ehe er es vermuthete und wo er es nicht zu hindern vermogte, wenn er es auch vermuthet hätte. Der Herzog Regent von Frankreich, der einen Krieg zu endigen wünschte, den die Nation verabscheute, und wie er selbst erklärt hatte, nur einer Privatperson wegen geführt wurde, wandte sich an den Herzog von Parma und foderte ihn auf, die Vermittlung zu übernehmen. Er übergab ihm eine an den König und die Königin von Spanien gerichtete Vorstellung, worin er den Minister als das einzige Hinderniß eines friedlichen Vereins anklagte und die Entfernung desselben zur ersten und hauptsächlichsten Friedensbedingung machte. Der Vortrag war eben so freundschaftlich, als einleuchtend und konnte, unter den Umständen, zumal durch eine vermittelnde Zuredung unterstützt, seine Wirkung nicht verfehlen; wenn er nur dem Könige und seiner Gemahlin vor Augen gebracht wurde.

Um dieß im voraus zu sichern und die Wirkung dieses Memoirs vorzubereiten, hatte sich der Kardinal Dübois, Premierminister des Regenten, der Vertrauten der Königin, Donna Laura, zu versichern gesucht. Er kannte das Verhältniß und den Charakter dieser Frau; er wußte, daß sie längst mit dem Kardinal Alberoni unzufrieden war; — weil er sie ebenfalls seinen Uebermuth und Ungestühm empfinden ließ und sie in Erfahrung gebracht hatte, daß er sich alle Mühe gegeben habe, sie in Parma zurück zu halten und da dieß nicht glückte, sie in der Folge dahin zurückzusenden. Er ließ ihr große Anerbietungen machen, wenn sie den Sturz des Kardinals befördern wolle. Donna Laura wandte allen ihren Einfluß an, um die Stimmung der Königin und die Umstände, zu dem angegebenen Zwecke, zu benutzen und den Streich vorzubereiten, welchen der Herzog von Parma, dem Entwurfe Dubois gemäß, nach Alberoni richten sollte.

Der Herzog von Parma war, seit der Erhebung Alberonis zum Kardinale, von ihm, wie so manche andere, mit dem auffallendsten Ue-

vermuthe behandelt worden; ihm also ebenfalls persönlich abgeneigt. Er nahm sehr nahen Antheil an dem Schicksale Spaniens; noch nähern an dem Schicksale Italiens. Die Fortsetzung des Kriegs konnte nur dazu dienen, die Macht des Kaisers in Italien zu vergrößern und allen kleinern Fürsten furchtbar zu machen. Der Herzog von Parma hatte hievon am ersten zu besorgen; denn auf ihn, als einen nahen Verwandten Spaniens, konnte auch sehr leicht der Verdacht einer Theilnahme an den Planen desselben haften und hieraus eine feindliche Behandlung entstehen.

Diese Betrachtungen mußten ihn geneigt machen, die Hand zur Entfernung eines Mannes zu bieten, der sich so sehr als schädlich bewährt hatte, und von dem er sich selbst persönlich beleidigt hielt. Sein Verhältniß zu der Königin setzte ihn mehr als irgend jemanden in den Stand, mit Nachdruck dazu hinzuwirken; ihm konnte es eher, als irgend jemanden, gelingen, der Königin oder dem Könige Aufklärungen zu geben, unmittelbar dieselben an sie gelangen zu lassen, die nur deshalb bisher ihre Wirkung nicht gethan hatten,

weil sie, durch Alberonis rastloses Bemühen, stets zurückgehalten oder niedergeschlagen waren.

So stand es denn im Buche des Schicksals geschrieben, daß Alberonis Größe und Macht durch den vernichtet werden sollte, der den Grund dazu gelegt hatte. Als Parmesanischer Gesandte hatte Alberoni bereits Spanien beherrscht; ein Parmesanischer Gesandte sollte ihm itzt die gemißbrauchte Herrschaft aus den Händen winden.

Alberoni ahnete sein Schicksal noch nicht, als der Marquese Scoti in Madrit ankam und unmittelbare Aufträge an den König und die Königin zu haben ankündigte. Er versuchte zwar nach seiner Gewohnheit, sich seiner Depeschen zu bemächtigen und unmittelbare Mittheilungen zu verhüten. Allein Scoti beharrte auf seiner Audienz, die Königin bestand darauf; Alberoni konnte also eine lange und geheime Unterredung mit ihr und dem Könige nicht länger verhindern.

In dieser Audienz übergab Scoti das Memoire des Herzogs von Orleans und eigenhändige Briefe des Herzogs von Parma, in

welchen derselbe die ganze äussere und innere Lage des Reichs, so wie den Charakter und die Verfahrensart des Kardinals, ausführlich darstellte und auf die Entfernung des letztern, als das einzige Mittel eines dringend nothwendigen Friedens, antrug. Er begleitete diese Darstellung mit den nöthigen Erläuterungen. Der Beichtvater des Königs, der bey dieser Unterredung zugegen war, gab dem Entschlusse des Königs, mit Bewilligung der Königin, die nothige Bestimmung.

Alberonis Entlassung war nun in diesem Rathe beschlossen; und der Unwillen, welchen itzt selbst die Königin gegen ihren bisherigen Günstling fühlte, ließ diese Entlassung zu einem ziemlich unsanften Falle werden. Der König erhob sich (am 5. Dez. 1719.) mit seiner Gemahlin, ohne, wie sonst gewöhnlich war, die Begleitung des Kardinals zu begehren, nach Prado zu seiner Jagdbelustigung und gleich nachher theilte der Staatssekretair Marquis de Tolosa dem Kardinal einen eigenhändigen Kabinetsbefehl des Königs mit; worin er seiner Aemter entsetzt, binnen acht Tagen aus Madrit und hin-

nen drey Wochen aus dem Königreiche verwiesen wurde; — weil der König entschlossen sey, mit Hinwegräumung aller Hindernisse, seinen Unterthanen die Wohlthat des Friedens zu verschaffen.

Dieser Schlag traf den Kardinal sehr hart, denn er traf ihn unerwartet und traf seine Eitelkeit sehr empfindlich. Wenn er nicht ganz unbekannt mit der Idee war, daß sein Fall nahe sey; so hatte doch sein Stolz in ihm die Erwartung erregt, er werde auf eine schonendere Art nur von den Geschäften entfernt, allenfalls in sein Bisthum Mallaga — was er zwar gegen Seville resignirt, aber nach der Nichterlangung dieses, noch immer in Besitz hatte — verwiesen werden.

Die Beleidigung, welche sein Stolz über die Art seines Falles empfand, unterdrückte den Schmerz über den Fall selbst eine Zeitlang. Sie gab ihm Entschlossenheit, einige Maasregeln zu ergreifen, wodurch er sich zu retten oder zu rächen gedachte; die aber nur dazu dienten, seine Demüthigung zu vergrößern und empfindlicher zu machen.

Er ließ den König und die Königin um eine Unterredung bitten, und — erhielt abschlägige Antwort. Er schrieb an den König und erhielt — den mündlichen Befehl: ungesäumt zu gehorchen. Er wagte es, bey der Auslieferung der Staatspapiere die wichtigsten zurückzubehalten; — und mußte es sich gefallen lassen, daß er an der Grenze des Reichs angehalten und aller seiner Papiere beraubt wurde.

Die Demüthigung, welche er sich dadurch zuzog, war die empfindlichste, die er bey dieser Gelegenheit erfuhr. Es war unter diesen Papieren das Testament, worin Carl der Zweyte, Philip den Fünften zu seinem Nachfolger eingesetzt hatte. Man gab ihm schuld, er habe es dem Kaiser ausliefern und sich dadurch von diesem Schutz und Gunst erwerben wollen.

Dieser Argwohn war es auch wohl, welcher ihn die üble Behandlung des Offiziers zuwege brachte, der seinen Koffer durchsuchte und das wichtige Dokument darin fand. So ehrerbietig er sich bis dahin gegen ihn betragen hatte, so schimpflich behandelte er ihn itzt. Alles, bis

auf seine Person durchsuchte er, belegte ihn mit den niedrigsten Benennungen und indem er sich entfernte, ließ er noch in einer Menge Flüchen und Schimpfreden seinen Unwillen und seine Verachtung freyen Lauf.

Bis zu seiner Abreise durfte niemand von dem königlichen Hofstaate mit ihm reden, so lange er noch in Madrit war. Niemand aus der Nation würdigte ihn einer Aeusserung von Theilnahme. Ganz Madrit feyerte den Tag seiner Abreise, als einen Festag. In einigen Provinzialstädten sah er sich beynah der Mishandlungen des Volks ausgesetzt; ohnerachtet er eine bewaffnete Begleitung hatte.

Auf der Grenze von Frankreich empfing ihn ein Detaschement französischer Dragoner und begleiteten ihn bis an die Grenze Italiens. Alberoni wünschte die Welt glaubend zu machen, der Herzog Regent habe ihn diese Begleitung als eine Ehrenwache zugegeben. Er erreichte dadurch freylich nichts, als daß hie und da ein politischer Geheimnißkrämer durch bedeutende Winke zu erkennen gab: wie er gegründete Ursach haben zu vermuthen, daß die Entlassung

und Verweisung des Kardinals überhaupt nur ein Blendwerk sey; daß er in kurzem sich wieder an seiner Stelle und im Besitz einer wo möglich noch größeren Macht befinden werde.

Wenn das Abentheuerliche, was in dieser Behauptung lag, ihr einigen Glauben verschafft hatte; so zeigte der Fortgang der Begebenheiten sehr bald das Ungereimte davon. Es wurde ein Brief bekannt, welchen Alberoni, bey seinem Eintritte in Frankreich, an den Herzog Regenten geschrieben hatte, welcher nur den Zweifel übrig ließ: ob man mehr die Unklugheit oder die Niederträchtigkeit des Inhalts bewundern müsse. Nach einer Einleitung, in welcher er sich in Ausdrücken über den König von Spanien äusserte, die ihm wenigstens auf keine Weise geziemten und noch dazu gegen einen nahen Verwandten desselben, als höchst unklug und unschicklich erscheinen müssen, machte er dem Regenten den Antrag: die Namen aller derer, die nahen oder entfernten Antheil an der Verschwörung gegen ihn genommen hatten, zu entdecken, dafern der

Regent ihm eine geheime Unterredung verstatten wolle.

Der Regent beantwortete diesen Antrag mit stillschweigender Verachtung, ließ ihn aber der Königin von Spanien, wie man sagt, unter der Hand zukommen; um sie den Charakter des Unwürdigen, den sie so ausschliessend ihr Vertrauen und ihre Gunst geschenkt hatte, noch näher kennen zu lehren.

Nach der Entfernung Alberonis fand nun der Friede keine weitere Schwierigkeiten. Der König von Spanien trat der Quadrupelallianz bey, der Kaiser entsagte förmlich seinen Ansprüchen auf die Spanische Krone, und Philip den Italiänischen Staaten, bis auf die Nachfolge des Spanischen Prinzen Don Carlos, in den Fürstenthümern Toskana, Parma und Piacenza; welche ihm von dem Kaiser, als Lehne des deutschen Reichs, zugesichert wurden.

Hiemit endeten die Mishelligkeiten für itzt. Einige noch obwaltende anderweitigen streitigen Punkte ließ man für das erste dahin gestellt seyn; wodurch denn freylich auch dießmal (wie es so häu-

sig der Fall war und noch ist) der Same zu neuen Intriguen, Mishelligkeiten und Kriegen ausgestreuet wurde.

Alberoni war indessen in Italien angekommen, wo neue Demüthigungen seiner harrten. Der Pabst zog ihn förmlich vor Gericht und nur der Tod Clemens des Eilften rettete ihn, wie es schien, von einem Prozesse, dessen Führung mit mannigfaltigen Verdrießlichkeiten und Demüthigungen für ihn verbunden und dessen Ausgang — wenigstens sehr ungewiß war. Unter dem Nachfolger desselben hob ihn sein Schicksal wieder, wie es schien, um ihn aufs neue zu den kühnsten Erwartungen zu verleiten; — deren verfehlte Befriedigung seine Strafe seyn sollte. Der ehrenvoll losgesprochene, in seiner Würde bestätigte Kardinal Alberoni, konnte so gut wie ein anderer zum Besitz des heiligen Stuhls gelangen; und sein Fall war nicht schmerzhaft genug gewesen, um seine Eitelkeit zu einer völligen Zerknirschung zurückzuführen, und Stolz und Herrsucht mit der Wurzel auszurotten. Dieß war also von itzt an das Ziel

seiner Bestrebungen und das Schicksal schien anfangs seine Bemühungen zu begünstigen. Bald erwarb er sich und behauptete unter mehrern Päbsten einen erheblichen Einfluß. Er bekleidete die Legaten Stelle zu Ravenna und Bologna und behauptete sich, besonders während den nachfolgenden Kriegen, in einer politischen Wichtigkeit, die nur sehr selten das Loos gestürzter und vertriebener Minister war.

In diesen Verhältnissen zeigte er fortwährend eine große Theilnahme an dem Schicksale Spaniens und erlebte auch die Genugthuung, seinen Entwurf, wenigstens zum Theil noch, realisirt zu sehn. Daß es nicht durch ihn geschah, dürfte freylich den Triumpf, welchen er darüber empfand, einigermaßen geschwächt haben; wiewohl er dieß nie merkbar werden ließ, vielmehr sich für das Interesse Spaniens stets auf gleiche Weise thätig bezeigte.

Ein ungewöhnlich langes Leben und der Genuß einer unerschöpflichen Gesundheit und Thätigkeit, schienen ihn auch zu einer langen Erhaltung der Aussicht auf die erhabenste geistliche Höhe zu berechtigen; die durch einige Annähe-

rungen an dieß große Ziel, (bey neuen Pabstwahlen) stets neue Nahrung erhielt. Dennoch hatte das Schicksal beschlossen, diese Erwartung nicht zu befriedigen und es scheint, als wenn Alberoni sie endlich auch aufgab. Wenigstens zog er sich, im achtzigsten Jahre seines Lebens, (1743.) von den öffentlichen Geschäften und von Rom zurück und lebte in seiner Vaterstadt Piacenza, wie es schien, um da den Tod zu erwarten, wo er das Leben empfangen hatte. Er lebte hier noch acht Jahre in geschäftsloser Muße, ohne jedoch ganz unthätig zu seyn. Er stiftete einige gemeinnützige Institute und fundirte sie reichlich. Vor seinem Ende hatte er noch das Vergnügen einen Spanischen Prinzen, als Regenten von Parma, zu bewillkommen. Einen andern sah er auf dem Neapolitanischen Throne. Er schien nun mit Spanien, selbst mit Europa völlig ausgesöhnt, völlig in Frieden dahin fahren zu können. Er starb am 26. Jun. 1752. nach einer Krankheit von wenigen Stunden. Dom Philip von Parma bewieß seinem Andenken die Achtung, die den Gründer seiner Fürsten Unabhängigkeit gebührte.

2. Fleuri in Frankreich.

Die Darstellung des Charakters und der Verwaltung dieses Ministers gewährt, wie es uns scheint, ein in mehr als einer Rücksicht, interessantes Gegenstück zu dem vorhergehenden Gemählde.

So verschieden die Charaktere dieser beyden Männer, als Menschen, erscheinen, so verschieden sind auch ihre Charaktere und ihr Betragen als Minister; — obwohl bey gleichen Motiven und gleichen Zwecken. Beyde strebten und gelangten auf sehr verschiedenen Wegen zu gleichen Zielen; beyde übten eine gleich unabhängige Wirksamkeit auf sehr verschiedene Art und Weise; wandten sehr verschiedene Mittel an, um sich auf der Höhe zu erhalten, die sie, gleich mühsam, erstiegen hatten, und auf welcher sie sich, freylich nach Maasgabe der Verschiedenheit ihres Verhaltens und ihrer Verhältnisse, auch sehr verschieden behaupteten.

Es wird nicht nöthig seyn, die Vergleichungspunkte näher auszuheben. Sie werden sich dem Beobachter von selbst darbieten; — vor-

ausgesetzt, daß wir in der Darstellung nicht mit gar zu unsicherer und ungeschickter Hand verfahren sind.

Andreas Herkules von Fleuri war im Jahre 1653, als der Sohn eines Steuereinnehmers zu Lodeve gebohren. Durch seine Geburt schien er also für den Mittelstand bestimmt. Allein seine Aeltern standen in einiger Verbindung mit der damals begünstigten Familie Villeroi; und hierauf bauten sie den Plan einer Erhebung ihres Sohns aus dem Stande und den Verhältnissen seiner Geburt.

Die Kirche, die von jeher aufnahm, und gewährte, was der Staat nicht gebrauchen und gewähren konnte oder wollte, eröffnete auch hiezu die nächste und sicherste Aussicht. In ihr konnte man ohne Geburt und Geld zu Rang und Einkünften gelangen. Schon als Kind wurde daher der junge Fleuri von seinen Aeltern der Kirche geweiht; als Jüngling weihte er sich ihr selbst, und erwarb sich alle die Eigenschaften, welche

welche ihn fähig machten, unter der Begünstigung eines mächtigen Beschützers eine ausgezeichnete Rolle in seinem Stande zu spielen.

Der Abbe Fleuri war ein sehr wohlgebildeter und noch einnehmenderer junger Mann, als er, auf Veranlassung, und unter dem Schutze des Marschalls von Villeroi, den Schauplatz der großen Welt betrat. Bey einer mehr als gewöhnlichen Ausbildung des Verstandes und mannigfaltiger, angenehmer Talente, zeigte er sich in einem hohen Grade bescheiden und anspruchlos. Es schien, als ob sein ganzer Ehrgeiz sich darauf einschränke, den Damen zu gefallen; sie angenehm zu unterhalten, um von ihnen freundliche Blicke zu bekommen. Die alte französische Galanterie, welche am Hofe Ludewigs des Vierzehnten vorzüglich blühete, hatte er sich in einem hohen Grade zu eigen gemacht; ohne jedoch, durch die Ausübung derselben, der Würde seines Standes und dem Rufe seiner Enthaltsamkeit im mindesten etwas zu vergeben.

Indessen schränkte er seine Aufmerksamkeit keineswegs blos auf das weibliche Geschlecht ein.

Stets und gegen Jedermann war er zu Gefälligkeiten, zum Nachgeben, zum Nachstehen bereit. Die häufigen Ermahnungen seiner Aeltern, daß man sich schmiegen müsse, um durch die Welt zu kommen, hatten tiefe Wurzeln gefaßt und dieselbe Früchte getragen. Allein die Wünsche und Plane der Aeltern, daß ihr Sohn, und auf welchem Wege er zu etwas gelangen solle, waren eben so wenig für ihn verlohren gegangen. Schon früh war dadurch der Same des Ehrgeitzes in seine Seele gestreut, der zwar lange verdeckt blieb, aber nie unterdrückt wurde.

Wiewohl er wahrscheinlich erst spät einen Plan entwarf, hegte er doch früh schon Wünsche; die freylich seine große Geduld und Selbstbeherrschung nie empor kommen, wenigstens nie sichtbar werden ließ.

Fleuri war kein Mann von großen und auszeichnenden Talenten; aber er war das, was man einen feinen Kopf nennt. Unfähig, Plane zur Ausführung zu bringen, wozu Kraft des Genies erfodert wurde, war er mehr als irgend jemand geschickt, Zwecke zu erreichen, welche Ausharren erfoderten. Unfähig, sich nach

der Weise großer Geister, die Umstände und Verhältnisse, wenn und wie er sie gebrauchte, selbst zu schaffen, hatte er die höchste Geschicklichkeit darin, sie abzuwarten, aufzugreifen und zu benutzen. Niemand hat je die Kunst besser als er verstanden, Menschen in der Hinsicht, was von ihnen erwartet, oder nicht erwartet, was mit ihnen gewagt, oder nicht gewagt werden könne, zu beurtheilen. Seine Uebersichten waren wohl nicht ins Große und Allgemeine, aber seine Ansichten in der Nähe und dem Einzelnen stets richtig und genau. Seine Wirksamkeit war stets im Stillen, meistens unbemerkt, mehr auf Individuen, als auf große Massen gerichtet und berechnet. Aber sie war, in dieser Beschränkung, auch fast stets richtig berechnet; mit Sicherheit angelegt und von einem glücklichen Erfolg begleitet.

Der Gang seiner Minister-Wirksamkeit war langsam, wie der Gang seiner Erhebung; gleichwohl führte er ihn gerade so zum Ziele, daß es scheint, als habe er die ungewöhnliche Dauer seines Lebens und seiner Kraft in Voraus berechnen, jenen danach abmessen können. Er erreichte die

Höhe, worauf wir ihn fanden, erst in einem Alter, wo andere meistens durch den Tod davon abgerufen werden; und dennoch stand er länger darauf, als die Meisten, welche ein rascher Gang des Glücks oder eigener Kraft, schon früh auf dieselbe gelangen läßt. Von seiner ersten Erscheinung am Hofe galt Fleuri beständig für einen frommen, rechtgläubigen, obwohl auch toleranten Priester. Damals begann schon die Bigotterie am Hofe Ludewigs des Vierzehnten, unter dem Schutze der Frau von Maintenon sich eine ansehnliche und einflußreiche Parthey zu bilden. Fleuri gehörte schon, als ein Schützling des Marschall von Villeroi, zu derselben und schloß sich in der Folge noch mehr an, da er durch sie seine Beförderung erwartete. Die erste Wirkung, welche er von diesem Schutze erfuhr, war die Stelle eines der königlichen Hauskaplane.

Eine geraume Zeit bekleidete er dieselbe, ohne sich jedoch eine andere Merkwürdigkeit zu erwerben, als die eines angenehmen Gesellschafters und frommen demüthigen Mannes, ohne Ansprüche und ohne Bedeutung. Man war ihm

fast allgemein gewogen; aber man achtete ihn auch fast allgemein keiner weitern Aufmerksamkeit werth. Dabey mußte er fortdaurend die Kränkung erfahren, daß er die Gunst, welche ihm mehr als jede andere galt, und wonach er, seiner anscheinenden Unbefangenheit und Anspruchlosigkeit ohnerachtet, unabläßig strebte, die Gunst Ludewigs des Vierzehnten, nie erlangen konnte.

Ludewig war kein Freund von diesem sanften, demüthigen, schleichenden Wesen; am wenigsten bey Männern. Er erklärte mehreremale laut, daß er den Abbe Fleuri nicht leiden könne, ihm nicht traue; und bezeigte stets den lebhaftesten Widerwillen, so oft man ihn zu einer Beförderung oder Begünstigung in Vorschlag brachte.

Endlich überwand jedoch die Parthey, welche ihn beschützte, diesen Widerwillen des Königs, wenigstens in so fern, daß er ihm eine, lang gesuchte und erbetene Beförderung bewilligte. Er wurde, jedoch erst nach langem Sträuben, von ihm zum Bischof von Frejus ernannt.

Fleuri dankte dem Könige eben so, als ob durch diese Beförderung alle seine Erwartungen und Wünsche weit übertroffen wären. Gleichwohl entsprachen seine, freylich tief verborgenen Gefühle, diesem Ausdrucke seiner Gebärden und Worte nicht. Er hätte lieber diese und jene andere Stelle gehabt; er entfernte sich ungern vom Hofe, am ungernsten so weit und gerade dahin, in diese entlegene Provinz. Entwischte ihm eine Klage, so war es die: über die weite Entfernung von seinen Freunden, woran sich jedoch gleich wieder eine Selbsttröstung, aus der Erfüllung seines Berufs, schloß. Alle seine Briefe trugen das Gepräge der Heiterkeit und Freyheit des Gemüths, von jedem sehnlichen Wunsche. Daß sein bischöflicher Sitz und die reitzende Einsamkeit, deren er oft erwähnte, ihm nicht ganz so gefalle, als seine Ausdrücke glaubend machen sollten, errieth man nur aus seinen öftern Reisen; aus, scheinbar im Scherz ihm entwischten Aeusserungen, als z. B. der Unterschrift: von Gottes Ungnaden Bischof von Frejus, in einem Briefe an einen seiner Freunde; aus der Emsigkeit, sich

aus seinen Einkünften ein unabhängiges Vermögen zusammen zu sparen; endlich daraus, daß er sein Bisthum (im Anfange des Jahrs 1715.) unter dem Vorwande, daß seine Gesundheit ihm ausser Stand setzte, ferner seine Herde zu bewachen, aufgab, sobald er sich einiges Vermögen gesammlet hatte.

Ob ihn indessen zu dieser Entsagung seine Abneigung gegen den Aufenthalt in Frejus oder andere, damals bereits vor ihm eröffnete, Aussichten bewogen haben, — dürfte nicht ganz mit Sicherheit zu bestimmen seyn. Wahrscheinlich, wenigstens seinem Charakter nach, wie er sich in der Folge näher entwickelte, wahrscheinlich ist, daß er von dem Kenntniß hatte, was um diese Zeit am Hofe vorging, und daß er nicht ohne Absicht und nicht unaufgefodert gerade damals nach Paris zurückkehrte.

Bekanntlich war damals König Ludewig dem Tode nahe. Er hatte sein Haus bestellt und den Marschall von Villeroi zum Hofmeister seines jungen fünfjährigen Nachfolgers ernannt. Villeroi, ein alter Freund und Beschützer des Bischofs von Frejus, schlug diesen

zum Lehrer oder Unterhofmeister vor und wandte alles an, um den bekannten Widerwillen des Königs gegen den Bischof zu überwinden.

Lange widerstand die Abneigung Ludewigs. Er äusserte, wie man sagt, sogar: er halte es für gefährlich, einen Mann von so feinem und versteckten Charakter dem Prinzen zum Erzieher und täglichen Gesellschafter zu geben.

Diese Aeusserung reizte Villeroi nur noch mehr. Er fand es ungereimt, daß der sterbende König einen Mann richtiger beurtheilen wolle, als er, der eine so hohe Meinung von seinem Beurtheilungs-Vermögen hegte. Durch die Frau von Maintenon standhaft unterstützt, drang er nun noch heftiger in den König und erklärte endlich: er werde nur unter der Bedingung die Stelle eines Hofmeisters annehmen, daß Fleuri zum Erzieher ernannt werde. Ludewig, der, durch den Einfluß der Frau von Maintenon, sich überzeugt hielt, daß Niemand als Villeroi fähig sey, diese wichtige Stelle zu bekleiden, sah sich nun beynah gezwungen, Fleuri, in einem eigenen, dem Testamente angehängten Codicill, zum Instruktor zu ernennen.

Darf man den eigenen Aeusserungen des Bischofs von Frejus glauben, so wurde er, bey seiner Ankunft zu Paris, nicht wenig von dieser Ernennung überrascht. Er versicherte sogar den Kardinal Quirini in einem Schreiben, worin er ihm diese neue Bestimmung bekannt macht: daß er, wenn der König, bey seiner Ankunft, noch fähig gewesen wäre, ihn zu verstehen, er sicher diese Ehre würde verbeten haben; an deren Sorgen und Verantwortung er nur mit Zittern denken könne. Nach des Königs Tode, setzt er sich beklagend hinzu, habe ihn Niemand hören wollen. Er sey krank und könne sich über den Verlust seiner Freyheit und Einsamkeit nicht trösten.

Sein Freund und alle, zu denen er auf ähnliche Weise redete, zweifelten damals schon an der Aufrichtigkeit dieser Aeusserung und sein nachfolgendes Betragen scheint diesen Zweifel hinlänglich zu rechtfertigen. Fleuri widmete sich seiner neuen Bestimmung mit der Heiterkeit, Unbefangenheit und Emsigkeit, die man bey ihm, in allen Lagen und bey allen seinen Beschäftigungen zu sehn gewohnt war. Er lebte am Hofe

ganz wie ehemals, nur einsamer, mehr auf seine Bestimmung eingeschränkt. Von denen, sich täglich mehrernden, Hof-Intriguen schien er kaum Kenntniß, geschweige denn Antheil daran zu nehmen.

Dieß Betragen war in der That das Einzige, was ihm seine Lage sichern und ihn in seinen, sich täglich mehr verwickelnden Verhältnissen, Ruhe und Sicherheit gewähren konnte. Allein eben diese Verhältnisse machten auch die stete Beobachtung eines solchen Betragens höchst schwer und nur einem Manne von seiner Geschmeidigkeit des Charakters und langen und mannigfaltigen geübten Gewandtheit möglich.

Er war dem Herzog Regenten und seinem ganzen Anhange schon deshalb nicht angenehm, weil er zu dem sogenannten alten Hofe gehörte, von diesem seine Beförderung erhalten hatte. Die Sorgfalt und Emsigkeit, womit er sich dem Könige widmete und das Wohlgefallen, was dieser an seinem Umgange äusserte, mußte, wenn auch nicht dem Regenten — den nicht leicht etwas aus seiner Sorglosigkeit störte — doch dem

Abbe Dübois und andern Theilnehmern an seiner Gewalt bedenklich werden.

Der Marschall von Villeroi lebte mit jener Parthey in offenbarer Feindschaft und der Bischof von Frejus wurde als eine Creatur desselben angesehn. Eben so betrachtete ihn auch der Marschall selbst und ließ ihn deshalb, als seinen Untergeordneten, die Seltsamkeiten seines Charakters noch unangenehmer empfinden. Es gehörte gewiß ein seltener Grad von Geduld und Selbstverleugnung dazu, den Hochmuth, die Egoisterei Windbeutelei und ungeheuren Anmaßungen der mehr als kindischen Eitelkeit dieses seltsamen Mannes, seiner Bravheit und Biederkeit wegen, besonders in einem so dornigten Verhältnisse, zu ertragen. Fleuri besaß und übte diese Geduld, in einem Grade, der Bewunderung verdient. Nie hörte man etwas von einem Streite oder einer Mishelligkeit, zwischen dem Lehrer und dem Hofmeister. Nie unterwarf jener sich diesem sclavisch, aber nie setzte er sich ihm gerade zu entgegen. Beyde schienen innigst mit einander verbunden und so, gegen jeden Angriff von aussen, durch sich allein gesichert zu seyn.

Der Bischof besonders erfreute sich der täglich wachsenden Gunst des Königs. Dieß und die stets gleiche Behutsamkeit seines Betragens, erhielten die Gegenpartheyen gegen ihn ebenfalls in einer Vorsicht, die ihn mitten unter dem Sturme eine Ruhe sicherte, deren sich fast Niemand am Hofe ausser ihm erfreuen konnte.

So lebte er einige Zeit, in seinem neuen Amte am Hofe, wie es scheint, ohne bemerkt, wenigstens ohne beobachtet zu werden und ohne einer Beobachtung werth zu scheinen. Die Inhaber der Regenten-Macht waren zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten und großen Staats-Ereignissen und Verhältnissen beschäftigt, als daß sie hätten Muße und Neigung finden sollen, sich um die Person des Königs und diejenigen, welche ihn umgaben, zu bekümmern, wenn sie nicht selbst dazu auffoderten.

Nun vermied dieß Fleuri eben so sorgfältig als Villeroi dahin arbeitete. Man betrachtete ihn daher fortwährend als einen Menschen ohne Bedeutung; der weiter keine Merkwürdigkeit habe, als daß er zu dem alten Hofe gehöre

und eine Creatur des Marschalls von Villeroi sey.

Hierin erreichte der Bischof gerade das, was er wünschte. Die Aufmerksamkeit und Beobachtung heftete sich allein an das Betragen des Gouverneurs; um den Lehrer und dessen stilles Thun und Lassen bekümmerte sich Niemand. Er konnte also ungehindert sich der Zuneigung des Königs bemächtigen, die Neigungen und Fähigkeiten desselben nach seinen Absichten modificiren, ihn ganz von sich abhängig machen.

Den Marschall, mit dem er es in dieser Rücksicht allein zu thun hatte, durfte er hier am wenigsten fürchten. Dieser eitle, eingeschränkte Mann war viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, wurde vom Fleuri zu bestimmt übersehn und an seinen Schwächen ergriffen und gelenkt, als daß er ihm hätte hinderlich oder gefährlich werden können.

Eine Erziehung, welche nur nach den egoistischen Absichten des Erziehers und Lehrers eingerichtet ist, erfodert wohl kaum einmal einer Prüfung, um den Werth derselben zu schätzen. Es ist dieß bekanntlich das gemeine Loos künftiger

Könige; eine schlechte Erziehung derselben, also auch eine nur zu ausgemachte und gemeine Erfahrung. Kommen zu einer unzweckmäßigen Erziehung noch geringe Fähigkeiten; — was kann erwünschter für den Erzieher, oder Lehrer seyn!

Von seinen frühsten Jahren an war der junge Ludewig XV. schwächlich, keiner Anstrengung fähig, ein Gegenstand der höchsten Sorgfalt und Schonung. Man dachte bey seiner Erziehung nur vor allen Dingen darauf, ihn zu erhalten; ihn zu bilden, zu unterrichten, war eine Nebensache, die kaum in Betrachtung kam. Von seinem dritten Jahre an, war dieß Kind ein König, von dieser Zeit an alle, die es umgaben, und am meisten der Gouverneur bemüht, den Königs-Dünkel und die verkehrtesten Begriffe von Macht, Größe und Herrschaft, wie er dieselben am Hofe Ludewigs des Vierzehnten eingesogen hatte, in ihm zu erwekken und zu befestigen.

Indem ihn der Hofmeister lehrte, das Volk, das Land sey sein Eigenthum, alles hänge von seinem Willen und Winken ab; er sey über alles,

was ihn umgebe unendlich erhoben, suchten die Inhaber der Monarchen-Macht ihn an einen leeren Macht-Prunk zu gewöhnen, seine Phantasie mit den Aeusserlichkeiten der Macht zu erfüllen, um die Vorstellung und den Wunsch nach einer reellen Macht-Ausübung, wo möglich für immer von ihm entfernt zu halten.

Zu diesem Zwecke arbeitete ihnen Fleuri treulich in die Hände, denn gerade dadurch bereitete er seine eignen Absichten vor. Sein Unterricht war daher höchst dürftig, seine Erziehung auf nichts weniger als auf die Erweckung der Thätigkeit des jungen Königs gerichtet. Er dachte nur darauf, arbeitete nur darnach hin, sich ihm gefällig, angenehm, nothwendig zu machen. Es gelang ihm dieß auch so völlig nach Wunsch, daß er allerdings schon Plane für die Zukunft darauf bauen konnte.

In tausend kleinen Vorfällen mußte dieß nun auch nach und nach merkbar, und dadurch die Aufmerksamkeit auf den unbeachteten, übersehnen Erzieher gerichtet werden. Indem der König heran wuchs und so ein Gegenstand für die Aufmerksamkeit der Inhaber der Regenten-Gewalt

wurde, mußte auch seine Zuneigung für seinen Lehrer merkbarer, dieser zu einer wichtigern Person werden. Der Regent und seine Minister fingen an ihn aufzusuchen, zu beobachten, zu fürchten.

Fleuri sah itzt täglich Männer sich ihm mit Ehrerbietung, mit Schmeicheleyen, mit Dienst-Anerbietungen nähern, die ihn bis dahin kaum bemerkt hatten; allein er schien dieß kaum zu bemerken, wenigstens weit von der Neigung entfernt, Nutzen hieraus für sich ziehn zu wollen. Er blieb sich völlig gleich; eben so bescheiden, so anspruchlos gegen Jedermann; so ertragsam und nachgiebig gegen die Seltsamkeiten und Anmaßungen des Marschalls; eben so aufmerksam, respektvoll und bescheiden in seinem Betragen gegen den Regenten, und dessen Günstling, den Kardinal Dubois; er hielt sich eben so entfernt von jeder Einmischung in Dinge, die, wenn auch den König, doch nicht sein Verhältniß zu ihm betrafen. Auch die auffallendsten und wichtigsten Staatsereignisse, welche unter der Regentschaft jedermann beschäftigten und zum Partheynehmen veranlaßten, schienen für ihn nicht vorzugehn. Er mischte sich in nichts,

äusser-

äusserte sich über nichts, — wenigstens nie öffentlich, oder mißbilligend gegen den König.

Dieß mußte um so merkbarer werden, da er hierin den auffallendsten Kontrast mit dem Marschall von Villeroi bildet; der über alles, was die Regentschaft betraf, ohne alle Rücksicht herfuhr und selbst der Person des Regenten und seiner Günstlinge nicht schonte.

Der Regent schien durch das höchst vorsichtige Betragen des Bischofs doch in Rücksicht seiner, nicht ganz sorgles gemacht. Sein scharfer und richtiger Blick wurde, sobald er sehn wollte, von dem Aeussern, selbst von der Hülle künstlicher und lang geübter Verhehlung, nicht leicht geblendet. Indem er über den Marschall spottete, setzte sich eine Art von Scheu gegen den Bischof bey ihm fest; welche durch die Beobachtungen und den Argwohn Dubois täglich mehr genährt wurde. Dieser, noch mehr als jener, sah in dem Betragen Fleuris tief versteckte Absichten; wenigstens die Fähigkeit, geheime Absichten zur rechten Zeit geltend zu machen.

In dieser Voraussetzung glaubte der Regent würde es gut seyn; sich diesen Mann persönlich zu verbinden, zugleich aber auch ihn in eine solche Situation zu setzen, daß er mit Leichtigkeit und ohne Aufsehn zu erregen, so bald man es nöthig finden sollte, entfernt werden könne. Dieß bewog ihn, dem Könige vorzutragen: er möge dem Bischof von Frejus das erledigte Erzbisthum Reims ertheilen.

Durch diese Sicherheits-Maasregel konnte man auch zugleich dem König einen Beweis von dem stets regen Bestreben, ihm Vergnügen zu machen, geben; ihn selbst sich also, wie sein Lehrer, verbinden.

Die Erledigung des Erzbisthums zu Reims bot dazu eine erwünschte Gelegenheit dar. Der Erzbischof von Reims bekleidet, neben seiner hohen geistlichen Würde, die des ersten Pairs und Herzogs von Frankreich. Es war also dieß eine Beförderung, die immer schon für eine auszeichnende Belohnung ausgezeichneter Verdienste gelten, also einem jeden eine hohe Verbindlichkeit auferlegen konnte; wenigstens auf keine Weise eine Zurückweisung erwarten ließ.

Nach dieser Ueberlegung begab sich der Regent zu dem Könige, und schlug ihm vor: seinem würdigen Lehrer dieser Beweis seiner Zufriedenheit und Gnade zu geben. Der König freute sich kindisch, über diesen Vortrag und ließ den Bischof sogleich rufen, um ihm, wie es der Regent wünschte, mit der Ankündigung seiner Erhebung zu überraschen.

Fleuri erschien, hörte die Ankündigung, ohne auch nur einen Zug seines Gesichts zu verändern, an, dankte dem Könige und dem Regenten auf das demüthigste, für die ihm zugedachte Gnade; aber — wieß sie auch eben so demüthig, jedoch mit dem Ausdrucke des festen Entschlusses zurück.

Die Ueberraschung, welche man sich versprochen hatte, war itzt auf Seiten des Königs und Regenten. Voll Verwunderung fragte dieser nach der Ursach einer so ausserordentlichen Verweigerung. Der Bischof erklärte, er habe keine andere, als: da er bereits vor mehrern Jahren, seines Alters und seiner abnehmenden Kräfte wegen, eine minder wichtige Stelle aufgegeben habe, so würde es als höchst widersinnig erscheinen, wenn er so viele Jahre später seinen

um so viel geschwächtern Schultern eine weit schwerere Bürde aufladen wolle, denen jene leichtere zu schwer geworden wäre.

Vergebens stellte ihm der Regent vor, daß widersprechend scheinende Handlungen, unter verschiedenen Umständen, nicht immer widersprechend wären; daß ein so wichtiger Beruf, als die Erziehung des Königs sey, ihn von der Pflicht, in seinem Bisthum zu residiren, lossprechе; ihn in den Augen des Publikums völlig rechtfertigen würden, wenn er die Verwaltung der bischöflichen Geschäfte durch einen Bischof in partibus besorgen lasse; welches gar nichts unerhörtes sey und von solchen geschehn wäre, die bey weitem keinen so vollgültigen Rechtfertigungsgrund gehabt hätten, als er.

Fleuri erwiederte darauf mit seiner gewöhnlichen Ruhe und Bescheidenheit: andere mögten thun, was ihnen ihr Gewissen erlaube; das seinige gestatte ihm eine solche Verfahrensart nicht.

Diesem hatte der Herzog nichts entgegen zu setzen. Er mußte ablassen und der König sein Geschenk zurück nehmen. Mit der größesten

Mühe brachte er es dahin, daß der Bischof eine Pfründe annahm, welche ihm kein Amt auflegte und etwa ein siebenzig tausend Liver eintrug. Nur damit es nicht das Ansehn habe, als wolle er dem Regenten gar nichts verdanken, nahm der Bischof diese Pfründe an; ohne von den Einkünften derselben für sich einen Gebrauch zu machen.

Der Herzog bewunderte die Geistesgegenwart, Entschlossenheit und Feinheit des Bischofs. Er erkannte, daß er ihn durchschaue und entschlossen sey, sich nie von dem Könige entfernen zu lassen, dessen große Anhänglichkeit an ihn, auch bey dieser Gelegenheit, merkbar genug geworden war. Seine Achtung vor ihm vermehrte sich; aber auch sein Argwohn. Er verdoppelte seine Aufmerksamkeiten gegen ihn, und ließ keine Gelegenheit vorüber, um ihm zu schmeicheln und ihm sich verbindlich zu machen. So foderte er itzt seinen Rath, bey der Besetzung der Stelle, die er ausgeschlagen hatte und verlieh sie dem, welchen er vorschlug.

Diese Auszeichnung blieb von dem Publikum um so weniger unbemerkt, da ihm die Wahl,

welche er getroffen hatte, neuen Stoff zu Bemerkungen gab. Man wollte, freylich erst ex post, schon hier die Absicht auf einen Kardinalshut entdecken; denn es wurde ein Kandidat übergangen, für dessen Familie Fleuri Verbindlichkeiten hatte und den er seinen Freund nannte. Statt seiner schlug er den Kardinal von Roban vor, der zu einer mächtigen Familie gehörte und den Gesandtschaftsposten in Rom bekleidete.

Der bescheidene Fleuri hatte sich eben nicht sehr bemüht, zu verhindern, daß der in der Entsagung des Erzbisthums gegebene Beweiß seiner großen Enthaltsamkeit und Gewissenhaftigkeit durch die öffentlichen Blätter, mit der einer solchen beyspiellosen Verleugnung und Gewissenhaftigkeit gebührenden Bewunderung, bekannt gemacht wurde. Verdiente es diese Bewunderung nicht und hatte er nicht ohne Absichten diese Entsagung gemacht; so entwickelte sie doch auch einen seiner schätzenswerthen Charakterzüge, der sich durch sein ganzes nachfolgendes öffentliches Leben hinlänglich bewährt hat. So eitel und ehrgeizig er war, so wenig Werth legte er auf den Reichthum, dessen Besitz, oder Anwendung

zum Genuß und Prunk. Die Einfachheit seiner Lebensart war nicht, wie manche andere seiner Eigenschaften, erkünstelt; sie war ihm Bedürfniß. Frugalität und Sparsamkeit suchte er in der Staatsverwaltung, wie in seinem Hauswesen einzuführen. Er sammlete ein mäßiges Vermögen, da er es bedurfte, um sich von einem Amte zu befreyen, was er nicht liebte; aber er sammlete in der Folge nicht weiter. Und ohnerachtet ihm in der Folge alle Schätze Frankreichs offen standen, vermehrte er sein Einkommen eben so wenig, als er etwas Wesentliches in seiner Lebensweise veränderte.

Wiewohl Fleuri, nach jenem Ereigniß und ohneracht der öftern Gelegenheit, sich in öffentliche Angelegenheiten zu mischen, nach wie vor sich ganz allein auf seine Amtspflicht und die Person des Königs einschränkte, wurde er gleichwohl täglich mehr als ein Mann von Bedeutung betrachtet. Jedermann beeiferte sich, ihm Beweise seiner Aufmerksamkeit und Achtung zu geben. Selbst der Kardinal Dubois, der fast jedermann despotisirte, behandelte ihn mit eben der Auszeichnung. Als er den Kardinalshut

aus den Händen des Königs erhielt und ihm seinen Dank abgestattet hatte, löste er sein Bischofskreuz ab und überreichte es Fleuri zum Geschenk; weil es Glück bringe, wie er hinzusetzte. Fleuri wurde roth, indem er es annahm; ob über diesen Zusatz, oder die Person, welche ihm, vor den Augen des Königs und des ganzen Hofs, diese Ehre erwieß, steht dahin.

Indessen war zwischen Frankreich und Spanien die Doppel-Heyrath negotiirt, vermittelst welcher die, durch Alberonis Plane und Intriguen gestöhrte, Eintracht beyder Reiche wieder hergestellt und befestigt werden sollte. Der König war damals in seinem zwölften Jahre; die Infantin von Spanien, die ihm zugetheilt ward, erst im dritten. Diese Ungleichheit der Jahre setzte diese Verbindung manchem Tadel aus. Besonders war derselbe von dem Marschall von Villeroi, von ihm also auch eher Hinderung als Beförderung der Einwilligung des Königs zu erwarten.

Gleichwohl bedurfte man einer solchen Hülfe. Es war erfoderlich, um der Verbindung die nöthige Form und Bündigkeit zu geben, daß der König öffentlich in dem Geheimenrathe erschien

und so feyerlich seine Einwilligung gebe. Nun hatte aber der König in seiner Blödigkeit ein Widerstreben gegen alle solche Ceremonien, welches nur durch die Bestimmung einer Autorität ausser Kraft gesetzt werden konnte. Da er sich den Jünglingsjahren näherte konnte eine Verbindung mit einem Kinde, das an Alter so weit von ihm abstand, keinen Reitz für ihn haben. Wurde nun dieß etwa aufgegriffen und zur Bewirkung einer Verweigerung bey ihm benutzt, so war dieselbe allerdings zu befürchten.

Diese verkehrte Benutzung seiner Furchtsamkeit glaubte die Regentschaft von dem Marschall befürchten, ihm also ein Geheimniß aus der Verhandlung machen zu müssen. Von Fleuri versprach man sich mehr — wenn man ihn in das Geheimniß ziehe. Man fühlte, daß man von ihm und seinem Einflusse, auf den König nur eine erwünschte Beendigung erwarten könne, und hoffte, durch die Bestechung seiner Eitelkeit sich diese Mitwirkung zu versichern; denn man zweifelte nicht, daß er sich dadurch geschmeichelt finden werde, wenn er sich in ein

Geheimniß aufgenommen sähe, was seinem Vorgesetzten absichtlich verborgen werde.

Man unterließ daher nicht, bey der Eröffnung, ihn auf diesen Beweis eines vorzüglichen Vertrauens aufmerksam zu machen und ihm ein strenges Geheimniß, besonders gegen den Marschall, zu empfehlen.

Wider alle Erwartung nahm Fleuri diese Eröffnung mit sichtbarer Kälte auf, machte einige Einwendungen gegen die Verbindung, und äusserte sich sehr unbestimmt bey dem Antrage des Regenten: daß er seinen Einfluß bey dem Könige anwenden mögte, um ihn zur Annahme dieses Vorschlags zu bestimmen. Er versprach indessen zugegen zu seyn, wenn der Herzog dem Könige die Sache vortragen und ihn in den Geheimenrath abhohlen würde.

An dem bestimmten Tage vergaß er gleichwohl sein Versprechen; oder that, als ob er es vergessen habe. Der Regent, der nicht eher zum Könige gehn wollte, als bis der Bischof bey ihm sey, wartete eine Zeitlang. Endlich sandt' er zu ihm; und nun erschien der Bischof ei-

ligst, mit dem Wesen eines Menschen, der die bestimmte Stunde versäumt hat.

Wiewohl er dadurch allerdings den Verdacht erregte, daß er die Zeit habe versäumen, also nicht Wort halten wollen; so that er doch in der Sache selbst hernach mehr, als er hatte erwarten lassen. Der junge König war durch den Antrag, seine Einwilligung zu einer Heyrath zu geben, überrascht; durch die Feyerlichkeit, womit er ihm gemacht und wozu er aufgefodert wurde, geängstigt. Er beobachtete ein kindisches Stillschweigen, wobey ihm die Thränen in die Augen traten.

Der Marschall von Villars, ebenfalls überrascht, schwieg auch. Eben so die übrigen Anwesenden.

Itzt nahm der Bischof das Wort und unterstützte den Vortrag des Regenten, durch seine Zuredungen. Der Marschall sagte nun auch ein Wort dazu; aber der König schwieg hartnäckig. Der Regent und seine Begleiter standen verlegen und stumm; zwischen Furcht und Hoffnung, auf ein Ja oder Nein.

Der Bischof redete leise zu dem Könige, mit dem Ausdrucke der liebe- und vertrauensvollesten Beredsamkeit; jedoch immer noch vergebens. Der Antrag, daß er vor dem ganzen Regentschaftsrathe erscheinen und hier feyerlich seine Zustimmung geben solle, hatte den König zu sehr erschreckt. Es vergingen wieder mehrere Minuten, unter einem peinlichen Stillschweigen. Endlich wandte sich der Bischof an den Regenten und sagte ihm: Sr. Majestät würde gewiß in den geheimen Rath gehn; sie bedürfe nur ein wenig Zeit, um sich darauf vorzubereiten.

Der Regent erklärte nun, daß es ganz von der Bequemlichkeit des Königs abhange und entfernte sich mit seinem Gefolge.

Er begab sich in den bereits versammleten geheimen Rath. Eine Viertelstunde nachher folgte ihm der König, von dem Marschall und dem Bischofe begleitet, hörte den feyerlichen Vortrag ruhig an und gab durch ein deutliches Ja seine Zustimmung.

Jedermann, der Marschall vielleicht allein ausgenommen, erkannte hierin das Werk Fleurys und hielt sich überzeugt, daß nur er im

Stande gewesen sey, den Widerwillen und die Furchtsamkeit des Königs, in dem Grade, zu überwinden; in diesem wichtigen Zeitpunkte einen so entscheidenden Einfluß auf ihn zu üben.

Jemehr der König heranwuchs und sich seiner Volljährigkeit näherte, eine desto größere Wichtigkeit mußte Fleuri, durch diese Gunst des Königs, für den Regenten und den Kardinal Dubois erhalten. Man traute ihm zwar keine weit aussehende Absichten zu und sein bereits hohes Alter schien, selbst wenn er solche Absichten hege, doch gegen die Ausführung derselben, zum Nachtheile der bisherigen Gewalthaber, hinlänglich zu sichern. Indessen hielt es doch, besonders der Kardinal Dubois der Mühe werth, diesen verschloßnen und schwer zu beurtheilenden Mann sorgfältig und unabläßig zu beobachten und ihn mit Behutsamkeit, Achtung und anscheinendem Zutrauen zu behandeln.

Fleuri befolgte seiner Seits fortwährend den Grundsatz, sich in Nichts, was seines Amts nicht sey, einzumischen, den Regenten und seinen Günstling mit Ehrerbietung und Achtung zu behandeln und alles anzuwenden, um ein gu-

tes Vernehmen mit ihnen zu erhalten; um ihre Besorgnisse, die ihm nicht entgingen und ihre Aufmerksamkeit nach und nach einzuschläfern und von sich wo möglich gänzlich zu entfernen.

Es würde ihm dieß leicht und bald gelungen seyn, hätte er nicht in eben solcher Eintracht und scheinbaren Vertraulichkeit mit dem Marschall von Villeroi gelebt; der mit der Regentschaft beynah beständig in einer offnen Fehde begriffen war. In dem Marschall von Villeroi kennen wir einen Mann von eben so unbegränzter Eitelkeit, als beschränkten Fähigkeiten. Er war dabey offen und ehrlich, aber auch, und gewiß in einem weit höhern Grade, anmassend, ungestühm. Er hatte überspannte Begriffe, von der Würde seines Amts, als Hofmeister des Königs. Diese und sein Hochmuth, seine Tadelsucht und seine Anhänglichkeit an die sogenannte Parthey des alten Hofs mußten ihn dem Regenten und seinem Minister eben so verhaßt als lästig machen.

Wenn er die Sitten und Maasregeln des Regenten unaufhörlich laut und mit Bitterkeit tadelte, so bezeigte er gegen den Kardinal Du-

bois überall und bey jeder Gelegenheit die entschiedendste und tiefste Verachtung. Von diesem wurde er daher, nach eben dem Verhältnisse, gehaßt; und wäre der Regent nicht so schwer zu gewaltsamen Maasregeln zu bewegen gewesen, hätte er nicht gefürchtet, dadurch einen zu nachtheiligen Eindruck auf das Volk zu machen, was gewohnt war, den Marschall als den Schutz und Schirm der Person des Königs zu betrachten; — so würde er wohl schon längst an die Züchtigung dieſs hochmüthigen, ihm überall in den Weg tretenden Mannes Hand angelegt haben.

Allein Villeroi konnte nicht angetastet werden, ohne zugleich den ganzen hohen Adel, die Prinzen von Geblüte, eine große und mächtige Parthey zu reitzen, der ganzen Nation ein Aergerniß zu geben. Nie sah das Volk den König, ohne die Begleitung des Marschalls. Er versäumte nie eine Gelegenheit, sich öffentlich mit ihm zu zeigen und setzte sich lieber den lästigsten Unbequemlichkeiten aus, eh er dieß unterließ. Stets wußte er sich ein Ansehn von Wichtigkeit, Beschützung und Vertraulichkeit gegen den

König zu geben, welches bey dem großen Haufen seine Wirkung nicht verfehlte.

Mit der größesten Geduld hatte daher der Herzog Regent, die fast täglich zunehmenden Seltsamkeiten und Insolenzen des Marschalls ertragen und auch Dubois, der so wenig Anlage zur Ertragsamkeit besaß und übte, hatte sich dazu bequemen müssen. Dieser versuchte es sogar einigemale, ihn zu gewinnen und begegnete ihm daher mit der ehrerbietigsten Unterwürfigkeit; ohne je etwas anders, als eine stolze, verächtliche Behandlung von ihm erhalten zu können.

Besonders bemühte er sich dahin, als er die Idee gefaßt hatte, sich zum Premierminister erklären zu lassen; aber auch nie erfuhr er eine empfindlichere Demüthigung, als damals. Nie wurde indessen auch sein Zorn und seine Rachbegierde heftiger entflammt; so daß er, mit Beyseitsetzung aller bis dahin beobachteten Rücksichten, alles aufbot, um den Uebermuth des Marschalls, durch seine Machtgewalt, zu demüthigen und ihn für immer aus seinem Hoheits-, und Wirkungskreise zu schaffen.

Als der Kardinal die Idee, Premierminister zu werden, faßte, war er, zum höchsten Aergerniß des ganzen Publikums, bereits zum Erzbischof, Kardinal, Staatsrath erhoben und hatte längst die Gewalt eines ersten Prinzipalministers, durch die Indolenz des Regenten ausgeübt. Itzt wollte er nun auch den Titel eines Premierministers haben; um dadurch in den Besitz einer nicht mehr blos überlassenen, sondern förmlich übertragenen Allgewalt zu gelangen und, vielleicht auch nach der Regentschaft, möglichst darin gesichert zu seyn.

Das Widerstreben der Einsicht und des Willens des Regenten war von der List und dem Ungestühme des Günstlings leicht überwunden. Dem Entschlusse desselben aber standen noch, als Hindernisse, die Urtheile und der Tadel, besonders zweyer Männer entgegen. Der eine war der Herzog von St. Simon; dessen Urtheil der Regent in der That achtete, vor dem er sich seiner Schwächen schämte. Der andere war der Marschall von Villeroi; dessen Geschrey er fürchtete, ohne seine Person und sein Urtheil zu achten.

Daß lezterer das Geschrey, bey einer so auffallenden Gelegenheit, besonders laut und ungestühm erheben würde, war leicht voraus zu sehn. Diesen hartnäckigen und unermüdlichen Widersacher endlich zu versöhnen, dahin wandte der Kardinal seine vorläufige Bemühung. Er hoffte dieß durch Gefälligkeit, Demuth und Schmeicheley noch zu erreichen, und sparte daher weder Bemühung noch Aufopferung.

Allein, jemehr er dem Marschall den Wunsch der Annäherung merkbar machte, destomehr zog sich dieser zurück. Seine Huldigungen nahm er, als einen schuldigen Tribut, ohne Erkentlichkeit und Vergeltung an. Daß es übrigens einem, ihm in jedem Betrachte verächtlichen Menschen einfallen könne, sich mit ihm auf einem freundschaftlichen Fuß setzen zu wollen, schien ihm kaum in den Sinn zu kommen, wenigstens gar keiner Aufmerksamkeit werth zu seyn.

So sehr dieß den Kardinal reitzte, so überwand er dennoch seine Empfindlichkeit. Er rechnete auf die grobe Eitelkeit des Marschalls und hoffte, seinem Widerstreben zum Trotze, ihn, wenigstens auf die kurze Zeit, wo er dessen

bedurfte, zu gewinnen. Da er unmittelbar nichts auf ihn wirken konnte, wollte er den Weg der Vermittlung versuchen.

Er übertrug dieß schwierige Geschäft dem Kardinal von Bissy. Dieser gehörte eigentlich zu dem alten Hofe und galt für einen Freund des Marschalls. Allein er zeigte bey jeder Gelegenheit ein dringendes Verlangen, sich mit der Regentschaft zu verbinden; weil er den Wunsch hegte, in den Regentschaftsrath aufgenommen zu werden. Mit Freuden nahm er daher einen Auftrag an, welcher ihm die Gelegenheit darbot, sich den allmächtigen Minister zu verbinden. Er hatte von seiner Unterhandlungskunst, Gewandtheit und Beredsamkeit selbst zu gute Vorstellungen, als daß er an einem glücklichen Erfolge hätte zweifeln sollen. Er verfügte sich daher, wohl instruirt und vorbereitet, zu dem Marschall.

Nach der behutsamsten Einleitung eröffnete er diesem: wie der Kardinal Dubois untröstlich darüber sey, daß er die Gunst eines Mannes zu gewinnen fast verzweifeln müssen, dessen Charakter und große Einsichten er so sehr verehre, und nichts mehr wünsche, als dieselben zum

Vortheile des Staats benutzen zu können. Der Marschall nahm dieß gut auf und Bissy wagte es nun, ihm den bestimmten Antrag zu machen: wenn er sich entschließen könne, den Minister mit seinem Rathe zu unterstützen, so bäte dieser um die Erlaubniß, sich mit seinem Portefeuille zu ihm verfügen, und seine Entscheidung in den wichtigsten Staatsangelegenheiten einholen zu dürfen.

Der Marschall, weit entfernt einen Augenblick an der Aufrichtigkeit dieser Aeusserung zu zweifeln, fühlte sich geneigt, seinen Widerwillen gegen den Kardinal dem Wohle des Staats aufzuopfern. Er fühlte sich in diesem Augenblicke milder gegen ihn gestimmt; da er ihn bescheidener fand, als er sich ihn bisher gedacht hatte. Er nahm dieß für ein Geständniß seiner eigenen Unfähigkeit und Unwürdigkeit, und wer konnte, nach einem solchen Bekenntnisse, seine Unterstützung versagen? Er empfand sogar einen starken und dringenden Beruf, diesen Menschen, der ihm nun doch Anlage verrieth, zurecht zu weisen, anzuleiten; — wiewohl er freylich, seiner Unfähigkeit sowohl, als seines Cha-

rakters und seiner niedrigen Herkunft wegen, eine solche Herablassung keineswegs verdiene.

Als der Vermittler darauf anfragte: wann eher der Marschall erlaube, daß der Kardinal ihm zuerst aufwarte, erwiederte Villeroi, von Großmuth hingerissen: er bäte den Minister, seinen Besuch zu erwarten; eine Höflichkeit, die alles übertraf, was man sich von diesen Unterhandlungen versprochen hatte und Dubois in die lebhafteste Freude versetzte. Die Zeit des Besuchs wurde auf den andern Morgen festgesetzt, wo Bissy den Marschall abzuholen versprach.

Was den Triumpf Dubois um vieles erhöhte, war, daß er den Besuch des Marschalls an einem Tage erhielt, wo sich die auswärtigen Minister und viele der angesehnsten Personen des Hofs und Ministeriums bey ihm zur Audienz versammleten. Da jeder die Gesinnungen des Marschalls gegen den Günstling kannte, empfing ihn auch ein allgemeines Erstaunen in dem Vorzimmer des Ministers, und die gespannteste Neugierde begleitete ihn in das Kabinet desselben, wohin ihn Dubois nach dem ehrerbietigsten Em-

pfang und mit der auffallendsten Auszeichnung sogleich führte.

Den Anfang der Unterredung machten wechselseitige Höflichkeits-Bezeigungen; in welchen der Kardinal dem Marschall seine tiefste Ehrerbietung und unbegränzte Ergebenheit zusicherte und der Marschall diese Huldigung auf eine gefällige Art annahm und mit Versicherungen seiner aufrichtigen Bereitwilligkeit, ihm mit seinen Kenntnissen und seinem Rathe beyzustehn, erwiederte.

Um diese Versicherung gleich thätig zu bewähren, ging der Marschall, ohne weitere Aufforderung abzuwarten, zu einer Kritik des Ministerbetragens seines neuen Zöglings über und unterwarf dasselbe, besonders in Anwendung auf einige der letztern Angelegenheiten, einem strengen Tadel.

Der Günstling, der wenigstens eben so sehr von seinen Fähigkeiten und Einsichten eingenommen war, als der Marschall und sich hier als einen Schulknaben behandelt sah, hielt schon itzt nur mit Mühe Fassung. Indessen gelang es ihm doch, seine Empfindlichkeit, noch hinter einigen

allgemeinen Danksagungsformeln, für die aufrichtige Wohlmeinung des Marschalls zu verbergen.

Dieser Zwang legte gleichwohl in den Ton, das Wesen und die Ausdrücke des Kardinals ein Etwas, wodurch der Widerwille des Marschalls wieder erregt wurde, und sich nach und nach in seine fortgesetzte Beurtheilung einmischte. Seine Ausdrücke wurden nun weniger gewählt, sein Tadel bitter, sein Ton heftig, der Ausdruck seines ganzen Wesens die tiefste Verachtung und der entschiedenste Widerwille. Wie ein reissender Strom ergoß sich die Beredsamkeit seines Zorns. Es war unmöglich ihn aufzuhalten. Jede Bemühung empörte ihn nur noch mehr. Er stellte sich ungebärdig, schrie, daß man es in dem zweyten Vorzimmer hören konnte, fluchte und drohte den Minister Strafe und Vernichtung. „Es ist nur ein Mittel, rief er höhnend, Sie zu retten. Sie sind allmächtig, lassen Sie mich arretiren, wenn Sie das Herz dazu haben!“

Dubois, bleich, bestürzt, vor Zorn stumm sah Bissy an, warf wüthende Blicke auf den

Marschall, sprang auf, setzte sich nieder. — Bissy ebenfalls entrüstet, über das unvernünftige Betragen Villeroi's, besorgt, daß er sich noch größere Unbesonnenheiten erlauben mögte, zog ihn, fast mit Gewalt, nach der Thüre zu und eilte, so schnell als möglich, mit ihm durch die Vorzimmer. Der Marschall, noch immer im heftigsten Zorne gab sich gar keine Mühe, ihn den hundert Augen, die ihrer hier warteten, zu verbergen. Auch würde jeder Versuch vergebens gewesen seyn; indem das ganze Vorzimmer bereits wußte, was vorgegangen war. Man hatte das Gezänk deutlich genug gehört; man war voll Begierde, die Veranlassung zu wissen; voll ängstlicher Erwartung, die Folgen zu sehn. Unruhe und Zerstöhrung herrschte durch das ganze Hotel des Ministers; die Audienz war beendet; er selbst in einem Zustande, worin er kaum seiner Sinne mächtig blieb.

Wüthend und tobend lief er zu dem Regenten und verlangte von diesem, daß der Marschall auf der Stelle wenigstens exilirt werden solle. Er war unfähig, den Vorfall gehörig im Zusammenhange vorzutragen und hatte lange ge-

schrien und getobt, eh der Regent nur errathen konnte, was eigentlich vorgegangen sey. Vergebens versuchte dieser, ihn zu beruhigen, und zu einer Erzählung zu bringen. Kaum hatte er angefangen, so unterbrach er sich selbst, gebärdete sich wie ein Wüthender und rief: der Regent habe zu wählen, entweder er oder der Marschall müsse fort.

Auch die feyerlichsten Genugthuungs-Versprechungen des Herzogs beruhigten ihn noch nicht. Wollte der Regent den Zusammenhang der Sache erfahren, so mußte er Bissy rufen lassen. Durch die Relation dieses wurde die Anklage gegen den Marschall indessen nicht gemindert; denn auch dieser hielt sich von ihm höchlichst beleidigt.

Man ging darauf zu Berathschlagungen über; wobey es nicht sowohl mehr auf das ankam, was zu thun sey, als auf die Art, wie man es am sichersten und ohne ein zu großes Aufsehn zu erregen, zur Ausführung bringen könne.

So geneigt der Regent war, das Verlangen seines Ministers zu befriedigen, den Marschall zu exiliren und sich dadurch einen Menschen aus dem

Wege zu schaffen, der ihm eben so lästig war, als er seinem Günstlinge verhaßt seyn konnte; so wollte er doch nicht gern das Ansehn haben, als wenn er den Marschall allein dem Zorne dieses letztern aufopfere. Man beschloß daher, die Rache noch etwas auszusetzen, um sie desto sicherer zu üben. Man wollte ihm eine Falle legen, worin er sich selbst fangen; wodurch er sich selbst der Ahndung des Regenten in die Hände liefern solle.

Dieß konnte bey einem Manne, wie Villeroi, nicht schwer fallen. Der erzählte Vorfall anstatt ihn vorsichtig, auf seine thörigte Eitelkeit aufmerksam zu machen, schien seine Eitelkeit nur noch mehr gereizt, ihn noch unbedachtsamer, übermüthiger gemacht zu haben. Er empfand so wenig Reue und Beschämung über seine Unbesonnenheit, fürchtete so wenig Folgen davon, daß er sich öffentlich derselben rühmte und sich in der Erzählung der verächtlichen Behandlung, besonders aber der spottenden Auffoderung an den Minister recht eigentlich wohl gefiel. Da nun überdieß in den nächsten Tagen, von Seiten des Regenten nichts an ihn gelangte, dieser durch-

aus nicht verrieth, daß er Kenntniß von der Sache genommen habe, so überließ er sich diesem Triumpfe mit völliger Sicherheit.

Am wenigsten aber erwartete er, daß man es wagen würde, an seine geheiligte Person, auf irgend eine Weise Hand zu legen. Einigen Freunden, die ihn warnten, antwortete er spottend: ob sie nicht wüßten, daß er, als Gouverneur des Königs unzertrennlich von ihm sey? Wollte man ihn ins Gefängniß werfen, so müsse man den König mit einsperren.

Der Regent war indessen nicht nur geneigt, seinem beleidigten Günstlinge Genugthuung zu geben; sondern er fühlte sich in demselben selbst beleidigt. Die Erinnerung an manche bereits von dem Marschall, an seiner Person und in seiner Würde als Regent, erfahrene, und von ihm bisher übersehne Verletzungen des Respekts wurden bey ihm durch diese stärkere Reitzung wieder neu. Er nahm sich vor, die nächste Unbesonnenheit des übermüthigen Gouverneurs zu benutzen, um ihn für die übrigen alle zu bestrafen.

Ihm die Veranlassung zu einer solchen Unbesonnenheit zu geben, war leicht und sicher.

Der Marschall behauptete, als Hofmeister des Königs, das Recht, bey allen Unterredungen eines jeden, der sich ihm nahete, zugegen zu seyn. Selbst bey dem Regenten machte er hievon keine Ausnahme. Er wollte es sogar nicht dulden, daß man mit dem Könige in seiner Gegenwart besonders rede. Einigemale, da der Regent dem Könige etwas leise sagen wollte, steckte er sogleich den Kopf zwischen sie und verlangte bestimmt, daß er alles wissen müsse, was mit dem Könige gesprochen werde.

Diese Anmaßungen hatten den Regenten wohl verdrossen; allein er hatte sie doch bisher ertragen. Jetzt bereitete man daraus die Schlinge für den Marschall. Der Regent ging zum Könige und bat, ihn in ein anderes Zimmer zu begleiten, weil er etwas besonders mit ihm zu reden habe. Wie man vorausgesehn hatte, machte der Marschall dagegen Einwendungen. Der Regent stellte ihm mit der größesten Sanftmuth und Artigkeit vor: es sey nunmehr Zeit den König auch mit den geheimen Staatsangelegenheiten nach und nach bekannt zu machen; er glaubte daher, als Inhaber der Königlichen Gewalt

erwarten zu können, daß er seine Bitte um eine Audienz ohne Zeugen gewähre.

Der Marschall, durch die Sanftmuth und bittende Freundlichkeit des Regenten noch kühner gemacht, behauptete seiner Seits, mit eben so vielen Ungestühm, als der Regent Mäßigung und Feinheit gezeigt hatte: er kenne die Pflichten und Rechte seines Amts, und werde sie zur Ausübung bringen. Der König dürfe keine Geheimnisse vor seinem Hofmeister haben. Er könne ihn nicht aus den Augen lassen, denn er müsse für seine Person einstehn.

Itzt erhob sich der Regent in einem imponirenden Anstande und Wesen gegen den Marschall. Mit einem Ausdrucke von Größe und Würde, (den er selten annahm, aber sich sehr wohl zu geben wußte), sagte er zu ihm: „Sie vergessen sich, mein Herr! Sie wissen nicht, was Sie reden. Nur die Gegenwart des Königs kann mich hindern, sie so zu behandeln, als sie es verdienen.“

Nach diesen Worten neigte er sich tief vor dem Könige und verließ das Zimmer.

Der Marschall hatte den Regneten nie so gesehn, er hatte auch nie die Möglichkeit gedacht, daß er je so zu ihm reden könne. Der Ausdruck von Hoheit, den der Regent annahm, erinnerte ihn an den Unterschied des Standes, und dieß weckte die Natur des Höflings in ihm. Sein Stolz und Ungestühm war auf einmal verschwunden. Bestürzt, mit der Demuth eines Dieners, folgte er dem Regenten, bis nach der Thür des Zimmers und brachte einige abgebrochene Worte vor, die eine Rechtfertigung, oder Entschuldigung enthalten sollten. Aber der Herzog warf ihm, anstatt der Antwort, einen verachtenden Blick zu und entfernte sich. Der Bischof von Frejus und einige andere vom Hofe des Königs, die zugegen waren, standen schweigend; der König mitten unter ihnen, blickte stumm und bestürzt von einem zum andern.

Der Marschall wandte sich bald an diesen bald an jenen, um sein Betragen zu rechtfertigen; aber niemand antwortete ihm und er bemerkte wohl, daß dieß hartnäckige Schweigen mehr Misbilligung, als Billigung enthielt.

Als einem ächten Zöglinge des alten Hofs, war es ihm unerträglich, daß er solle den Respekt gegen eine königliche Person vergessen haben. Er suchte also diese Vorstellung zu entfernen und weckte dadurch wieder den Stolz des Hofmeisters und Beschützers des Königs, und ruhmvollen Marschalls von Frankreich. Er fing von neuem an, sich selbst zu beweisen, daß er seine Pflicht gethan habe, und um sich desto leichter zu überzeugen, bewieß er es jedem, der ihn anhören und nicht anhören wollte. Indessen, selbst während diesen Demonstrationen, machte sich die Stimme des Höflings wieder hörbar und veranlaßte ihn zu den schmerzlichsten Aeusserungen, wie unglücklich er sich fühlen würde, wenn der Herzog die Pflichterfüllung eines alten treuen Dieners so aufnehmen könnte, als ob er den seiner Hoheit schuldigen Respekt aus den Augen gesetzt habe. So blieben die Niedrigkeit mit dem Hochmuthe stets im Streite und brachten ihn endlich zu dem Entschlusse, am andern Morgen zu dem Regenten zu gehn, und ihm die Motive seines Betragens auseinander zu setzen. Er zweifele

nicht, fügte er hinzu, als er diesen Entschluß bekannt machte, er werde sie selbst billigen.

Dieß war es, was man wünschte; und hier wo man ihn erwartete. Wäre er bey dem Könige geblieben, schwerlich hätte man etwas gegen ihn zu unternehmen gewagt. So lieferte er sich selbst in die Falle. Das Vorzimmer des Herzogs war voll von Menschen, als der Marschall erschien. Alles macht ihm Platz. Mit seinem gravitätischen Anstande geht er, ohnerachtet man ihm sagte: der Herzog sey beschäftigt, nach dem Kabinette desselben und verlangt, sogleich eingelassen zu werden. In der Erwartung, daß sich die Thür unverzüglich zu seinem Eintritte öffnen werde, nähert er sich ihr. Allein in diesem Augenblicke tritt ihm der Kapitain der Garde des Regenten in den Weg und fodert seinen Degen und ein Minister zeigt ihm den königlichen Verhaftsbefehl vor. In demselben Augenblicke treten noch einige andere Officiere herbey. Man ergreift ihn von hinten, trägt ihn in eine mit Officieren umringte Sänfte und führt ihn durch den Garten, nach einen Wagen, in welchen er gesetzt, und, ohne auf sein Schelten und

Toben

Toden zu achten, nach seinem Gute Villeroi gebracht wird.

Bis dahin war diese schwierige Unternehmung glücklich ausgeführt. Der Regent mußte nun noch, und zwar persönlich, die letzte Hand daran legen. Er mußte dem Könige die Entfernung des Marschalls bekannt machen.

Sehr ungern unterzog sich der Regent eines Geschäfts, wobey er einen unangenehmen Auftritt voraussah. Der König liebte den Marschall wohl nicht eigentlich; allein er war daran gewöhnt, ihn als seinen Beschützer zu betrachten. Um sich ihm wichtig und nothwendig zu machen, hatte ihm Villeroi täglich vorgesagt: daß seine Sicherheit, sein Leben von seinem Schutze, seiner Wachsamkeit abhänge, daß er mit seinem Leben das seinige vertheidige, mit seinem Leben für das seinige hafte, er also, so lange er unter seinem Schutze sich befinde, nichts zu fürchten habe. Ganz natürlich drängte sich nun dem junge Könige, sobald er erfuhr, daß der Marschall entfernt sey, die Vorstellung der Schutzlosigkeit auf. Er überließ sich einem hef-

tigen Weinen und war durch keine Vorstellungen zu beruhigen.

Diese Bekümmerniß brach in Trostlosigkeit aus, als am andern Morgen der Bischof von Frejus zu der gewöhnlichen Stunde nicht erschien und man dem Könige auf sein Nachfragen ankündigen mußte, daß er nirgends zu finden sey. Er glaubte sich nun völlig verrathen, verlohren; — weinte, schrie aufs heftigste, sperrte sich in seine Kammer ein und wollte weder reden noch hören.

Bey dem Regenten und seinen Günstlingen erregte die Nachricht, von dem Verschwinden des Bischofs und der Verzweiflung des Königs, ebenfalls eine große Bestürzung. Wenn man auch die Idee gehabt hatte, ihn ebenfalls gelegentlich zu entfernen, um den König mit vertrauten Personen zu umgeben; so war doch bey dieser Gelegenheit gewiß nicht daran gedacht worden. Man hatte es ziemlich bestimmt vorausgesehn, wie der König die Entfernung des Marschalls aufnehmen würde, und ganz besonders auf den Beystand des Bischofs bey dieser Gelegenheit gerechnet. Man glaubte mit Bestimmtheit darauf rechnen

zu können, da man voraussetzte: der Bischof werde es sehr zufrieden seyn, sich von einem so beschwerlichen Vorgesetzten, der sich nur gar zu gern zu seinem Oberherrn machen wollte und ihn durch seine Seltsamkeiten unaufhörlich belästigte, befreyt zu sehn.

Die Nachricht von seinem Verschwinden und der dadurch bewirkten völligen Trostlosigkeit des Königs setzte daher den Regenten und seine Rathgeber in die größeste Verlegenheit. Was konnte ihn dazu bewogen haben? Wo sollte man ihn suchen? Man war im Begriff, Boten nach verschiedenen Orten, wo man ihn vermuthete, abzusenden, als die Nachricht einlief: der Bischof sey mit Anbruch des Tages nach Basville, zu dem Präsidenten Lamoignon gereist.

Auf der Stelle eilte der Herzog Regent zu dem Könige, um ihm anzuzeigen, daß der Bischof gefunden sey, und in kurzem zurück erwartet werde. Eilboten und dringende Einladungen wurden abgesandt. Der Bischof kam zurück und der König vergaß, über die Freude, seinen Lehrer wieder zu besitzen, die Betrübniß über den Verlust seines Hofmeisters. Den Bischof liebte

er, den Marschall fürchtete er und beweinte seinen Verlust nur, als den eines Beschützers. Er vergaß, daß er dieses bedürfe, da er jenen wieder hatte, dessen Unentbehrlichkeit er im Innersten empfand.

Der Regent erkannte itzt, wie nothwendig sich der Bischof gemacht hatte, und wie schwierig es, zumal bey dem zunehmenden Alter des Königs, seyn werde, ihn von demselben zu entfernen. Diese Idee wurde also, für das erste wenigstens, ganz bey Seite gesetzt; und vielmehr aufs neue der Plan vorgenommen, sich einen Mann näher zu verbinden, der, wenn er wollte, in der Folge ein so entscheidendes Gewicht in die Wage der Regentenmacht legen konnte. Daß er für sich Plane habe, ahnete man damals noch nicht; für desto brauchbarer hielt man ihn, als Werkzeug in der Hand eines andern. Durch ihn konnten die itzigen Inhaber der Monarchengewalt eine Macht auch dann in Händen behalten, wenn kein rechtlicher Vorwand mehr statt fand. Von ihm konnte sie ihnen entwunden werden, so bald es ihm gefiel.

Der Regent empfing ihn daher mit den schmeichelhaftesten Vorwürfen, über seine unerwartete Abreise; wodurch er sie alle in Bestürzung und Sorgen versetzt habe. Anstatt eine Rechenschaft deshalb von ihm zu fodern, entschuldigte er sich vielmehr, daß er ihn von der Entfernung des Marschalls nicht vorläufig unterrichtet habe. Die einzige Absicht sey gewesen, setzte er verbindlich hinzu, ihm eine Verlegenheit zu ersparen, in welche ihn sein Verhältniß zu dem Marschall doch unvermeidlich versetzt haben würde.

Darauf legte er ihm die Bewegungsgründe zu diesem Schritte auseinander, foderte ihn auf, den König zu beruhigen und schlug ihm den Herzog von Charost, als Hofmeister vor; bey welchem er mehr Rücksicht und Gelehrigkeit gegen seinen Rath finden würde, als bey dem querköpfigen und dünkelhaften Marschall.

Der Bischof nahm diese verbindlichen Aeusserungen auf, wie es seinem Charakter und Planen angemessen war. Er sah mit geheimem Vergnügen, was er, durch seine vorgespiegelte Flucht bey dem Könige und dem Regenten gewonnen

hatte, und bekümmerte sich nicht darum: ob der Marschall in seinem Exil über ihn tobe und was das Publikum über seine Entfernung und Rückkehr urtheile.

Diese Urtheile waren großentheils freylich nicht sehr vortheilhaft für seinen Charakter. Der Kardinal Dubois äusserte gleich den Verdacht: er sey weggegangen, um sich wiederholen zu lassen und sich dadurch eine Wichtigkeit zu geben. Bald darauf war die eigentliche Veranlassung dazu, durch den indiskreten Zorn des Marschalls allgemein bekannt. Bey dem Antritte ihrer Aemter hatten der Hofmeister und Lehrer des Königs einen Vertrag gemacht und eidlich erhärtet: daß, dafern der eine von ihnen, durch die Intriguen oder Gewaltstreiche der Regentschaft entfernt werden sollte, der andere ebenfalls sogleich seinen Posten verlassen und nicht eher dahin zurückkehren wolle, als der Vertriebene.

Die erste Verbindlichkeit des Vertrags hatte der Bischof erfüllt; von der zweyten glaubte er sich durch den Befehl des Königs, auf welchen er zurückgekehrt war, entbunden. Darauf war in dem Vertrage keine Rücksicht genommen;

durch die Befolgung desselben, seiner Meinung nach, also auch der Vertrag nicht gebrochen. Wenigstens zeigte er nicht die gerigste Unruhe des Gewissens. Vielmehr empfand er die vollkommenste Zufriedenheit, über das gelungene Wagstük und erkannte insbesondere, den ihm von dem Regenten bereits angedeutete Vortheil aus der Veränderung der Person des Gouverneurs: daß er die ganze Erziehung völlig seinen Ideen, also auch seinen Planen gemäß einrichten konnte.

Die Entfernung des Marschalls hatte ihn, der Realität nach, allerdings zum eigentlichen und einzigen Hofmeister des Königs befördert. So anmaßend, so eigenwillig, grillenhaft und ungestühm der Marschall von Villeroi gewesen war, so anspruchlos, nachgiebig, rathsbedürftig, lernbegierig war der Herzog von Charost. Die Ansprüche dieses, beschränkten sich auf das Figuriren des königlichen Gouverneurs. Er hatte und erwarb sich weder Einfluß auf den König noch auf den Regenten.

Fleuri hingegen besaß ausschliessend das Vertrauen und die Liebe des Königs und, wenn auch nicht das Vertrauen, doch die höchste Ach-

tung der Regentschaft. Der König liebte ihn, weil er stets freundlich, sanft, zutraulich mit ihm umging, ihn nicht zum Arbeiten forcirte, und ihm nicht zumuthete, in den Kinderjahren — wohl einen König zu spielen aber doch nicht einen Mann vorzustellen.

Der König war von Natur gutartig und nicht ohne Fähigkeiten. Allein er war von seiner frühsten Jugend an schwächlich, also träge, weichlich, furchtsam und zurückgezogen. Fleuri that nichts, um in der Folge, bey der Zunahme seiner Kräfte, die erstern Mängel zu verbessern; er that alles, um die letztern Fehler zu befestigen und zu vervielfältigen. Er theilte ihm die Verschlossenheit, wie die Sanftmuth seines eigenen Charakters mit. Indem er die Ausbildung der Sittlichkeit, wie jedes andere, was Anstrengung kostete, vernachläßigte, pflanzte er ihm von der frühesten Kindheit an, einen großen Respekt gegen das Schickliche, die Würde seines Königthums und religiöse Ideen ein; wie sie der gemeine Katholicismus liefert und sie der Priester Unterricht so gern verbreitet. Er prägte ihm die größeste Ehrerbietung gegen die kirchlichen

Ceremonien ein, lehrte ihn die Vernachläßigung einer Messe, als ein großes, strafwürdiges Verbrechen fürchten und erfüllete ihn mit der größesten Ehrerbietung von der Kirche und dem Priesterstande.

Die Geschäfte eines Bischofs, eines Diakonus u. s. w. kannte der König schon als Knabe auf das allergenaueste und hatte die Formeln und Ceremonien so inne, daß er jeden Kirchendiener anweisen oder zurecht weisen konnte.

Indem Fleuri seinen Geist so mit Kleinigkeiten und Sinn- und Wesenlosen-Formeln nährte und ihn an eine stumpfe Bigotterie gewöhnte, bewahrte er jedoch sein Gemüth vor einem wilden verzehrenden Fanatismus. Da er, obwohl ein Freund der Jesuiten, dennoch kein Freund von Kontroversen und geistlicher Klopffechterey war, so beförderte er zu den Stellen eines zweyten Lehrers und königlichen Beichtvaters, Männer von einfachem, anspruchlosen Charakter und einer sanften friedlichen Denkungsart. Die wohlthätige Wirkung davon verfehlte ihren Einfluß auf die Denkungsart des Königs nicht.

Um ihn nicht ganz unthätig zu lassen, gewöhnte er ihn an eine Tändeley mit Kleinigkeiten; ließ es gern zu, wenn man ihn mit einem leeren Königsprunke umgab, und bey jeder Gelegenheit mit den Aeusserlichkeiten seiner hohen Würde, von deren eigentlichen Werth und Bestimmung er keinen Begriff hatte und erhielt, „amüsirte.“ Der einfache, über allen äussern Prunk und äussere Größe erhabene Fleuri hatte nichts dagegen, wenn man, zum Beyspiele, bey einem Hofballe, den jungen König auf seinen erhabenen Thron pflanzte, und ihn auf denselben die ganze Zeit über sitzen ließ, um aus seiner Erhabenheit auf die Tänzer zu schauen und die Huldigungen und Schmeicheleyen anzunehmen, welche ihm zum Theil knieend, alle mit den Gebärden der tiefsten Unterwürfigkeit, dargebracht wurden.

Der ruhige, stets thätige, wenig das Vergnügen suchende Fleuri hatte nichts dagegen, vielmehr beförderte er es eigentlich, daß man das königliche Kind an das Vergnügen der Jagd gewöhnte; ihm dafür ein Interesse einflößte, was den Regenten mehrere Jahrhunderte hin-

durch eben so gemein und gleichsam wesentlich geworden zu seyn scheint, als es mit dem großen Interesse ihrer eigentlichen Bestimmung unvereinbar ist.

Unter dem Vorwande, die schwache Gesundheit des königlichen Jünglings durch eine zweckmäßige körperliche Uebung zu stärken, wurde ihm eine Leidenschaft, oder richtiger, eine Gewöhnung mitgetheilt, die eben, weil sie von Arbeitsamkeit und stiller häußlicher Beschäftigung abzieht, auch allen denen sehr willkommen seyn muß, die geneigt sind, jene vernachläßigte Arbeitsamkeit zu übernehmen, um dadurch auch die vernachläßigte Regentenmacht auszuüben.

Auf der andern Seite geschah nichts, um dieser leidenschaftlichen Gewöhnung eine Gewöhnung der Arbeitsamkeit und geistiger Thätigkeit entgegen zu setzen und auf diese Weise ein Gleichgewicht zu bewirken. Seine Fähigkeiten blieben unentwickelt, sein Kopf völlig angebaut.

Der Unterricht, welchen der Bischof von Frejus ertheilte und ertheilen ließ, war höchst dürftig und wird nur durch das merkwürdig, was er auſſer Acht ließ, oder unvollkommen und

unzweckmäßig mittheilte. Er dachte nicht daran, oder vielmehr er vermied geflissentlich, dem jungen Könige einen richtigen, hellen und festen Begriff, von seiner Bestimmung und seinen Pflichten, als Monarch eines unermeßlichen Reichs, mitzutheilen. Er dachte nicht daran, oder vermied vielmehr geflissentlich, ihn auf das Wesen und den Zweck der Regierung hinzuweisen und mit den verschiedenen Zweigen derselben bekannt zu machen. Keine Staatenlehre, keine Staatenkunde, keine Anleitung zu praktischen Uebungen in irgend einem Theile der Regierungsgeschäfte theilte man ihm mit. Man nannte es: mit dem Könige arbeiten, wenn der Regent ihm die zu vergebenden geistlichen Pfründen verlegte, und die Dekrete von ihm unterzeichnen ließ; und der Bischof veranlaßte in allem diesen auch da keine Abänderung, als der König sich seiner Majorennität näherte, auch da nicht, als er dieselbe und mit ihr die Regierung der Form nach, wirklich übernommen hatte.

Eben so unvollständig und unzweckmäßig war der Unterricht in den nothwendigsten Verkenntnissen gewesen. Kaum wußte der König die Na-

men der Grenzen und Flüsse seines Königreichs, oder die Namen und Genealogie der Könige, seiner Vorfahren, durch einige Jahrhunderte. Ihre Geschichte; der Charakter ihrer Regierungen, der Einfluß derselben auf Glück und Unglück der Nation, Erhöhung und Verminderung des Staatswohlstandes blieb ihm eben so unbekannt, als alles andere, was ein König lernen und wissen muß, der nicht blos König heissen, sondern auch König, im eigentlichen, hohen, heiligen Sinne des Worts, seyn will.

Jemehr der König heranwuchs, also eines zweckmäßigen Unterrichts fähiger wurde, desto-mehr schien derselbe vernachläßigt zu werden. Die durch mehrere entscheidende Vorfälle bestätigte Erfahrung des Bischofs von Frejus: daß er dem Könige nothwendig und angenehm sey, hatten ohnzweifel den Wunsch und Vorsatz, sich ihm angenehm und nothwendig zu erhalten, bey ihm noch mehr Bestimmtheit und Festigkeit gegeben. Um den ersten Zweck zu erreichen, nährte er die natürliche Indolenz des Königs, bemühte sich nur, alles hinwegzuräumen, was ihm unangenehm und beschwerlich seyn, alles

herbey zu schaffen und zu befördern, was ihm Vergnügen machen könne.

So oft es dem Könige nicht ganz gefällig war, Unterricht zu nehmen, oder so oft man ein Vergnügen, ein Fest anzustellen wußte, fiel der Unterricht aus. Und wurde er gegeben, so wagte es doch niemand, seine Aufmerksamkeit zu sehr anzustrengen, oder gar durch Fragen und Erinnerungen dieselbe zu reitzen; auch nachzuforschen: ob er das Vorgetragene gefaßt und behalten habe? —

Um den letzten Zweck zu erreichen, entzog er ihm alle diejenigen Kenntnisse, welche ihm in der Folge hätten von den Kenntnissen seines Lehrers unabhängig machen können. Er ließ ihn unwissend, um seinen eigenen Kenntnißvorrath dann, wenn schicklicher Weise kein Unterricht mehr statt fand, seinem Bedürfnisse widmen, den Kopf und die Thätigkeit für ihn haben und üben zu können.

Findet der Kenner des gewöhnlichen Monarchen-Unterrichts und derer, die ihn mittheilen, in diesem Verfahren und Planen Fleuris wenig Auszeichnendes, für ihn ausschliessend Charakteri-

stisches; so wird er doch zugestehn, daß es zu der Geschichte der Begründung seiner Minister-Wirksamkeit gehöre; also nicht übergangen werden durfte. Es verdient indessen dieß Verfahren eines königlichen Instruktors, wiewohl es so manche andere mit ihm gemein hatten und noch haben, überdieß noch besonders ins Auge gefaßt zu werden; theils weil es mit großer Planmäßigkeit und Geschicklichkeit ausgeführt wurde, theils aber und hauptsächlich, weil die unbeschränkte Minister-Wirksamkeit, die er durch diese verkehrte Erzieher-Wirksamkeit begründete, ganz gegen die gemeine Weise, von ihm in der That meistens zweckmäßig, wenigstens mit Rücksicht und mit Anwendung auf das Wohl des Staats, eine beträchtliche Reihe von Jahren hindurch, ununterbrochen ausgeübt wurde.

Bis zu diesem Zeitpunkte sollten indessen noch mannigfaltige Veränderungen und Unruhen die frühern Regierungs-Jahre des Königs bezeichnen; unter welchen der Bischof von Frejus ruhig und mit festen Tritten seinen stillen, meistens unbemerkten, Gang fortging, zugleich aber

eben so unbemerkt und sicher, mit dem zunehmenden Alter des Königs, auch einen vermehrten Einfluß in die Verhältnisse des Staats und die öffentliche Wirksamkeit erhielt.

Immer noch suchte er sich jedoch mit der größesten Sorgfalt und Behutsamkeit stets hinter der Schaubühne zu halten. Der König war (1723) für mündig erklärt, und hatte, freylich nur scheinbar, die Regierung selbst übernommen. Dubois war kaum Premierminister, als er aufhörte es zu seyn, da ein früher, obwohl nicht unerwarteter Tod seinem unersättlichen Ehrgeitze ein Ziel setzte und seinen unruhigen Geist lähmte.

Der König, von dem Bischof von Frejus dazu vorbereitet und unterrichtet, bat den Herzog von Orleans, diese Würde, die sein verworfener Günstling aus seiner Hand erhalten hatte, itzt, als ein eben so würdiger Nachfolger desselben selbst zu übernehmen; nachdem die Volljährigkeit des Königs ihm nicht mehr verstattete, unter dem Titel eines Regenten, die höchste Gewalt zu misbrauchen.

Ohnzweifel hätte Fleuri schon damals sich, wo nicht dieses Titels, doch der damit verbun-

denen

denen Gewalt bemächtigen können; allein seine behutsame Klugheit fand es noch nicht rathsam. Er wollte erst durch sein persönliches Ansehn einen sichern Grund künftiger Allgewalt legen, als die plötzliche Ernennung ihm zu geben vermögte; so lange noch die verschiedenen Gewaltzweige in den Händen mehrerer Männer sich befänden, welche geneigt und fähig wären, sich in dem Besitze derselben zu behaupten.

Indem dem Herzoge die Würde eines Premierministers übergeben wurde, behielt sich jedoch der König oder wohl richtiger der Bischof die Unterziehung in Finanzsachen vor. Der Premierminister erfuhr dadurch eine wesentliche Beschränkung seiner Gewalt; der Vertraute des Königs eine wesentliche Erweiterung seines Einflusses. Der Herzog bat gelegentlich den König, ihn wieder in den Besitz eines Vorrechts zu setzen, dessen Beraubung er als einen Beweis eines Mangels an Zutrauen ansehn müsse. Der König schwieg, weil ihm verboten war, es zu bewilligen und er keinen schicklichen Vorwand der Verweigerung finden konnte. Bey näherm Zudringen entfloh er in sein Kabinet; wohin ihm Fleuri folgte, und

wohl drey Viertelstunden mit ihm allein blieb. Der König unterzeichnete fortwährend und der Herzog wagte es nicht noch einmal, die Sache in Anregung zu bringen.

Auch berechtigte ihn die Art und Weise, wie er diesem Amte vorstand, nicht zu weitern Ansprüchen auf eine Vergrößerung seiner Macht. In den ersten Tagen widmete er sich einiger Arbeitsamkeit; bald aber sank er mehr, als je vorher, in Trägheit und Liederlichkeit zurück. Es zeigte sich bald, daß er nicht lange mehr in dem Besitze einer Macht seyn würde, welcher ihn, wenn auch nicht seine Unfähigkeit, doch gewiß seine Unsittlichkeit, fast sein ganzes Leben hindurch, unwürdig gemacht hatte. Es ist empörender einen leichtsinnigen Wüstling mit dem Wohl und Wehe vieler Millionen von Menschen in Wohllust- und Weintaumel spielen, als einen hartherzigen Despoten es für seinen Egoismus unter Härte und Druck gewaltsam benutzen zu sehn. Daher ist die Geschichte der Regent- und Ministerschaft des Herzogs von Orleans einer der scheuslichsten Auswüchse der Staatengeschichte; dessen widrigen Eindruck der Tod dieses monströsen Men-

schen und Regententhiers wo möglich erhöht wird. Sie sollte jedem künftigen Regenten durch einen erschütternden Schauder zur furchtbarsten Warnung, tief und unauslöschlich in die Seele geschrieben werden.

Schon seit längerer Zeit hatte sich die Zerrüttung der Gesundheit des Herzogs, als eine Folge seiner mannigfaltigen grenzenlosen Ausschweifungen, angekündigt. Die Aerzte warnten ihn auf das dringendste, schrieben ihm Medicim- und Verhaltungsregeln vor; allein er wandte weder die einen noch die andern, der Vorschrift gemäß, an. Fast jeden Morgen fühlte er sich mehr zerrüttet, mehr unfähig zu den Geschäften, wozu ihm sein hohes Amt Veranlassung und Auffoderung gab. Allein eben diese Gefühle der Unfähigkeit, Unbehaglichkeit, Unzufriedenheit mit sich selbst, verbunden mit der unwiderstehlichen Kraft der Gewohnheit, rissen ihn täglich wieder mit sich fort und er konnte kaum den Abend abwarten, um sich der so sehr zum Bedürfnisse gewordenen Völlerey wieder zu überlassen.

So spottete er der Warnungen und der täglich fühlbarern Annäherung des Todes und — stürzte sich, durch den unersättlichen thierischen Lebensgenuß, muthwillig, gleichsam wahnsinnig in die längst nach ihm ausgereckten Arme desselben.

Den dringenden Ermahnungen der Aerzte gleichsam zum Hohn hatte er, wider seine sonstige Gewohnheit, eine starke Mittagsmahlzeit eingenommen und sich dann mit einer seiner Maitressen in sein Kabinet eingeschlossen. Indem er neben ihr am Kamine saß, sank er plötzlich zusammen. Die Hand des Todes hatte ihn ergriffen. Die Arme der Wohllust, die ihn zu umfassen in Begriff waren, ergriffen einen Leichnam und schauderten zurück, um ihn nie wieder zu umfangen.

Ein Schlagfluß hatte den Herzog getroffen; Hülfe konnte nicht schnell herbeygeschaft werden. Die Domestiken, die in einigen Stunden nicht gerufen zu werden erwarteten, hatten fast alle den Pallast verlassen, um ihren Vergnügen nachzugehn, indem ihr Herr das seine besorgte. Als endlich Hülfe herbeygeschafft wurde, bewährte es sich nur, daß sie unnütz sey. Er

starb am 2. Dez. (1723.) in einem Alter von neun und vierzig Jahren.

Der König vergoß Thränen, als er die Nachricht von dem Tode des Herzogs hörte und der Bischof überlegte: ob itzt der Zeitpunkt sey, hervorzutreten und die Zügel des Staats öffentlich in die Hand zu nehmen. Er fand für rathsamer, noch eine Zeitlang hinter den Kulissen zu bleiben und einen andern Figuranten auf die Bühne zu stellen; der wenigstens größestentheils seine Bewegungen nach seiner Leitung einrichten müsse.

Der Herzog von Bourbon hatte nunmehr in den Augen des Publikums das nächste Familien-Anrecht, zu der Ausübung der königlichen Gewalt im Namen des Königs; und war überdieß gerade der Mann, der in dieser Stelle den Absichten Fleuris am meisten entsprach. Er ließ ihm daher durch einen der Minister, und als eine von diesem selbst gefaßte Idee an die Hand geben, daß er den König, um die Stelle eines Premierministers bitten möge.

Der Herzog eilte, um diesem Winke zu folgen, zu dem Könige. Der Bischof war eben

bey dem Könige und beschäftigt, ihn über den Tod des Herzogs von Orleans zu trösten. Noch war sein Gesicht mit Thränen bedeckt, als der Herzog von Bourbon sein Gesuch anbrachte. Schweigend und fragend sah er den Bischof an; der Bischof schwieg ebenfalls, gab aber dem Könige ein bejahendes Zeichen. Der König schwieg fortwährend. Der Bischof nahm nun das Wort und sagte zu dem Herzoge: „Sie sehen, daß der König sehr gern ihre Bitte bewilligt und sie zum Premierminister macht.“

Der Herzog dankte dem Könige, leistete sogleich den Eid der Treue, welchen der Bischof ihm vorlas. So war die ganze Angelegenheit, in weniger als einer Stunde nach dem Tode des Herzogs von Orleans, beendet; der König über den Verlust dieser Stütze des Staats getröstet.

Man darf annehmen, daß Fleuri, indem er dem Herzoge von Bourbon die Stelle eines Premierministers übergab, bereits den Plan hatte, es ihm zu einer gelegenen Zeit wieder zu nehmen; bis dahin sein persönliches Ansehn immer mehr zu befestigen und die Nation, wie die

Minister und den König an seine Machtausübung zu gewöhnen. Er konnte vielleicht selbst ziemlich bestimmt jenen Zeitpunkt voraussehn; wenn er den Charakter und die Verhältnisse des Herzogs, wie sich erwarten läßt, genau kannte und bey seiner Wahl, mit zu Rathe zog.

Der Herzog von Bourbon war ein Mann ohne alle Fähigkeiten und Kenntnisse, welche seine hohe Würde erfoderte. Den Herzog von Orleans machte nur seine Charakter- und Sittenlosigkeit unfähig, seine Regentenfähigkeit zu benutzen und die höchste Gewalt selbstthätig zu üben. Der Herzog von Bourbon hatte bey noch wenigerm Charakter und gewiß nicht viel mehrerer Sittlichkeit, durchaus keine Fähigkeiten auch nur in irgend einer Rücksicht seiner hohen Bestimmung zu entsprechen. War er nicht in eine so bodenlose Liederlichkeit, als der Regent versunken; so war er dagegen völlig abhängig von einer Maitresse, deren ungemessene Herrschsucht und thörigte Launen, ihn zu tausend Fehltritten und Thorheiten verleiteten; und ihn sich nach und nach in den höhern Staatsämtern mit einer Menschenart umgeben ließ, welche ihm, im Falle

der Verlegenheit oder Noth, auf keine Weise zur Schutzwehr dienen konnten.

Dadurch wurde nun des Bischofs Absichten ebenfalls von dem Premierminister und seiner Maitresse selbst unvermerkt vorgearbeitet; doch blieb der Bischof nun auch nicht ganz unthätig. Er hatte sich in den Staatsrath aufnehmen lassen; er war beständig bey dem Könige und besonders zu der Zeit, wenn der Herzog sich bey demselben einfand, um — wie man es nannte — mit ihm zu arbeiten.

Der König gewöhnte sich immer mehr, nichts ohne seinen Rath, ohne seine Zustimmung zu thun, zu unterzeichnen. Eine Folge davon war, daß der Premierminister ihn vorläufig von dem benachrichtigen mußte, was er bey dem Könige durchsetzen wollte. Der Bischof nahm dieß als eine besondere Gunst und Gnade von dem Herzoge auf und erwiederte diese Verbindlichkeit, durch den tiefsten Respekt und das fortwährend gleiche, scheinbar anspruchloseste, gefälligste, nachgiebigste Betragen. Dadurch erwarb er sich auf den Herzog eben so einen unmittelbaren persönlichen Einfluß, der zuweilen selbst dem

der Frau von Prie die Wage halten konnte. Nimmt man nun seinen unmittelbaren Einfluß auf den König und die, mittelbar durch diesen, bewirkte Bestimmung, auf die Administration des Ministers; so darf man sich nicht wundern, wenn er, schon während dieses Ministeriums, für den wichtigsten Mann am Hofe und in dem Staatsrathe gehalten wurde. Die Minister und übrigen untergeordneten Staatsbedienten suchten seine Protektion und weteiferten mit einander, ihm die entscheidendsten Beweise ihrer Achtung und Anhänglichkeit zu geben. Die Minister kommunicirten mit ihm in Geheim, über die Angelegenheiten ihres Departements und hohlten in bedenklichen, oder zweifelhaften Fällen seine Zustimmung oder Entscheidung ein, eh sie dieselben zum Vortrage brachten.

Indem sich auf diese Weise der Einfluß des Bischofs von Frejus, verborgen und öffentlich, durch die ganze allgemeine Staatsverwaltung ausdehnte, er die Wirksamkeit eines Premierministers im Wesentlichen immer mehr übte; ließ er dem Herzoge von Bourbon alle Aeusserlichkeiten dieser hohen Würde. Er behielt auch itzt noch

dieselbe Einfachheit in seiner ganzen Lebensart bey; durch welche er sich in allen seinen Verhältnissen ausgezeichnet hatte. Er suchte etwas darin und war daher ganz eigentlich bemüht, nicht nur jeden äussern Prunk, sondern auch jeden äussern Schein einer Wirksamkeit, über seinen besondern Wirkungskreis hinaus, zu vermeiden.

Sehr mit Unrecht hat man diese Einfachheit und Bescheidenheit im Aeussern für etwas Erkünsteltes, ein Produkt der Verstellung gehalten. Es war sein natürlicher Charakter, der ihm freylich die Erreichung seiner Absichten sehr erleichterte. Der Anstrich von Religiosität mogte in dem Grade wenigstens, allerdings noch mehr aufgetragen seyn. Sie gab den Vorwand dazu her, daß er sich von dem Herzoge das Portefeuille, für die Verleihung der geistlichen Pfründen ausbat.

Die Disposition über das Vermögen und die Macht des geistlichen Standes, welche er durch dieß Ministerium erhielt, sicherte ihm einen, zwar von dem Premierminister nicht gehörig geschäzten, aber doch sehr wesentlichen und beträchtlichen öffentlichen Antheil an der Staatsverwaltung

zu. Zugleich ward es ihm dadurch erleichtert, den Schein um sich zu werfen, als ob er seine Aufmerksamkeit allein auf die Angelegenheiten der Kirche und Religion beschränken und allen Ansprüchen auf weltliche Macht und Größe für immer gänzlich entsagen wolle.

Indem er sich auf diese Weise einen bestimmten öffentlichen Einfluß sicherte und im Verborgenen, die ihm dargebotene Gelegenheit, in das Ganze zu wirken, nicht ausser Acht ließ, hütete er sich doch wohl die Wirksamkeit des Premierministers und besonders seiner Maitresse zu sehr einzuschränken. Dieser Frau, die nicht ohne Geist und Talente, wiewohl voll von den unbändigsten Leidenschaften und ungenügsamsten Begehrungen war, übersah die Unfähigkeit des Herzogs und die geheime Wirksamkeit des Bischofs nicht. Sie suchte daher sich und dem Herzog im geheimen Rath eine mächtige und wirksame Parthey zu verschaffen.

Die Anhänger des Herzogs von Orleans wurden im kurzen aus allen höhern Staatsbedienungen entfernt; und die Stellen mit solchen Personen besetzt, auf deren Anhänglichkeit sie rech-

nen zu können glaubte. Um unter dem Adel und Wehrstande eine hinlängliche Schutzwehr um sich her zu bilden; veranlaßte sie den Herzog, eine Promotion in den königlichen Orden und den höhern Militair Bedienungen vorzunehmen und mehrere andere Gnadenbezeigungen im Namen des Königs auszutheilen.

Um dem Herzog und sich die Dauer der Allgewalt eben so wie die Ausdehnung derselben zu sichern, vermogte sie den Herzog zu einem Schritte, den er für sich schwerlich gewagt, ohne ihren und der ihrigen Beystand wenigstens wohl auf keine Weise zur Ausführung gebracht haben dürfte.

Der König war itzt funfzehn Jahre alt, seiner Mannbarkeit also ziemlich nahe. Er hatte indessen immer noch keine recht feste Gesundheit; so daß man ihm wenigstens kein langes Leben glaubte versprechen zu können. Von seinem Leben, oder von dem Leben eines direkten Thronerben hing die Dauer der Macht des Premierministers, wenigstens wie er und Frau von Prie glaubten, ab. Beyde wünschten daher den König bald verheyrathen zu können; und

da die große Jugend der ihm bestimmten Braut diese Aussicht noch weit hinaussetzte; so beschloß man um so leichter, da er von dem Herzog-Regenten herstammte, den Vertrag zu vernichten und was auch davon die Folge seyn möge — die Infantin wieder nach Spanien zurück zu senden.

Um den Herzog zu diesem Entschlusse zu bestimmen und ihn darin zu bestärken, den Zweck desselben desto sicherer zu erreichen, verband die Frau von Prie und ihre Rathgeber mit diesem Plane einen zweyten: nemlich den, den König mit der Schwester des Herzogs von Bourbon zu verheyrathen. Frau von Prie entwarf denselben, in der Voraussetzung, daß die Königin abhängig von ihrem Bruder, wie dieser abhängig von ihr werden; daß sie durch die Königin jeden anderweitigen Einfluß auf den König werde verstopfen und verhindern, also durchaus unabhängig regieren können.

Diese Idee hatte sie gefaßt, eh sie die Prinzessin, die in einem Kloster erzogen wurde, persönlich kannte. Sie besuchte sie, unter einem angenommenen Namen, um sie kennen zu lernen; und — änderte ihren Entschluß, so bald sie die-

selbe gesprochen hatte. Sie fand bey der Prinzessin so wenig Anlage und Neigung, sich, am wenigsten von ihr, beherrschen und unter dem Drucke halten zu lassen, daß sie vielmehr erwarten mußte, durch sie, früher oder später ihrer Macht ganz beraubt zu werden.

Dabey blieb es indessen, daß die Infantin zurückgesandt werden sollte; allein man mußte eine andere Königin suchen, die mehr Geschmeidigkeit, Willenlosigkeit und Neigung, sich in Abhängigkeit erhalten zu lassen, zeigte, als sie bey der Prinzessin von Vermandois wahrgenommen hatte.

Diese Wahl fand manche Schwierigkeiten; wiewohl es an Kandidatinnen nicht fehlte. Endlich fiel dieselbe auf die Tochter des vertriebenen Königs von Polen, Stanislaus, welchem der Herzog von Bourbon auf dem Schlosse zu Weissenburg, im Elsas, einen Zufluchtsort vergönnt hatte.

Mit Unrecht hat man geglaubt, der Bischof von Frejus habe diese Prinzessin in Vorschlag gebracht und den Premierminister für dieselbe bestimmt. Er blieb auch bey dieser Gelegenheit

seinem Grundsatze getreu, sich auf keine Weise, aufgefodert oder unaufgefodert, in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen; dafern nicht das Wohl des Königs und des Staats geradezu dadurch gefährdet werde. Er hatte durchaus keinen Antheil an der Zurücksendung der Infantin genommen; — wiewohl er es wie der Herzog von Bourbon wünscht, daß der König sich bald verheyrathen möge. Seine Vorsichtigkeit, sein Wunsch, zwischen Frankreich und Spanien Frieden und Einverständniß zu erhalten, konnten ihm, auch bey dem lebhaftesten Wunsche, nie erlauben, an Maasregeln Antheil zu nehmen, wodurch beydes gestört werden mußte.

Eben so leidend hatte er sich bey der Wahl der neuen Königinverhalten; wiewohl man annehmen darf, daß er sie billigte, weil er den Könige nicht veranlaßte, sich ihr zu widersetzen. Sie war das Werk des geheimen Rathgebers der Frau von Prie, Pairs Düvernay. Der Bischof von Frejus erlaubte dem Könige stillschweigend seine Einwilligung zu geben und wurde dazu wahrscheinlich von denselben Gründen bestimmt,

welche Duvernay und der Herzog von Bourbon hatten, sie in Vorschlag zu bringen.

Das Glück, was dadurch der Tochter eines abgesetzten Königs, der ursprünglich nichts als ein Edelmann war, zu Theil wurde, übertraf alle Erwartungen des Vaters und der Tochter; beyde mußten also durch Dankbarkeit denen fest verbunden werden, welche ihnen diese Aussicht eröffnet, ihre Erhebung bewirkt, oder zugelassen hatten. Die Prinzessin war einfach, anspruchlos, fromm und duldsam erzogen; ihr Vater ein Mann von Geist und Kenntnissen, aber nicht von Thätigkeit und Energie. Wenn dieser in seiner philosophischen Ruhe ungestört blieb; so machte er keine Ansprüche, als höchstens noch etwa einmal auf den Wiederbesitz des polnischen Throns. Jene war also den Händen und dem Willen derer überlassen, welche sich bey ihrer Ankunft in Frankreich ihrer bemächtigten; oder dessen, der in der Folge den Willen des Königs durch den seinigen bestimmte.

Die Zurücksendung der Infantin war indessen in Spanien, durch den französischen Gesandten in Portugall, Abbe Livry angekündigt, und ohner-

ohnerachtet der heftigen Entrüstung des Königs, besonders aber der Königin, vollzogen werden. Die ganze spanische Nation nahm Theil, an der Empfindlichkeit ihrer Monarchin und sah es gern, daß zur Wiedervergeltung die Witwe des ältesten und die Braut eines zweyten Sohns König Philips, zwey französische Prinzessinnen ebenfalls wieder zurückgesandt wurden. Sie hörte es gern, daß man bey Hofe von einer noch ekklatanteren Satisfaktion redete, die Truppen, an der französischen Grenze, Befehl erhielten, feindseelige Streifereyen auf das französische Gebiet vorzunehmen und noch mehrere und wie es schien ernstlichere Veranstaltungen, zu einer blutigen Rache getroffen würden.

Die französischen Machthaber ließen sich dadurch nicht irren. Die Vermählung des Königs wurde mit aller Pracht vollzogen. Der König war funfzehn Jahr alt und gewiß noch eben so unschuldig und rein, als seine künftige Gemahlin. Fleuri hatte ihn stets zur strengsten Sittsamkeit angehalten. Diese Gewöhnung, die fortwährende sorgfältige Beobachtung des Hofmeisters, und die furchtsame, zurückhaltende

Gemüthsart des Zöglings, hatten ihn bis dahin gegen jede Verführung gesichert. Er war so unerfahren, daß, wie man sagt, selbst Fleuri für nöthig und rathsam hielt, den Trieb, zur Vollziehung der Ehe, in ihm durch Gemählde zu wecken, welche ihn vorläufig in Geheimnisse einweihen sollten, wovon er bis dahin noch nichts geahnet hatte.

Vielleicht glaubte Fleuri seinen Zögling in der Keuschheit so befestigt, daß man diese Maasregel wagen könne, ohne davon etwas für die Zukunft befürchten zu dürfen. Er hoffte recht ernstlich, einmal wieder Sittlichkeit und Ordnung in das eheliche Verhältniß und an den Hof zurück zu führen. Deshalb dachte er auf Maasregeln, auch bey der Königin den Schatz von Sittsamkeit, Unschuld, Frömmigkeit, den sie als Ausstattung erhalten hatte, ihr für immer zu erhalten. Da er fürchtete, was auch allerdings zu erwarten war, daß die Frau von Prie den Hofstaat der jungen Königin, nach ihren Absichten, einrichten würde, so erlaubte er sich dießmal eine Abweichung von seiner Regel, sich in Nichts geradezu zu mischen und ermahnte

den Herzog: bey der Besetzung der Ehrenämter in der Königin Hofstaat nur auf den bewährten Ruf eines sittlichen Charakters und regelmäßiger Lebensart — damals allerdings eine große Seltenheit — Rücksicht zu nehmen.

Wie viel oder wenig diese Ermahnung fruchtete, scheint daraus schon zu erhellen, daß Frau von Prie eine der ersten Stellen erhielt; auch die übrigen, fast alle von der Chronik-Scandaleuse auf keine Weise unangetastet geblieben waren.

Frau von Prie sah durch diese Heyrath ihre Absicht zum Theil wenigstens erreicht. Die Königin war ganz abhängig von ihr; und dem Herzoge und der ganzen Parthey, der sie ihre Erhebung verdankte, innigst verbunden. Die andere Hälfte ihres Plans, durch sie auf den König zu wirken, gelang nicht so in der Ausführung. Die Königin selbst war zu einer solchen Wirksamkeit nicht ganz geschickt. Es wurde daher dem Bischof von Frejus nicht sehr schwer, ihr und der ganzen Parthey der Frau von Prie fortwährend bey dem Könige das

Gegengewicht zu halten, wo er es nöthig fand; welches jedoch itzt nicht öfter, als ehmals geschah.

Er ging dabey beständig seinen ruhigen, stillen Gang fort. Täglich fand er sich bey dem Könige, zu der Zeit ein, wo der Herzog zu demselben kam, um mit ihm zu arbeiten, d. h. einige Sachen zur Unterschrift vorzulegen und ein Paar Worte im Allgemeinen, über Staatsangelegenheiten mit ihm zu sprechen. Hier und bey jeder andern Gelegenheit blieb er das Organ des Königs, der mit dem zunehmenden Alter nur verschlossener und zurückhaltender wurde und nichts ohne die Zustimmung, oder Veranlassung des Bischofs äusserte.

Dem Herzoge wurde dieß immer lästiger; noch mehr aber der Frau von Prie. Sie konnte es nicht verschmerzen, daß der Bischof ihr die Vergebung der geistlichen Pfründen und die Bestimmung über die Reichthümer der Kirche aus der Hand gewunden hatte. Sie sah, daß er ihr auch bey ihrer übrigen Wirksamkeit oft im Wege stand. Sie wünschte ihn daher zurückzuschieben. Insbesondere trachtete sie danach, bey

den Arbeiten des Königs zugegen seyn zu können, um noch allgemeiner und unmittelbarer ihre Herrschsucht zu befriedigen.

Der König schien itzt ganz gern bey der Königin zu seyn; er wurde täglich mehr in ihre Gesellschaft gezogen und durch diese in Zerstreuungen verwickelt. Frau von Prie berathschlagte sich mit ihrem Freunde, Düvernay, und trug dann dem Herzoge folgenden Anschlag, als ihren eigenen vor: die Königin solle sich von ihrem Gemahle ausbitten, daß er in ihrem Zimmer arbeite. Der Bischof, setzte man mit Recht voraus, würde ihm dahin nicht folgen, er also für die Zukunft von den Arbeiten des Königs ausgeschlossen, dadurch schon etwas weiter von ihm entfernt seyn. Bey einem, auf diese Weise nach und nach erlangten, unmittelbaren Einflusse auf den König hoffte man ihn nach und nach noch mehr und endlich ganz entfernen zu können.

In Folge dieses Beschlusses unterrichtete nun Frau von Prie die Königin, ohne ihr jedoch die eigentliche Absicht dieser Maasregel zu eröffnen. Von dem Herzoge von Bourbon unterstützt, richtete sie ihren Auftrag geschickt genug

aus. Der König versprach, am andern Tage in ihrem Zimmer zu arbeiten; und sey es nun, daß es ihm verboten war, oder daß er es vergaß, oder daß er sich fürchtete, dem Bischof etwas davon zu sagen; — er ging zu der bestimmten Stunde zur Königin und ließ den Bischof ihn vergeblich in seinem Zimmer erwarten.

Fleuri errieth endlich, wo der König sey und welche Absicht dabey zum Grunde liege. Es mußte itzt ein entscheidender Schritt gewagt werden. Schon einmal hatte er, unter weniger günstigen Umständen, durch eine freywillige Entfernung gesiegt. Warum sollte es dießmal, da der König schon mehr Jüngling war, mehr Willen, mehr entschiedene Anhänglichkeit an ihn, er eine größere und wirksamere Parthey bey Hofe hatte, nicht gelingen? Glückte es, dann war mit diesem wahrscheinlich auch jeder anderer Versuch gegen ihn, für die Zukunft niedergeschlagen. Glückte es nicht; so hatte er doch den Vortheil einer freywilligen Entsagung und wenigstens ein Bedauren seines Verlustes in den Herzen des Königs gewonnen.

Er schrieb dem Könige einen Brief, voller zärtlicher Vorwürfe, worin er ihm erklärte: da er fürchten müsse, sein Vertrauen verlohren zu haben, werde er sich ganz in die Einsamkeit zurückziehen und ihn nie wieder sehn. Diesen Brief überlieferte er in die Hände eines treuen Anhängers, des ersten Kammerdieners des Königs, und reiste, (18. Dez. 1725.) Abends um acht Uhr, nach Issy.

Der König erhielt seinen Brief zwar sicher, aber erst am andern Morgen, als er im Begriff war, auf die Jagd zu gehn. Er blieb daher ungelesen, bis an den Abend. Indessen schien die Wirkung desselben dadurch eher verstärkt als vermindert zu seyn.

Er weinte auf das heftigste, verschloß sich in sein Kabinet, wollte niemanden sprechen, von niemanden sich beruhigen lassen und bezeigte unaufhörlich die lebhafteste Sehnsucht nach dem Bischof; dessen Verlust er sich jedoch begnügte, zu beklagen.

Die Sache machte itzt plötzliches und großes Aufsehn am Hofe. Die Freunde und Anhänger

des Bischofs klagten, murrten, schrien; aber nur Einer wagte es, etwas Entscheidendes zu unternehmen.

Der Herzog von Mortemar, erster Kammerherr des Königs, war ein Höfling, von nicht gewöhnlichem Charakter; — bieder, muthig, decidirt. Sobald er durch den Kammerdiener des Königs Nachricht von dem erhielt, was vorgegangen war, eilte er zu dem jungen Monarchen, der noch immer trostlos, als gänzlich verlassen und jedes Schutzes beraubt, in seinem Kabinette weinte und klagte.

Der Herzog von Mortemar, dem die Stelle, welche er bey dem Könige bekleidete, ein Recht gab, sich zu jeder Zeit ihm, auch in seinem Kabinette zu nahen, versuchte es, ihn zu trösten. Er erinnerte ihn, daß er Herr sey und es nur von ihm abhänge, durch einen Befehl den Bischof wieder zurück zu führen. Er foderte ihn auf, ihm diesen Befehl nur mündlich zu geben und erbot sich, dem Herzog von Bourbon denselben zu überbringen; mit dem Versprechen, ihm den Bischof sicher zurück zu liefern.

Der König schien hiedurch etwas beruhigt und der Herzog von Mortemar eilte zu dem Premierminister, um von ihm, im Namen des Königs, die Zurückberufung des Bischofs zu fodern. Dieser Befehl, und noch mehr, die Art, wie Mortemar sich desselben entledigte, setzte den Herzog von Bourbon in große Verlegenheit. Wie hätte er von dem Könige einen solchen Schritt erwarten können; da seine Muthlosigkeit und Unentschlossenheit hinlänglich bekannt war? Man erkannte den Urheber des Befehls in dem Ueberbringer leicht und ließ ihm den Unwillen wenigstens merken, dem er sich so keck preis gab. Allein der unerschrockene Mann achtete hierauf wenig; wie sollte er sich dadurch zurück schrecken lassen? Er drang auf Befolgung des königlichen Befehls. Der Herzog machte einige Einwendungen, fand Schwierigkeiten; allein Mortemar wurde immer dringender, und drohte zuletzt, selbst Anstalt zur Vollziehung desselben zu treffen, dafern der Premierminister sich weigere, oder noch länger zögern sollte. Der Herzog von Bourbon sah sich, von seinen Rathgebern verlassen, einem entschlossenen Man-

ne gegen über. Er gab die verlangten Befehle und eine Stafette flog nach Issy, um dem Bischofe die Einladung des Königs zu überbringen.

Sobald dieß geschehen und Mortemar mit der Nachricht davon zum Könige zurück geeilt war, trat der Herzog mit seinen Vertrauten zu einer Rathsversammlung zusammen. In dieser wurde der kühne Vorschlag gethan: den Bischof auf seiner Rückreise verhaften, ihm eine lettre de cachet zufertigen zu lassen und dem Könige glaubend zu machen, daß der Bischof sich geweigert habe, der Aufforderung zur Rückkehr zu folgen. Gelang dieser Anschlag, dann konnte man auch mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß Zeit und Zerstreuungen den König seinen Lehrer bald würden vergessen lassen.

Allein zum Glück für die Menschheit sind die ungerechtesten und gewaltthätigsten Menschen oft die unentschlossensten und furchtsamsten. Eben der Mann, der den Herzog zu der Befolgung des königlichen Befehls bestimmte, schreckte ihn von der Befolgung dieses freundschaftlichen Raths zurück. Der Bischof erschien wieder am Hofe und wurde von dem Könige, wie ein Vater

von seinem Sohne, empfangen. Seine Gegner selbst die Königin empfanden Beschämung und Verlegenheit; wiewohl er auch nicht durch eine Miene verrieth, daß er seines Siegs über sie sich bewußt sey und ihn gegen sie zu benuenz gedenke.

Von nun an hatte der Bischof keinen öffentlichern und aufmerksameren Verehrer, als den Herzog von Bourbon und die Frau von Prie; ob wohl freylich auch in Geheim keine aufmerksamere und und bittere Feinde, als eben diese. Der Herzog ließ keine Gelegenheit vorüber, dem Bischof seine Hochachtung zu bezeigen und zu versichern und der Bischof bezahlte den Herzog noch reichlicher mit gleicher Münze. Frau von Prie bewarb sich mit der sichtbarsten Bestrebung um die Gunst des alten Bischofs; konnte aber nie etwas mehr als eine kalte Artigkeit, wie er sie jedem Frauenzimmer erwieß, von ihm erlangen. Was sie auch that, um selbst mit Aufopferung des Herzogs, ihn und seinen Schutz zu gewinnen; so mußte sie doch bald erfahren, daß er, mit Schonung des Herzogs, im Verborgenen gegen sie arbeite. Sie saß

sich genöthigt, fester als je vorher, ihr Schicksal an das des Herzogs anzuschließen, um sich wenigstens mit ihm und so lange zu erhalten, als er sich behaupte.

Sie hatte dieß um so mehr Ursach, da ihr nicht verborgen seyn konnte, daß sie und Paris Düvernay nicht nur von den Anhängern des Bischofs von Frejus, sondern von ganz Paris, ja von ganz Frankreich herzlich gehaßt wurden. Ihnen schrieb man die Unordnungen in den Finanzen, die dadurch veranlaßten neuen und drükkenden Auflagen, ja selbst den Miswachs und den Mangel zu, wodurch ein großer Theil des Reichs und besonders die Hauptstadt heimgesucht war. Die Auflage des funfzigsten Pfennigs von allen Grundstücken hatte, als eine neue allgemeine, wahrscheinlich für immer aufgebürdete Last, auch allgemeine Unzufriedenheit erregt; insbesondere aber den geistlichen Stand gegen den Herzog von Bourbon und seinen heimlichen Rath aufgebracht. Der Widerspruch des Parlements, und die Gewalts-Maasregeln, welche der Minister ergreifen mußte, um sie registriren zu lassen, hatten sie noch verhaßter gemacht.

In dem lit de justice erkannte man eine unleidliche Despoten-Maasregel; welche jedesmal den widerwärtigsten Eindruck gegen die, welche sie veranlaßten, und das, wofür sie angewandt wurde, zurück ließ.

In der Hauptstadt wurde dieß Misvergnügen nun durch die Theurung und Furcht vor einer Hungersnoth auf den höchsten Grad getrieben. Nicht nur äusserte sich dasselbe in lauten und allgemeinen Murren, gegen die Paris und die Frau von Prie; sondern es brachen auch in der Hauptstadt wirklich ziemlich lebhafte Unruhen aus; die nur durch gewaltsame Mittel gedämpft werden konnten. Die Art, wie sich der Herzog bey denselben und nach der Unterdrükkung derselben benahm, und die, mit allem, worüber man sich beschwerte auf die Rechnung der Frau von Prie, und des Düvernay geschrieben wurde, verstärkten die Stimme des Publikums gegen dieselben und diese wurde wieder zur Veranlassung der nachdrücklichen Beschwerden, welche bey dem Minister selbst gegen sie angebracht wurden.

Der Bischof von Frejus fand es unter diesen Umständen seinem Charakter und Absichten angemessen, sich itzt an die Spitze derer zu stellen, welche den Einfluß der Frau von Prie und des Dübernay für höchst verderblich und ihre Entfernung für durchaus nothwendig erklärten. Es scheint, als habe er Anfangs noch die Absicht gehabt, den Herzog selbst zu schonen. Vielleicht wollte er sich auch nur öffentlich das Ansehn geben, daß er ihn habe schonen wollen und nur durch die Nothwendigkeit gedrungen sey, zur Rettung des Vaterlandes, ihn mit seinen verderblichen, ihn beherrschenden Rathgebern zu vernichten. Gewiß ist, daß er den Herzog zu wiederholtenmalen auffoderte, die Personen, welche die Gegenstände des öffentlichen Hasses und deren Rathschläge allerdings nicht die besten wären, von sich zu entfernen. Er hatte mehrere und zuletzt noch eine lange Unterredung von einigen Stunden, über diesen Gegenstand mit ihm; — allein — vielleicht, wie er voraus gesehn hatte, auch wohl wünschen mogte, ohne Erfolg. Der Herzog war itzt mehr als je von der Frau von Prie und ihrem Anhange gefes-

selt. Er erklärte bestimmt, daß er sie nie aufgeben werde; und nun gab ihn der Bischof dahin, in seiner Verstockung. Er beschloß seinen Sturz und bereitete ihn vor; indem der Herzog auch nicht einmal von Ferne daran zu denken schien.

Der König sah den Herzog täglich; ging eben so freundlich und — so weit es in seinem Charakter war, ungezwungen und zutraulich mit ihm um. Er fuhr mit ihm, einige Tage vor seinem Falle, spazieren; er äusserte dem Herzoge nichts, wodurch dieser hätte erfahren oder ahnen können, was ihm bevorstehe. Der Herzog merkte durchaus keine Verlegenheit oder Veränderung an dem Betragen des Königs. Der König wollte nach Rambouillet reisen und brachte kurz vorher noch einige Stunden mit dem Herzoge zu. Bey seiner Abreise sagte er ihm: daß er ihn bald zu Rambouillet zu sehn hoffe; — und schon hatte er den Befehl zu der Exilirung desselben unterzeichnet. — Ein merkwürdiger Beweis, wie in dieser Rücksicht das Beyspiel und die Anweisungen des Lehrers auf den Zögling gewirkt hatten.

Als der König abgereist und der Herzog in Begriff war, ihm zu folgen, überbrachte der Herzog von Charost dem Premierminister ein königliches Kabinetschreiben, worin er seiner Stelle entsetzt und auf sein Schloß zu Chantily, unweit Paris, verwiesen wurde. Ein Zeitgenosse erzählt: Fleuri habe den Ueberbringer mit zwey Briefen versehn, einen in milden und, für den Widersetzungsfall noch einen in harten Ausdrücken. Der Ueberbringer habe dieselben verwechselt, den letzten zuerst abgeliefert; ein Hofstreich, der, dafern er faktisch ist, freilich weiter keine Merkwürdigkeit hat, als die Bosheit, womit er geführt wurde.

Der Herzog reisete — anstatt nach Rambouillet — nach Chantily; Frau von Prie zu eben der Zeit, ebenfalls auf Befehl des Königs, oder Fleuris, nach einem ihrer Landgüter in der Normandie. Fleuri meldete dieß selbst, jedoch mit möglichster Schonung der Königin, der Mutter des Herzogs. Jedermann erwartete in ihm nun den Premierminister auftreten zu sehn. Allein er blieb, dem Aeussern nach, in demselben Verhältnisse, als bisher, wiewohl freylich

freylich in der That von neuem alle Geschäfte von ihm dirigirt wurden, und er wenigstens eben so unabhängig herrschte, als ein erklärter Premierminister vor ihm es vermogte.

Indem der Bischof den Herzog von Bourbon von der Regierung entfernte, stellte er dem Könige nicht nur die Fehler seiner Verwaltung und den Haß des Publikums, insbesondere gegen seine Rathgeber, vor; sondern er machte ihn auch aufmerksam darauf, daß er zu dem Alter und den Fähigkeiten gekommen sey, wo er eines Premierministers ferner nicht bedürfe; indem er selbst die Zügel der Regierung in die Hände nehmen müsse. Wenn er voraus wußte, daß diese Ermahnung keine weitere Wirkung auf den König machen würde, als er selbst seinen Absichten gemäß finden konnte; so konnte er doch nach derselben keinen Anspruch auf die Stelle eines öffentlichen erklärten Premierministers machen, ohne sich zu widersprechen. Er konnte überhaupt keinen Anspruch darauf machen, ohne seinen Charakter der Einfachheit und Anspruchlosigkeit zu verletzen. Er bedurfte dessen nicht, denn er hatte sich lange genug den Besitz einer un-

beschränkten Macht vorbereitet, hinlänglich genug gesichert. Wer mogte sie ihm streitig machen; wer sie, auch ohne den öffentlichen Charakter, bey ihm nicht anerkennen wollen?

Indem er mit der Verweisung des Herzogs von Bourbon dem öffentlichen Vezirat ein Ende machte, übte er schon die erste Autoritäts-Handlung des verdeckten, welches er von diesem Augenblicke an im Besitz nahm. Die Macht, welche er mit demselben erhielt, war um so schmeichelhafter und ehrender für den, der sie übte, da er sich nicht unter der Autorität eines öffentlichen Amtes, sondern allein durch die Autorität seiner personellen Wichtigkeit übte. Sie gewinnt an Merkwürdigkeit dadurch, daß ein Greis von drey und siebzig Jahren noch Muth und Kraft genug hatte, sich eine Bürde aufzuladen, wozu die Schultern eines Mannes in der Fülle seiner Kraft kaum stark genug sind; daß er dieß mit einer Ruhe und Zuversicht that, die nicht nur die aufrichtige Absicht des Guten, sondern auch ein Vertrauen, auf die Ausführung des Guten, zu verrathen schienen.

Eben so deutlich, als diesen Wunsch und diese Ueberzeugung, verrieth er vom Anfange seiner

Administration den ernstlichen Vorsatz: selbst und allein zu regieren. Man rechnete es ihm als eine kleinliche Rachsucht an, daß er alle Anhänger des Herzogs von Bourbon, mit ihm aus der Verwaltung entfernte, vielleicht hatte aber auch, wenigstens einen eben so großen Antheil daran, die Ueberzeugung: er werde mit diesen nicht zu seinem Zwecke, seine Verwaltung dem Lande wohlthätig zu machen, gelangen können. Deshalb wählte er Gehülfen, nach seinem Sinne; deshalb subordinirte er sie sich, wie sich Ludewig der Vierzehnte die Seinigen subordinirte. An dem Hofe dieses Monarchen hatte er seine Einsichten, seine Bildung erhalten. Wie er überhaupt noch von ganzen Herzen demselben ergeben war; so hielt er insbesondere jene Staatsverwaltung für das Muster aller guten und zweckmäßigen Verwaltungen und hegte den Vorsatz, dieselbe in der seinigen so viel als möglich wieder herzustellen.

Auch er suchte daher, wie sein Vorbild, die Minister in den verschiedenen Departements nur zu expedirenden Sekretairen seiner Willensbestimmung zu machen. An ihnen, wie an den

untergeordneten Staatsbedienten, erkannte er daher als die ersten und wesentlichsten Vorzüge: Unterwürfigkeit unter seinen Willen, treue und genaue Ausführung seiner Ideen und Vorschriften, Arbeitsamkeit und Redlichkeit. Widerspruch war ihm eben so sehr, als Entwerfen und Anpreisen eigener Plane und Ideen zuwider. Er selbst war ein langsamer Kopf, daher konnte Genie und Kraft niemanden bey ihm zur Empfelung gereichen; nichts aber leichter und unversöhnlicher um seine Gunst bringen, als ein Bestreben, sich dem Könige unmittelbar zu nähern, ihm unmittelbare Vorträge zu machen, auf ihn zu wirken.

Langsam, schleichend, bedächtig und behutsam, wie der Gang, der ihn zu seinem Ziele geführt hatte, war auch der Gang, den er in den Geschäften seiner Administration beobachtete und von andern beobachtet wissen wollte. Er erkannte die mannigfaltigen Misbräuche, besonders in den Finanzen und in der Verwaltung der Provinzen; er wünschte sie abzustellen; allein er konnte sich nicht zu kräftigen und eingreifenden Maasregeln entschließen.

Die Intendanten der Provinzen waren kleine Tyrannen und durch die ganze Monarchie fast von einem und demselben Geiste belebt. Unter der Regentschaft hatten sie sich die willkührlichste Verfahrensart, ja die auffallendsten Bedrückungen erlaubt. Die Minister deckten ihnen den Rücken und nur selten und nach Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten — konnten es selbst Männer von Ansehn und Einfluß, als z. B. der Herzog von St. Simon, dahin bringen, daß ein Intendant in seinem Despotismus ein wenig beschränkt wurde. Daß ein auch noch so hart beschuldigter Intendant, aus einer angesehnen Familie, zur Rechenschaft oder Strafe gezogen werde, schien, auch bey der größesten Kühnheit und Beharrlichkeit, völlig unmöglich.

Fleuri hatte den Willen, aber nicht den Muth und die Kraft, diesem Unwesen zu steuern. Es konnte dieß nicht geschehen, ohne kräftige Maasregeln zu ergreifen, eine ganz neue Verwaltungs-Einrichtung zu treffen; auch wohl, einige auffallende Bestrafungen, zum Beyspiele und Warnung für andere, zur Ausübung zu brin-

gen. — Zu jenem war er zu träge, zu diesem zu furchtsam.

Vielleicht fürchtete er sich auch, durch Beschränkung der Intendanten-Gewalt, die Monarchen-Gewalt zu beschränken; denn niemand konnte mehr für völlige Uneingeschränktheit der letztern seyn, als er. Eine genauere Beobachtung der Intendanten und ihres Verfahrens konnte daher höchstens bewirken, daß die Misbräuche nicht so offenbar, nicht so auffallend, so unverschämt ausgeübt wurden; dadurch war immer etwas, in der That aber nicht gar viel, gewonnen.

Wie in seinem Hauswesen und in seiner ganzen Lebensart, so suchte er auch in seiner ganzen Staatsverwaltung alles Auffallende, Ungewöhnliche, Geräuschvolle möglichst zu vermeiden. Hierin und in seiner natürlichen Neigung zum Frieden und seiner Gewöhnung zur Sparsamkeit wich er freylich in seiner Administration von seinem Urbilde, der Regierung Ludewigs des Vierzehnten, wesentlich ab; jedoch auch nur in so fern und so lange es, ohne wichtige Veränderungen in der Staatsverfassung und ob-

ne eine offenbare und auffallende Widersetzlichkeit und Zerreissen aller äussern Verhältnisse und Verträge, ins Werk gerichtet werden konnte.

In demselben Geiste waren seine Unternehmungen und Anstalten zu einer verbesserten Finanzverwaltung. Die Aufhebung des funfzigsten Pfennigs, — wodurch er den Anfang seiner Administration, besonders dem Klerus, zu empfehlen suchte, und welche wohl nicht ohne Einfluß dieser Korporation, der er selbst angehörte, zum Entschluß kam — abgerechnet, blieb in der Abgaben-Bestimmung und Erhebung alles, wie es gewesen war. Die Staatseinkünfte wurden, nach wie vor, durch Verpachtung der Abgaben erhoben und die Generalpächter waren und blieben, unter seiner Administration, wie unter den vorhergehenden, Blutegel des Staats. Er behandelte sie sogar mit besonderer Achtung und Schonung. Er schützte sie, weil sie mit den angesehnsten Familien des hohen Adels in Verbindung standen und er diesem gern und geflissentlich jeden scheinbaren Beweis der Achtung, vor ihrem Stande und Vorrechten, gab. Er nannte die Finanz-

pächter, die Stützen des Staats und ließ jedem seinen Unwillen empfinden, der es wagte, öffentlich anders über sie zu urtheilen, wohl gar ihre Räubereyen dem Publikum vor Augen zu legen.

Alle seine Reformen in den Finanzen beschränkten sich daher auf Ersparen; also ein Palliativmittel, was nur so lange eine lindernde Wirkung des Uebels hervorzubringen vermogte, als es angewandt wurde und angewandt werden konnte. Ein solches Mittel anhaltend und zweckmäßig angewandt, kann das Verderben eines Staats wohl etwas aufhalten; seine Genesung, oder nur eine Minderung der Krankheit aber niemals bewirken. Sobald eine ausserordentliche Angelegenheit, — etwa ein großer und anhaltender Krieg — einen ausserordentlichen Aufwand erfodert, muß auch seine Wirksamkeit verschwinden.

Mit Recht bestrebte sich also Fleuri, Krieg zu vermeiden, um seinem Ersparungssyßem nur einige Wirkung zu sichern. Da er ihn aber, ohne den Grad von Beharrlichkeit und Kraftäusserung, dessen er unfähig war, nicht länger

vermeiden konnte; so führte er ihn wenigstens mit der möglichsten Kärglichkeit, also auch mit dem möglichst geringen und im Ganzen genommen unzulänglichen Aufwande von Kraft, also unzweckmäßig; und vermogte in diesem Falle dadurch doch nur zu verzögern, was er durch dieß Mittel ganz verhindern zu können, sich irriger Weise eingebildet hatte.

Wenn also die Hofleute und besoldeten Pflastertreter auch Unrecht hatten, den Kardinal einen eingeschränkten Kopf, einen alten Geizhals zu nennen, weil er ihnen ihre Pensionen einzog, oder beschnitt; so durfte man doch auch vergebens versuchen, seine Finanz-Reformen, — wobey die Finanzpächter nach wie vor sich nach Willkühr aus dem Vermögen der Nation bereichern konnten, das Volk unter dem Drucke der unverhältnißmäßigsten und härtesten Auflagen und dem Misbrauche der Pächter derselben seufzen mußte und nur denen unsinnigsten Verschwendungen in den Ausgaben Einhalt geschah, — als Beweise großer Fähigkeiten und ausserordentlicher Kraft zu rechtfertigen. Unverkennbar verrathen dieselben einen Kleinigkeitsgeist, welcher

in Details eindringt, sich dabey aufhält; während das große Massen von Misbräuchen unaufhaltsam fortrollen, und nicht ein Versuch, sie aufzuhalten und zu zerstören, auch nur von ferne gewagt wird.

Faßt man seine Finanzverbesserungen näher ins Auge; so verschwindet auch selbst der, auf den ersten Blick täuschende, Anschein einer sorgfältigen Anwendung staatswirthschaftlicher Grundsätze; die richtig oder unrichtig, doch in der Erkenntniß aufgegriffen und nach der Prüfung des Zweckmäßigsten zur Anwendung gebracht sind. Man sieht hier nichts, als die Ueberlegung: es ist zu viel ausgegeben; es muß also die Ausgabe eingeschränkt, besonders aber da erspart werden, wo es am leichtesten geschehen kann. Indem er diesen Geist des Ersparens einführte und besonders durch den ganzen Hofstaat überall wirksam werden ließ; that er im Grunde weiter nichts, als daß er dieselbe Gewöhnung in diesem großen Haushalte wirksam werden ließ, welche ihm seit seiner frühen Jugend zur andern Natur geworden und in allen seinen Verhältnissen von ihm zur Ausübung gebracht war.

Sehr mit Unrecht würde man ihm diese Ersparungssucht, als Habsucht oder Geiz aufrükken. Gegeizt und für sich gewuchert hat er nie; weder als Privatmann noch als Minister. Er nahm so wenig den Gehalt, als den Titel eines Premierministers. Sein Einkommen bestand in einem mäßigen Gehalte, als Instruktor des Königs und dem Ertrage einiger Pfründen; die von ihm nie gesucht, ihm vielmehr aufgedrungen waren. Sein Hauswesen blieb nach seiner Erhebung einfach, wie vorher; sein Tisch, gegen die üppigen Tafeln seiner Vorgänger, frugal; seine Bedienung, seine Wohnung, sein ganzes Hauswesen, weit unter seiner Macht und seinem Verhältnisse, noch weiter unter dem, was man bisher in ähnlichen Verhältnissen zu sehr gewohnt war.

So wenig er auf seine persönliche Bereicherung Bedacht nahm; so wenig that er auch in dieser Rücksicht für seine Familie. Die einzige Anwendung, welche er von seiner Allgewalt für sich persönlich machte, war die Erlangung des Kardinalshuts. Er hatte den Titel und Rang eines Premierministers verweigert, er hatte das

Band des heiligen Geistsordens zurückgewiesen, er hatte das Erzbisthum Reims ausgeschlagen und enthielt sich fortwährend von allem äussern Prunke jeder Art, der ihm, so bald er wollte, zu gebote stand; — wer mag es ihm verdenken, daß er wenigstens die Dekoration zu erlangen suchte, welche in seinem Stande mit der Ministerstelle durch eine Art von Herkommen, verbunden zu seyn schien, und ihn, im Falle eines Glückswechsels, von seinem bürgerlichen Verhältnisse unabhängig machte.

Vielleicht hatte indessen die Priester-Eitelkeit noch mehrern Antheil hieran, als die Sorge für die Zukunft. Von Eitelkeit war er eben so wenig frey, als von Priestergesinnung und Priesterhochmuth. So sehr er sich bemühte, das Ansehn von Selbstständigkeit zu haben und durch seine ganze Administration zu behaupten; so wenig vermogte er dieß in der Wirklichkeit, bey der nähern Kenntniß seines Charakters und in seinen persönlichen Verhältnissen.

Die bisherigen Verwaltungen waren durch den Einfluß nichtswürdiger Menschen, oder herrschsüchtiger und intriguenvoller Maitressen

gebrandtmarkt. Die seinige blieb zwar von diesen schimpflichen Flecken rein; trug indessen nicht minder die Maalzeichen der Abhängigkeit und eines äussern unreinen Einflusses an sich. Ein Quell desselben war der Jesuitenorden und der Kanal, durch welchen er sich ergoß, zunächst und hauptsächlich sein Beichtvater. Dieser übte seine Wirksamkeit, nach der Eingebung seiner Korporation; die durch List und Ansprüche auf Dankbarkeit einen Vortheil erhalten hatten und zu vermehren wußten, dessen Benutzung sie, wie die Benutzung keines einzigen ihrer Vortheile, bey keiner einzigen Gelegenheit ausser Acht ließen. Die Geschichte der Administration selbst wird mehr als einen Beweis liefern, wie viel die Väter von St. Sulpice über den freylich täglich immer älterwerdenden Kardinal vermogten.

Der Mann, durch welchen sie diesen Einfluß hauptsächlich übte, ist für die Administration des Kardinals zu merkwürdig geworden, als daß wir nicht einen Augenblick bey ihm besonders verweilen, einen Abriß seines Contrefeits zu wagen versuchen sollten. Der Abbe Firmin Pollet, Beichtvater des Kardinals,

war ein Mann von Kopf und Charakter und dabey ein Jesuit mit Leib und Seele. Er stand in großem Ansehn bey Hofe und bey seinem Orden. Er war frey von Eigennutz; obwohl nicht vom Stolze. Er fühlte sich größer darin, der Beichtvater des Ministers und der Großen, besonders der ersten Damen am Hofe zu seyn, als einen Bischofsstab, oder Kardinalsmantel zu tragen; sich glücklicher darin, Pfründen ertheilen und versagen zu können, als selbst welche zu besitzen. Er hatte Schenkungen an Pfründen und Pensionen zurückgewiesen, die ihm, selbst von dem Könige, beynah aufgedrungen waren. Er lebte ganz allein für sein Geschäft, als Beichtvater und Regent der Herzen, und war, mit dem aufrichtigsten aber auch heftigsten Eifer, rechtgläubiger katholischer Priester; also auch intolerant, herrsch- und verfolgungssüchtig gegen alle, die es wagten, anderer Meynung zu seyn, als er und die Korporation, der er angehörte.

Mit diesen Eigenschaften und seinem Einflusse auf den Kardinal mußte dieser Mann sehr wichtig für die Ruhe und das Glück Frankreichs werden. Er hatte Festigkeit und Energie in sei-

nem Charakter; er verstand es, dieselbe dem Kardinal mitzutheilen, in Zeitpunkten, wo sie erfoderlich waren und dem furchtsamen, erschlaffenden Greise gebrachen. So langsam, träge und übervorsichtig dieser war, so rasch, decidirt und kühn verfuhr jener. Ohne Pollet wäre Fleuri vielleicht nie Minister geworden; ohne ihn hätte er es nie gewagt, den Herzog von Bourbon zu exiliren und die auffallenden Veränderungen im Ministerium vorzunehmen, welche auf den Fall des Herzogs folgten. Pollet bewog ihn dazu, weil der Herzog die Jesuiten, in ihrem Kampfe gegen die Jansenisten, zu wenig unterstützte. Er wußte in dem Kardinal, seiner friedlichen Neigungen ohnerachtet, den alten Priestergeist zu wecken und durch denselben eine offenbare Theilnahme an diesen ärgerlichen Händeln, zum Vortheile der Jesuiten, zu bewirken.

Dieser Beichtvater, Rathgeber, Freund des Ministers konnte kaum weniger als der Minister selbst, ein Gegenstand der Aufmerksamkeit, des Aufsuchens und höfischen Verfahrens seyn. Selbst ohne Rang, ohne Pfründen, ein bloßer

Mönch, sah er, im höchsten Gefühle des ächt geistlichen Stolzes, die ersten Damen und Herren des Hofs in seiner engen, kalten, feuchten Zelle, Pfründen und Beneficien bey ihm zu suchen, oder seine Verwendung bey dem Minister in andern Absichten zu erflehn. Sein einfaches, kaltes, stolzes Betragen blieb sich gegen jedermann und zu allen Zeiten gleich, schien sich nur bey solchen Gelegenheiten noch etwas mehr hervorzuheben. Er galt für einen strengen, harten, aber redlichen Mann; er wurde mehr gefürchtet als geschätzt. Selbst der Kardinal fühlte sich von ihm imponirt und sein Einfluß auf ihn war mehr das Werk der Gewöhnung und der Anhänglichkeit an die Korporation, zu welcher er gehörte, als der persönlichen Zuneigung.

Destomehr gründete sich auf diese der Einfluß des Kammerdieners des Kardinals; der sich ebenfalls bald als entschieden und wichtig zeigte. Dieser Mann, Namens Barjac, hatte Verstand und Rechtschaffenheit, wie man beydes nur bey wenigen Leuten seines Standes findet. Er war lange bey dem Kardinal in Diensten und im Besitze seines Vertrauens gewesen,

wesen; hatte seine Leiden und Freuden mit ihm getheilt, war durch die Erhebung seines Herrn nach und nach mit gehoben und nachdem jener in Besitz der uneingeschränkten Macht gelangte, ein Mann von Ansehn und Bedeutung geworden.

Er genoß des Vorzugs, dessen sich Personen in seinem Verhältnisse sehr selten erfreuen konnten: daß ihm nicht bloß Aufmerksamkeit bezeigt, ihm die Aufwartung gemacht; sondern, daß er wirklich persönlich geachtet wurde. Aber freylich zeigte auch selten ein Mann, in seinem Verhältnisse, einen Charakter, wie er. Selten wußte einer, mit so vieler Feinheit und Delikatesse, die Grenzlinie seines Standes und Verhältnisses zu ziehn und zu beobachten, als er.

Er hatte Veranlassung genug, sich über dieselben hinauszusetzen. Der Kardinal ehrte ihn öffentlich, behandelte ihn nicht als einen Bedienten, sondern als einen Freund; nahm ihn nicht nur in seine Gesellschaften auf, sondern ließ ihn ein großes Haus machen und sagte denen, die seine Gäste seyn sollten und an seiner Tafel keinen

Platz fanden, sie mögten zu Barjac gehn und mit ihm speisen.

Barjac fühlte es zwar, daß ihn dieß hebe, daß er ein Mann von Bedeutung geworden sey; ließ es aber anderen nicht empfinden. Er machte Gebrauch von seinem Einflusse und verhehlte nicht durch eine erkünstelte Bescheidenheit, daß die wichtigsten Angelegenheiten durch seine Hände gingen. Stets bediente er sich des Ausdrucks: „Wir" oder „Uns," wenn von dem die Rede war, was den Kardinal anging, ihm begegnet, oder ihm gethan war. Meistens konnte er diese Redeform mit Recht gebrauchen, denn er hatte meistens an allen dem in der That einen wesentlichen Antheil. Machte jemand dem Kardinal seine Aufwartung, so ging er ihn nicht vorbey und verfügte der Kardinal etwas, so hatte Barjac meistens seine Stimme dazu gegeben.

Demüthigte er sich nicht vor den Großen des Hofs, setzte er sich vielmehr meistens mit ihnen auf einen gleichen Fuß; so konnte er es doch nicht leiden, wenn sie sich mit ihm familiarisiren wollten. Achtung verlangte er; auch von Personen

des ersten Ranges. Er nahm es an, wenn der Herzog und Pair von Frankreich ihn besuchte, im Zimmer des Kardinals mit ihm sich unterhielt, ihn um Rath, um seine Verwendung bat; allein vergaß der Herzog und Pair ihr gegenseitiges Verhältniß, oder stellte er sich, als ob er es vergäße, drängte er sich an ihn, und stimmte er einen Ton an, der ihn herabwürdigte; dann beschämte der biedere Barjak eine solche Niedrigkeit gewöhnlich, durch ein affectirt demüthiges und unterwürfiges Bezeigen und Zurücktreten, in seinen eigentlichen Stand. Er erinnerte den kriechenden Höfling auch wohl geradezu, an sein niedriges Betragen und versagte ihm die Unterstützung oder Begünstigung, welche er auf diese Weise von ihm zu erlangen suchte.

Einer der vornehmsten Herren am Hofe, begegnete ihm, in einer solchen Absicht, nicht nur plötzlich mit der ausgezeichnetsten Achtung; sondern drängte sich an ihn und vergaß, in seinem ganzen Betragen gegen ihn, so ganz seines Standes und Verhältnisses, daß Barjac daran einen Anstoß nahm.

Der Herzog hatte sich bey ihm zum Essen eingeladen; setzte sich vertraulich dicht neben ihm, sagte ihm unaufhörlich die auffallendsten Schmeicheleyen, um die Einsicht und Verdienste des „Herrn von Barjac“ zu preisen und trug kein Bedenken, ihm geradezu zu erklären, daß Frankreichs Wohl sein Werk sey.

Barjac gab durch seine Zurückgezogenheit seine Kalte und sein Schweigen hinlänglich zu erkennen, daß ihm dieser Ton misfalle. Da aber der Herzog hierauf nicht achtete, oder es nicht bemerkte, ergriff Barjac endlich die Ungeduld; er sprang auf, nahm einen Bedienten den Teller ab und stellte sich hinter den Stuhl des Herzogs, um ihn zu bedienen. Der Herzog, überrascht und bestürzt, sprang eben falls auf und versicherte feierlich: daß er dieß nie zugeben werde. Barjac ließ sich aber nicht irren. Fest und kalt erklärte er seinem Gaste: da ein Pair von Frankreich vergäße, wer er sey, um Barjac für seine Absichten zu gewinnen; so dürfe Barjac nicht vergessen, wer er sey. Sicher werde er die Gunst, die er suche, nicht erhalten, wenn er sich ferner weigere,

von ihm bedient zu werden. Der Herzog mußte sich ergeben und wurde durch das Gelächter des Hofs und Gespotte des Publikums empfindlich genug für seine Niederträchtigkeit gestraft. Barjac hingegen gewann dadurch an Achtung, was jener verlohr.

Sein ganzes Leben hindurch behielt er den Ruhm eines offnen, geraden, redlichen Mannes. Man findet nicht, daß er seinen Einfluß verkauft, oder auf andere Weise gemißbraucht habe. Er verwandte sich nie für Menschen, die er nicht kannte. Freylich begränzte sich diese Bekanntschaft oft nur auf einen Besuch, den der Bewerber bey ihm gemacht hatte; — denn dieß verlangte er durchaus, wenn er sich für jemanden verwenden sollte. Uebrigens mischte er sich allerdings wohl in zu viele Dinge, zu deren richtiger Beurtheilung es ihm an Kenntnissen fehlte. Und da er bey dem Cardinale die Vorrechte genoß, welche lange Gewöhnung und persönliche Zuneigung gewähren und von denselben, unter allen Umständen und in jeder Beziehung, Gebrauch zu machen pflegte; so war sein Einfluß wohl nicht zu allen Zeiten und in Beziehung auf alle Gegen-

stände der öffentlichen Wirksamkeit, dem Staate gleich heilsam.

Die auswärtigen Angelegenheiten gingen, wie die inneren, mit durch seine Hände und die Minister anderer Mächte suchten ihn eben so emsig auf, als die Höflinge. Doch auch hier hielt er seinen Character, und bestimmten ihn mehr äussere Umstände, als Einsicht; so erniedrigte er sich doch nie zu Intriguen, oder ließ sich ein zweydeutiges Betragen in Verhältnissen zu schulden kommen, die manchen Premier-Minister zu einer Achselträgerey veranlaßten. Er war für England, weil der Kardinal es war und der englische Minister Mittel gefunden hatte, seine Gunst und mit dieser seine Protektion für die Absichten seines Monarchen zu gewinnen.

Der Spanische und Oestreichische Hof, deren Interessen sich damals durchkreuzten, bemühten sich gleich emsig, ihn für ihre gegenseitigen Absichten zu gewinnen. Der Gesandte des Kaisers kam zuletzt und Barjac sagte ihm ganz ehrlich: der Platz sey schon besetzt, der Spanische Gesandte habe bereits Besitz genommen; unmöglich könne er zweyen streitenden Mächten zugleich angehören.

Dieß waren die beyden Männer, welche am nächsten und bestimmtesten auf den Kardinal und in sein Betragen, als unbeschränkter Regent von Frankreich — freylich ohne daß er es selbst zugestand, oder bemerkte — einwirkten. Wenn der erste mehr den Vortheil seiner Korporation, als das Wohl des Staats vor Augen hatte; so wurde er doch eben so wenig als der letzte, von Eigennutz und anderen egoistischen Trieben, zu solchen Rathschlägen bestimmt, von denen er erkannte, daß sie dem Wohle des Staats hinderlich werden mußten. Man darf selbst annehmen, daß, wenn er dahin arbeitete, den Jesuiten einen Sieg über die Jansenisten zu verschaffen, die Konstitution und mit dieser Einheit in der Kirche herzustellen, er sich auch überzeugt hielt, das Wohl seines Vaterlandes hänge an diesem Siege und an dieser dadurch beabsichteten Einheit in der Kirche.

Barjac hat freylich noch unzweydeutigere Beweise gegeben, daß ihm das Glück Frankreichs nicht gleichgültiger war, als dem Kardinal; dem er jedoch, wenn man will, noch entschiedener, als seinem Vaterlande, abhing. Beyde zeichnen sich dadurch unter den Günstlin-

gen, welche die Geschichte kennt, allerdings ehrenvoll aus und verdienen deshalb wenigstens eben so wie ihres Einflusses wegen, von der Nachwelt nicht ganz übersehn zu werden.

Unter den Ministern konnte sich nur Chauvelin, Siegelbewahrer und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, in der Folge der Abbe Tencin, eines vorzüglichen Vertrauens und einiges Einflusses auf die Ideen und Entschliessungen des Kardinals rühmen.

Chauvelin war ein Mann von einer eben so großen Biegsamkeit und Geschmeidigkeit des Charakters, als Fruchtbarkeit und Kraft des Geistes und Kühnheit der Entschlüsse und Unternehmungen. Er war für die Intrigue geschaffen, stets für dieselbe in Thätigkeit. Es gelang ihm, durch Aufmerksamkeit und Ergebenheit, durch scheinbare blinde Subordination seines Geistes und seiner Thätigkeit, durch die feinste Schmeicheley der Eitelkeit des Kardinals, ihn mit einem eben so festen, als unsichtbaren Gewebe zu umspinnen und ihn so unvermerkt seinen Absichten, die dem Kardinal eben so wenig merkbar geworden waren, als sein Einfluß auf

ihn — gemäß zu leiten. Da indessen die Kühnheit seiner Plane ihn immer weit über das Genie und den Charakter des Kardinals hinausführte, so mußte auch sein Einfluß durch die Versuche, ihn über diese Grenze hinaus zu erweitern, merkbar werden und verschwinden.

Tencin war ein fähiger und geübter Kopf, ein Intriguant der ersten Art. Dem Charakter nach gehörte er zu den verächtlichsten Menschen. Selbst ohne alle Religion spielte er den eifrigen Beförderer derselben; verfolgte aus Neigung eben so sehr, wie aus Heucheley.

Seine Geburt hatte ihn Ansprüche auf eine frühe und ausgezeichnete Beförderung in der Kirche gesichert; seine Fähigkeiten und sein rastloser Ehrgeiz führten ihn in die Staatsgeschäfte. Seinen Ruf als Bekehrer, hatte er durch den Uebertritt Laws gegründet; seinen Ruf als Staatsmann, auf seiner Gesandtschaft zu Rom erworben. Dennoch achtete ihn Fleuri nicht, weil er, seiner Heucheley zum Trotz, in dem Rufe der höchsten Sittenlosigkeit stand. Er war ihm sogar hinderlich, als er sich Hoffnung machte, einen Kardinals Hut zu erhalten. Gleichwohl ge-

lang es Tencin in der Folge dennoch, nicht nur die Abneigung des Kardinals zu überwinden, sondern sogar sein vorzügliches Vertrauen zu gewinnen und sich in demselben bis an das Ende desselben zu erhalten.

Wenn hieraus allerdings erhellet, daß der Kardinal nicht Charakter und Geisteskraft genug hatte, um sich ganz von äussern Einflüssen unabhängig zu erhalten; wenn er sogar schwach genug war, an Unwürdige sein Vertrauen zu verschenken; so trägt doch seine Verwaltung im Ganzen den Charakter der Einheit und Selbständigkeit unverkennbar an sich.

Durch den Gang derselben sind stets dieselben Grundsätze und in ihnen die Eigenthümlichkeit, in dem Denkvermögen und Charakter ihres Urhebers wahrzunehmen. Durch seine ganze Administration ist der Geist des Friedens und des Sparens besonders hervorstechend; überall in allen seinen Verhältnissen, Mäßigung, Vorsichtigkeit, Bedächtigkeit, Entfernung von Partheysucht und Leidenschaftlichkeit, möglichste Milderung selbst dann, wenn er zu despotischen Maasregeln sich genöthigt sah, oder verleitet wurde.

Ueberall erkannte man, daß ein Greis das Ruder des Staats führte, dessen Leidenschaften, selbst die des Ehrgeizes und der Herrschsucht, durch lange Selbstüberwindung und Alter, wenn auch nicht in den Bestrebungen, doch in den Aeusserungen, eine, besonders in Verhältnissen dieser Art, ungewöhnliche Mäßigung erhalten hatten.

Indem er sich selbst vor jedem leidenschaftlichen Verfahren möglichst zu sichern suchte, ließ er die Leidenschaften anderer sich unter sich selbst bekämpfen, um sie dadurch von dem Staate abzulenken, diesem möglichst unschädlich zu machen. Aus diesem Gesichtspunkte muß man sein Betragen, bey den Streitigkeiten der Jesuiten und Jansenisten betrachten. Wenn er sich auch mehr zum Vortheile jener, als dieser neigte; so war dieß doch kaum mehr als erfoderlich, um den Streit zu unterhalten und erhitzte Kämpfer fortwährend durch sich selbst zu beschäftigen.

So unterhielt er die eifersüchtigen Regungen des Parlements und Conseilles; um, während sie gegenseitig ihre Aufmerksamkeit und Streitkräfte beschäftigten, seine, oder des Königs Ge-

walt unbemerkt und ungehindert ausüben und ausdehnen zu können.

Um das Ministerium in vollkommner Subordination zu erhalten, besetzte er es nicht nur mit Männern, von denen er Folgsamkeit erwartete; sondern theilte auch die Kraft desselben als Korporation, dadurch, daß er, wenigstens in der ersten Zeit seiner Administration, dem Kanzler einen Siegelbewahrer an die Seite setzte und zwischen beyden eine Rivalität veranlaßte.

Mit eben dieser ihm eigenthümlichen Sorgfalt und Klugheit hielt er die Prinzen vom Geblüte in einer steten Entfernung von dem Könige. Die Grafen von Toulouse und Penthievre waren die einzigen, denen er, sich dem Könige zu nähern, erlaubte. Auf diese Weise setzte er, nach dem Muster der Frau von Maintenon, die legitimirten Prinzen den ächten Prinzen vom Geblüte entgegen. Der Neid, welchen diese über die Begünstigung jener empfanden, wurde zum Ableiter ihrer Bestrebungen und jene konnten ihm nie schädlich werden; indem ihr Schicksal stets in seiner Hand blieb.

Den König überließ er dem Hange, zu jugendlichen Vergnügungen und Zeitvertreiben; welchen er in ihm erweckt und genährt hatte, und den seine Unwissenheit und Unthätigkeit in steter Anregung erhielt. Nie fiel es ihm ein, mehr Antheil an der Regierung nehmen zu wollen, als der Kardinal ihm verstattete; in dieser Rücksicht etwas anders zu wollen, als dieser vorzuschlagen, oder ihm zur Entscheidung zu überlassen für gut fand. Jede Beschäftigung war ihm lästig, steter Zeitvertreib Bedürfniß. Ohne Sinn für Häuslichkeit, ohne Liebe für seine Gemahlin, ohne Unterhaltung in ihrer Gesellschaft, suchte er sie in Zerstreuungen, in so fern sie ihm der Kardinal vergönnte, und er vergönnte sie ihm, in so fern sie ihn nicht zu Ausschweifungen verleiteten. Doch ihn in dieser Rücksicht zu beobachten, hatte er anfangs nicht nöthig; und als das Temperament des Königs mit seiner körperlichen Ausbildung erwachte und selbst seine Furchtsamkeit und Zurückhaltung überwand, zeigte der Kardinal auch hiebey eine Nachsicht, die ebenfalls mit seinem ganzen übri-

gen Charakter und seinen Zwecken in Verbindung stand.

Die Königin war ihm, seit der Entfernung der Frau von Prie und des Herzogs von Bourbon eben so unterthänig, als der König und alles übrige am Hofe. Von Natur furchtsam und unthätig, fürchtete sie sich, seit jenem mislungenen Versuche, persönlich vor dem Kardinal und hütete sich auf das sorgfältigste, irgend etwas zu unternehmen, wodurch sie ihm misfällig werden könnte. Fleuri sah es gern, daß der König seine Gemahlin achtete, aber kalt gegen sie blieb, und sie ebenfalls sich nie inniger an ihn anzuschließen versuchte. Bey dem Umherschwärmen des Königs, auf der Jagd — der er sich immer mehr ergab — und auf einigen Landhäusern, sah sie den König wenig anders, als in ihrem Schlafgemache; führte ein stilles, friedliches Leben; beschäftigte sich am meisten mit gottseeligen Uebungen und ergab sich nach und nach einer Gemüthsart, die mehr in einem Kloster, als auf einem Throne für sie gehörte.

Fleuri herrschte also in der That unbeschränkt und unabhängig. Er verfuhr dabey

ganz allein nach seinen Ideen und Planen; oder nach denen, welche er für seine eigenen, selbsterfundenen hielt; — sey es auch, daß sie ihm unvermerkt mitgetheilt waren. Mit Rath und Vorschlägen war ihm niemand willkommen; wenigstens waren sie nie ein Mittel den, der sie vortrug, oder übergab, zu empfehlen. Nur der einzige Beichtvater hatte dieß Recht, oder diese Gewalt. Barjac und einige andere durften frey urtheilen, aber nie geradezu ihm vorschlagen. Er wachte auf seine Selbstherrschung und ungetheilte Macht mit einer Aufmerksamkeit und Eifersucht, die hinlänglich zu erkennen gab, welchen Werth er darauf lege, und wie fest er entschlossen sey, sich dieselbe auf keine Weise schmälern, geschweige denn aus den Händen ringen zu lassen.

Alle Versuche, den König gegen ihn einzunehmen, oder die Selbstthätigkeit desselben zu wecken, waren so viele Triumpfe für ihn und Bestätigungen in seiner Alleinherrschaft. Dennoch war er nie gleichgültig dagegen; vielmehr stets aufmerksam und emsig bemüht, durch die Anwendung seiner Macht, dieselben sogleich nie-

derzuschlagen und auch die kleinste etwa zurückgebliebene Wirksamkeit zu unterdrücken. Allein auch bey solchen bemühte er sich möglichst, alles Auffallende, so wie alle Härte und jeden Anschein von Rachbegierde zu vermeiden.

Er hatte, wie sie und jeder vom Glücke Begünstigter und auf eine, für die Meisten unerreichbare, Höhe der Ehre und Macht erhabner Mann, seine Feinde; war nicht gleichgültig gegen sie und suchte sie zu entkräften, — aber nicht zu zerschmettern. Seine Mäßigkeit und Milde, — vielleicht auch seine Feinheit und Politik, erlaubten ihm nicht, öffentlich zu verfolgen und zu verderben. Man beschuldigt ihn zwar, daß er die Rachbegierde nur unterdrückt, sich aber nie ganz davon frey gemacht, vielmehr sie durch kleine, desto empfindlichere Neckereyen, so oft es unbemerkt geschehen konnte, auch befriedigt habe. In wiefern dieß zu erweisen, oder zu bezweifeln sey, lassen wir dahin gestellt seyn. So viel ist gewiß, daß er sich öffentlich stets versöhnlich, großmüthig, duldsam, verzeihend bewies.

Die

Die erste Gelegenheit, bey welcher er diesen Charakterzug bewährte, gab zugleich einen auffallenden Beweis von der Gewalt, welche er über den König hatte, und die Art, wie er mit ihm in solchen Fällen verfuhr. Es war dieß die in den ersten Jahren seiner Administration ausgebrochene — sogenannte Verschwörung der Marmousets. Diese spottende Bezeichnung gab man nemlich einem Schwarm junger Herren, welcher den König umgab; mit ihm ritt, fuhr, auf die Jagd ging, auf seinen Landhäusern sich umhertrieb, die Abende durchschmauste und sonst für seinen Zeitvertreib sorgte. Der Kardinal schien öffentlich sich um sie und des Königs Thun und Lassen nicht zu bekümmern; ließ sie aber in Geheim stets genau beobachten und erfuhr alles, was in ihren Gesellschaften vorging. Ihre Anzahl wurde täglich größer. Einige von ihnen setzten sich mit dem Könige auf einen ziemlich familiären Fuß des Umgangs und glaubten sein Vertrauen vollkommen gewonnen zu haben.

Diese Täuschung führte sie auf die Idee, sich, durch dieß eingebildete besondere Vertrauen des Königs, der königlichen Gewalt zu bemächtigen. Dann würden sie der Aufsicht des Kardinals und besonders seiner strengen Oekonomie — die ihnen nicht selten lästig fiel — entledigt seyn, nach Willkühr Schätze finden und verschwenden, alles sich unterthänig machen, große Männer mit Verachtung behandeln und alles nach ihrem Kopfe und ihren Launen einrichten können.

Diese jugendliche Schwindeley bemerkten die Feinde des Kardinals, und geriethen auf die Idee, dieselbe zu seinen Sturze zu benutzen. Man setzte eine ausführliche und scharfe Beschwerde gegen die Administration desselben auf und übergab dieselbe dem Herzog von Gesvres, einem der Anführer des Komplots; mit dem Auftrage, sie dem Könige auf eine sichere und geschickte Weise, von dem Kardinal unbemerkt, in die Hände zu spielen.

Diese ganze Idee und besonders der Anklage-Aufsatz soll von dem Kardinal von Polignac hergerührt haben. Wäre dieß erwiesen; so würde durch dieselbe nur ein Beweis mehr ge-

liefert, daß Leidenschaft auch die scharfsichtigsten und erfahrensten Menschen blende und sie zu Maasregeln bestimme, welche vor der Klugheit nicht wohl gerechtfertigt werden können. Wie konnte man erwarten, daß ein Aufsatz auf den König, der wohl für eine Jagdparthie, aber nicht für das Wohl des Staats Sinn hatte, einen so starken Eindruck machen werde, als man dadurch beabsichtete? Wie konnte man erwarten, daß einige junge Strudelköpfe einen Mann, wie der Kardinal, dessen Ansehn lange begründet, so oft erprobt war, würden aus dem Besitze einer Macht setzen können, die er so gut zu gebrauchen wußte? Sey dem, wie ihm wolle; der Anschlag gedieh zur Ausführung. Der Herzog von Gesvres richtete diesen Auftrag gut genug aus. Der König erhielt den Aufsatz, unter dem Versprechen, ihn vor dem Kardinale verborgen zu halten. Er laß ihn, schrieb ihn sogar selbst ab, da er versprechen mußte, ihn wieder zurück zu geben, vergaß ihn aber bald und ließ ihn in seiner Rocktasche am Abend stecken.

Die Faktionisten waren über diesen Anfang höchlich erfreut, und glaubten schon gewonnen

Spiel zu haben. Schon sahn sie den Kardinal entfernt, sich im Besitz seines Ansehns und seiner unbeschränkten Macht, die ihnen so reitzend schien. Allein eben da sie sich diesen Träumereyen überließen, war schon der Stab über ihrem Projekte gebrochen. Der erste Kammerdiener des Königs, ein treuer Gehülfe des Kardinals, hatte nicht unbeachtet gelassen, was vorgegangen war. Er zog das Papier in der Nacht aus der Rocktasche des Königs und überlieferte es dem Kardinal; der es laß und an seine Stelle zurück befördern ließ.

Am andern Morgen erzählte der Kardinal dem Könige, wie er gehört habe, daß ihm ein Memoir übergeben sey und bat sich den Aufsatz zur Durchsicht aus. Der König, von dem Kardinal selbst an Verschlossenheit und Schweigen gewöhnt, leugnete, eines erhalten zu haben. Er hatte Stillschweigen versprochen und fürchtete den Unwillen des Kardinals für den Herzog, dem er in der That gewogen war.

Der Kardinal durch diese ungewöhnliche Zurückhaltung des Königs gegen ihn in einige Besorgniß versetzt, drang noch stärker auf die Mittheilung

und der König leugnete noch hartnäckiger. Nun stellte sich der Kardinal sehr bekümmert darüber, daß er das Vertrauen seines Königs verlohren habe, erklärte, daß er wieder nach Issy, in seine Einsamkeit, gehn und seine Aemter in die Hand des Königs zurückgeben werde.

Dieser Schreckschuß that seine Wirkung. Der König konnte die Idee nicht ertragen, daß der Kardinal ihn verlassen, alle die unendlichen Geschäfte, welche er für ihn verrichtete, auf ihn wälzen würde. Er gestand, daß er ein Memoir und von wem er es erhalten habe; übergab es dem Kardinal und mit ihm das Schicksal derer, welche nähern oder entferntern Antheil an dieser Sache genommen hatten.

Der Kardinal hatte nun seine Widersacher in seinen Händen und das Beyspiel der strengsten Ahndung solcher Versuche an seinen Vorgängern vor sich. Allein die Mildigkeit seiner Denkungsart und die Mäßigkeit seiner Leidenschaften erlaubten ihm keine Härte und die Klugheit rieth ihm Gelindigkeit. Er lachte über die Unternehmung der bartlosen Staatsmänner, und begnügte sich, sie durch Entfernung und Furcht

zu bestrafen. Er verwieß den Herzog von Gesvres und einige andere vom Hofe, auf ihre Güter und ließ sie dort weitere Verfügung erwarten, die aber nicht erfolgte. Durch die Bitten ihrer Väter, die zu den ersten Männern am Hofe gehörten, ließ er sich dann nach einigen Jahren versöhnen und die Söhne, jedoch unter einer nochmaligen ernstlichen Verwarnung, an den Hof zurückkehren.

Gleich nach der Entdeckung hielt er es jedoch für rathsam, eine Reform unter den Gesellschaftern des Königs und in der Art ihres Umgangs mit ihm vorzunehmen. Die Zahl seiner Gesellschafter wurde auf eine, von ihm ausdrücklich ausgewählte und bestimmte, Anzahl vermindert; auch unter diesen nur einigen, hinlänglich erprobten ein völlig freyer Zutritt zu ihm verstattet.

Dieses eben so feste, als mäßige Verfahren that seine Wirkung; vermogte indessen doch nicht jeden Versuch seiner Feinde gegen ihn zu hindern. Fortwährend bemühten sie sich noch von Zeit zu Zeit, durch geschriebene und gedruckte Critiken seiner Verwaltung, die Aufmerksamkeit des

Königs zu erregen und ihn zu einer Veränderung, die er aus Indolenz selbst mehr scheuete, als sie der Kardinal aus Herrschsucht fürchten konnte, zu veranlassen. Man bemühte sich, auf allerley Weise, solche Flugschriften dem Könige in die Hände zu spielen. Bald fand er sie in seiner Tasche, bald unter seiner Serviette; gab sie aber gewöhnlich ungelesen sogleich an den Kardinal und achtete wenig darauf, weil die Regierung überhaupt für ihn ein gleichgültiger Gegenstand war.

Der Kardinal forschte zuweilen nach den Urhebern derselben; doch nicht um sie zu bestrafen, sondern nur, um sie zu kennen. Einen Aufsatz, unter der Aufschrift: „Sendschreiben Ludewig des Vierzehnten an Ludewig den Funfzehnten," den letzten und allerdings sehr heftigen Angriff auf seine Administration — der im Publikum verbreitet und nicht ohne Eindruck geblieben war — hielt er für wichtig genug, durch einen Befehl des Parlements von der Hand des Scharfrichters öffentlich verbrennen zu lassen. Und das Parlement gehorchte; wiewohl diese Schrift unter andern Rügen auch

auch hauptsächlich eine Vertheydigung seiner Rechte, gegen die despotischen Eingriffe des Ministers, und zwar mit vieler Kraft und Klarheit aufstellte. Indem es dieselbe verdammte, verdammte es also auch seine eigenen Gerechtsame und gab einen Beweis seiner Unterdrückung und der Unbeschränktheit der Minister-Macht; der einen um so glänzendern Triumpf für die letztere enthielt, da das Parlement noch allein sich denselben von Zeit zu Zeit entgegengestellt hatte.

Ein merkwürdiges Beyspiel hievon und zugleich einen Beweis mehr, wie jeder Versuch, den Minister bey dem Könige in Miskredit zu setzen, vergebens war und nur zum Nachtheile dessen, der es wage, ausfallen könne, liefert das kühne Wagstück des Parlementsraths Montgeron; dessen Name durch dieß, noch mehr aber durch das sonderbare Monument des Aberglaubens und der Schwärmerey, was er in seinem aktenmäßigen Beweis der Wunder des Abbe Paris gestiftet hat, auf die Nachwelt gekommen ist.

Montgeron hatte lange für einen Mann von Kentnissen und Kultur, für einen witzigen

und angenehmen Gesellschafter; aber auch für einen Wohllüstling und erklärten Freygeist gegolten. In der That hatte er diejenige Art von Kultur, welche die frühe Bekanntschaft mit der großen Welt giebt, ohne daß eine eigentliche Ausbildung der Denkkraft und Sittlichkeit zuvor zum Grunde gelegt ist. Eine Krankheit weckte daher die religiösen Gefühle wieder, welche ihm in seinen Kinderjahren eingeflößt, durch seine Weltbildung, leichtsinnige Denkungs- und Lebensart aber in der Folge unterdrückt waren.

Auf sein Verlangen führte man einen Geistlichen zu ihm, der auch unverzüglich Hand an seine Bekehrung legte. Allein das Abrollen einer obskuren Mönchs-Dogmatik konnte einem Manne, von der Bildung und langen Gewöhnung Montgerons, unmöglich genügen. Wie ihn seine rückkehrende Genesung fähig machte, über das Gehörte nachzudenken, erkannte, wenn auch nicht sein Verstand, doch sein Witz leicht das Abgeschmackte in dem Gewäsche des Geistlichen. Die eifrige Bemühung desselben, ihn zum rechtgläubigen Catholiken zu machen, hatte die Wirkung, ihn gegen die katholische Religion und

Offenbarung, die ihm vorher gleichgültig gewesen war, mit einer Art von Ekel zu erfüllen. Indessen war seine Denkkraft geweckt und auf diese Gegenstände gerichtet. Montgeron wurde also aus einem Freygeist ein Deist, Spinozist — versank immer weiter in einem Skepticismus, der ihn jedoch das Bedürfniß einer beruhigenden Ueberzeugung immer stärker empfinden ließ. Je weniger ihn sein Nachdenken befriedigte, desto mehr wurde der Wunsch in ihm rege, durch Glauben beruhigt werden zu können. Einer gründlichen Meditation war er nicht fähig, weil es ihm an philosophischen Vorbegriffen und Uebung im ordentlichen Denken fehlte. Es blieb daher ein stetes Schwanken in seinen Vorstellungen; wodurch seine Phantasie nach und nach immer mehr Uebergewicht über seinen Verstand gewann.

Seine Gesundheit war auch nicht so ganz wieder hergestellt; wenigstens eine Nervenschwächung zurück geblieben, welche so häufig eine Folge wohllüstiger Ausschweifungen ist. So näherte er sich der Schwärmerey, indem er sich

einbildete, ein Philosoph zu seyn; auch wohl von andern dafür gehalten wurde.

Um diese Zeit wurde der berüchtigte Streit, zwischen den Jesuiten und Jansenisten, wegen der, unter dem Titel der Konstitution bekannten päpstlichen Bulle, zur Herstellung der Einheit in der Kirche, aufs Neue, besonders lebhaft betrieben. Fleuri fand es seinem Interesse gemäß, diesen Streit zu unterhalten; indem er unvermerkt durch seinen Beichtvater Pollet, den Abbe Tencin, und die heiligen Väter zu Issy, des Kardinals Lieblings-Aufenthalt, zur Begünstigung der Jesuiten gestimmt, sogar dahin gebracht wurde, sich einige Gewaltstreiche gegen die Jansenisten, welche die Konstitution verwarfen und das Parlement, welches sie in Schutz nahm, zu erlauben. Durch sie war er (im Jahre 1727.) zu dem auffallenden, schwer mit seinem Charakter zu vereinigenden Schritte verleitet worden: durch Lettres de Cachet zu Embrun, unter dem Vorsitze des dortigen Erzbischofs Tencin, eine Provinzial-Versammlung zusammen zu berufen; durch sie den alten achtzigjährigen ehrwürdigen und allge-

mein verehrten Herrn von Soanen, Bischof von Senez absetzen, und ihn ebenfalls durch eine Lettre de Cachet, in ein Kloster in dem Gebürge von Auvergne verweisen zu lassen.

Dieses gewaltthätige Verfahren erregte ein allgemeines Aufsehn und lebhaftes Interesse. Die Jansenisten schrien laut gegen die Versammlung zu Embrun und nannten sie nur die Spitzbüberey von Embrun. Die Gemüther erhitzten sich von beyden Seiten heftiger, als je vorher; das Parlement mischte sich mit ein beschwerte sich laut, daß durch die Art der Zusammenberufung jener Versammlung eins der heiligsten seiner Rechte gekränkt sey und rüstete sich zu dem hartnäckigsten Kampfe, gegen die eigenmächtige Verfahrensart des Ministers und die Kabalen der Jesuiten.

Der Kardinal, ohnerachtet ihm diese weitgetriebenen Streitigkeiten unangenehm, seiner Neigung zum Frieden und zur Ruhe gänzlich zuwider waren, sah sich dennoch itzt genöthigt, um des Königs, oder vielmehr seine unbeschränkte Macht zu behaupten, gegen das Parlement zu Gewalts-Maasregeln zu schreiten. Der erste Präsident und mehrere der angesehn-

sten und geachtesten Räthe wurden verhaftet, hundert und vierzig Beysitzer dieses hohen Tribunals (1732.) in die Gebürge von Auvergne verwiesen.

Ehe es noch so weit gedieh, gerade als die Gemüther in der höchsten Spannung waren, starb der Abbe Paris, einer der Hauptverfechter der Jansenisten und hartnäckigsten Widersacher der Konstitution. Gleich nachdem er begraben war, verbreitete sich das Gerücht, daß er aus dem Innern seines Grabes heraus, mannigfaltige und den größesten Heiligen Ehre machende Wunder verrichte. Unzählige Menschen eilten nach dem Kirchhofe von St. Medard, an seinen Grabhügel und sahen Blinde sehend, Lahme gehend, Krüpel gerade und Gichtbrüchige frey von Schmerzen werden. Ein Jansenist, ein Ketzer bewährte sich als ein Wunderthäter, ein Heiliger! Welch ein Sieg für die Jansenisten, zu einer Zeit, wo ihn die Jesuiten fast gänzlich und sicher errungen zu haben glaubten!

Je länger und mehr die wunderthätige Wirkung auf dem Grabe des Paris sich durch Thatsachen bewährte; desto mehr fand sie Glau-

ben, durch alle Stände. Wann hat das Wunderbare und Abentheuerliche seine Wirkung verfehlt! Zweifler und Ungläubige wurden durch die Neugier hingezogen, die Wunder selbst zu sehn und durch die Thatsachen, welche sie selbst beobachteten, bekehrt und überzeugt.

Zu der Anzahl dieser gehörte auch der Parlements-Rath Montgeron! Seine Bekehrung machte Aufsehn, da er für einen Freydenker, darauf für einen Philosophen gegolten hatte und ein Mann von Publicität und Bedeutung war.

Es war in einer kalten feuchten September Nacht (1731) als sich Montgeron nach dem Kirchhofe von St. Medard und an das Grab des wunderthätigen Abbes schlich. Indem er sich demselben nahte und die große Anzahl Menschen, in tiefer Andacht niedergebeugt, ringsumher knieend erblickte, — so erzählt er uns selbst, — fühlte er sich auf einmal von einem nie empfundenen Schauer heiliger Gefühle ergriffen. Er warf sich unter die Menge nieder auf die Knie, bedeckte sein Gesicht mit der Hand und blieb in dieser Stellung, ohnerachtet des fortwährenden Gedränges, der Kälte der Nacht,

der Unbequemlichkeit der Stellung, — vier Stunden lang, in tiefe Meditationen versunken. Während derselben gingen, in lichtvoller Klarheit, alle die Beweise für die Wahrheit der christkatholischen Religion, nach den Grundsätzen des Jansenismus, die ihm bis dahin dunkel und verworren erschienen waren, vor seiner Denkkraft vorüber. Völlig überzeugt und von Grund aus bekehrt, von allen Krankheiten und Gebrechen seines Gemüths völlig befreyet, rein und heilig stand er endlich auf, und verkündete allenthalben die Wahrheit des Jansenismus und seines hauptsächlichsten Beweises, der Wunder des Abbe Paris. Als die Jesuiten und insbesondere der Erzbischof von Sans, in ihren Namen, diese Wunder verdächtig zu machen suchte, faßte er den Entschluß, sie zu prüfen und zu erweisen.

Indem er sich hiermit fast ausschließend beschäftigte, führte er, ehmals ein so arges Weltkind, das Leben eines Anachoreten, eines Heiligen. Beten, Fasten, Pönitenzen und andere geistliche Uebungen wechselten ununterbrochen mit einander. Er entzog sich fast gänzlich der menschlichen Gesellschaft, allen Vergnügungen

und Zerstreuungen und beschäftigte sich, neben seinen Amtsverrichtungen, allein mit dem großen Werke; wodurch er die Ehre Gottes und seines Heiligen, für immer gegen jeden Angriff des Unglaubens und der Zweifelsucht in Sicherheit zu setzen, zugleich auch sein Vaterland und die Religion von dem Despotismus des Ministers zu befreyen dachte.

Dieser Bemühung widmete er sich mit noch erhöhterer Anstrengung und ganz ausschließend, als er in den Gebürgen von Auvergne mit dem übrigen Parlemente im Exile lebte. Er opferte alle seine Kräfte, seine Zeit, sein Vermögen auf, um die Thatsachen zu sammeln und die Beweise möglichst aktenmäßig zu liefern.

Nach seiner Zurückkunft stellte er selbst, mit unabläßigem Fleisse, die mühsamsten Untersuchungen an; — freylich nicht so wohl, um die Wahrheit zu prüfen, als um dieselbe zu beweisen. Alle Thatsachen, die er zusammenbrachte, waren daher auch so viele Beweise für die Wahrheit der Wunder. Sie standen, seiner Meynung nach, so fest gegen jeden Zweifel, daß jede Einwendung, insbesondere die des Erzbischofs von

Sens

Sans und allen Jesuiten dadurch entkräftet und alle ihe Urheber beschämt werden mußten.

Was ihn noch mehr zur Vollendung dieses Werks antrieb, war das Verfahren der Regierung, bey der sich stets mehr bewährenden Wunderkraft des heiligen Grabes. Anfangs schien es, als habe Fleuri nicht Lust, Kenntniß davon zu nehmen. Da indessen die Jesuiten den Nachtheil bemerkten, den diese Wunder ihnen und ihren Absichten thaten, die Sache öffentlich zur Sprache brachten, es für Betrügerey erklärten und den Minister die Steurung dieses Unwesens zur Pflicht machten; so verbot er die Walfahrten, zu dem wunderthätigen Grabe. Da dieß Verbot nicht hinlängliche Wirkung that und der Unfug fünf Jahre lang fortgedauert hatte, wurde der Kirchhof verschlossen und strenge Aufmerksamkeit darauf verwandt, um den Wundern ein Ende zu machen *).

*) Man fand darauf einst an den Kirchthüren angeschlagen;

De par le roi, defans à Dieu
de plus opérer en ce lieu.

Von wegen des Königs wird dem lieben Gott untersagt, hier ferner Wunder zu thun.

Herr von Montgeron empfand diese Maasregeln sehr übel. Und da er seinen Beweis der Wunder des Diaconus Paris vollendet, und in einem dicken Quartbande, mit zahlreichen Kupfern erleutert, und verziert, so eben in einer Auflage von sechs tausend Exemplaren herausgegeben hatte, so faßte er den Entschluß, dieß Werk dem Könige selbst zu übergeben und ihn dadurch aus der Verblendung zu reissen, worin ihn, seiner Meynung nach, der Kardinal und durch diesen die Jesuiten zu erhalten suchten.

Wahrscheinlich hatte er nebenher auch die Hoffnung, sich dadurch die Märtirerkrone und, nach seinem Tode vielleicht, die Kraft Wunder zu thun und den Geruch der Heiligkeit zu erwerben.

In dieser Absicht begab er sich nach Versailles und stellte sich, in seiner Amts-Kleidung, während der Mittags-Tafel, dem Könige gegen über. Als sie aufgehoben war und der König in sein Kabinet gehen wollte, trat er vor ihm, überreichte ihm sein Buch und erklärte ihm: wie dasselbe für das Wohl seiner höchsten Person und des Staats höchst wichtige Entdeckungen und

Wahrheiten zu Tage lege, welche man Sr. Majestät absichtlich vorzuenthalten sich bemühe. Er wisse wohl, was er wage, indem er ihm diese wichtigen Entdeckungen vor Augen bringe; allein er sey bereit, sich zur Beförderung der wahren Religion und des Dienstes Sr. Majestät auch der grausamsten Rache und Verfolgung preis zu geben.

Der König war anfangs über diesen unerwarteten Vortrag betroffen; hörte ihn jedoch, bis zu Ende, wie es schien, aufmerksam an, fragte aber nicht weiter nach: wer er sey, und was für wichtige Entdeckungen sein Werk enthalte, sondern nahm ihm das Buch ab, um es dem Herzog von Villeroi, dem Hauptmanne der Leibwache, zu übergeben und ging sodann in sein Kabinet.

Nach der Tafel pflegte der Kardinal sich zu dem Könige, in sein Kabinet zu verfügen. Auch heute erschien er, gleich nachdem sich Montgeron hinwegbegeben hatte, in Begleitung des Polizeylieutenants von Paris, Herault. Gleich bey seinem Eintritte erzählte ihm der König aufrichtig und unbefangen, was ihm begeg-

net war. Mit sehr ernsthaftem Gesichte und Tone fragte ihn der Kardinal, etwas verweisend: ob er das Buch angenommen habe. Der König bejahte es, setzte indessen hinzu: er habe es noch nicht geöffnet. Auch übergab er es ihm sogleich, ohne nur eine Neugier nach dem Inhalte desselben zu äußern.

Indem es der Kardinal mit einer bedenklichen Miene eröffnete, erkannte der Polizeylieutenant in demselben, bey dem ersten Blicke, das Werk Montgerons und berichtete: wie er bereits diesen Morgen fünftausend Exemplare von diesem schädlichen Buche an sich gebracht und ausser Umlauf gesetzt habe. Auch sey er eigentlichst nach Versailles gekommen, um dem Kardinal davon pflichtmäßige Anzeige zu thun. Der Kardinal billigte sein Verfahren, nahm das Buch zu sich und der König bekümmerte sich nun nicht weiter so wenig um den Inhalt als um den Verfasser, hatte auch das ganze Abentheuer auf seinem Nachmittags-Spazierritte völlig vergessen. Nicht so der Kardinal. Er ließ den Verfasser sogleich in Versailles und da

er sich von hier schon entfernt hatte, zu Paris aufsuchen, verhaften und in die Bastille führen.

Montgeron küßte den königlichen Verhaftsbefehl und folgte mit Freuden. Sein geheimer Wunsch war erfüllt; die Märtirerkrone errungen. Das Parlement aber sah die Sache von einer andern Seite an. Es fand sich durch die Verhaftung seines Mitgliedes in seinen heiligsten Rechten gekränkt und sandte eine feyerliche Deputation an den König, um eine Vorstellung gegen das Verfahren des Ministers zu überreichen. Sie foderten Schutz für ihre Vorrechte, welche sie mit den Pairs und Prinzen vom Geblüte gemeinschaftlich zu haben behaupteten.

Der König antwortete, ohne auf die Vorstellung Rücksicht zu nehmen, was ihm in den Mund gelegt war: er habe es so für gut befunden, Montgeron, für den Anfall auf seine Person, auch selbst zu bestrafen und werde es dem Parlemente anzeigen lassen, wenn er für nöthig erachten sollte, noch weiter etwas in dieser Angelegenheit zu verfügen.

Dieß bestand denn darin, daß Montgeron bald nachher aus der Bastille wieder ent-

lassen wurde; jedoch unter dem Bescheide: sich bis auf weitere Ordre, in ein namhaftes Kloster zu verfügen und sich alles Schreibens, über die Wunder des Paris, hinfüro gänzlich zu enthalten.

Das Parlement mußte sich bey dieser Verfügung beruhigen. Das Publikum besprach und vergaß diese Gewaltshandlung des Ministers, wie so manche vor ihr und nach ihr. Der Beweis der Wunder des Abbe Paris, war durch die Strenge gegen den Verfasser desselben zwar nicht entkräftet, wohl aber aufs neue erhärtet, wie vergebens es sey, den König wider seinen Minister einnehmen, die uneingeschränkte Gewalt dieses auf irgend eine Weise hemmen, oder sie in gesetzliche Schranken zurückweisen zu wollen.

Wenn man in allen den einzelnen Zügen, dieser Skizze der innern Verwaltung des Kardinals, eine despotische Verfahrensart eben so wenig, als unbeschränkte und auf das festeste gesicherte Minister-Gewalt verkennen kann; so muß man doch auch gestehen, daß er diesen Despotismus, im Ganzen genommen, und gegen

das Verfahren anderer vor und nach ihm in seinen Verhältnissen gehalten, immer noch mit ziemlicher Mäßigung und seinem in der That milden und leutseligen Charakter gemäß, zur Ausübung brachte; ihn auch für den Staat selbst, in manchem Betrachte, wohlthätig zu machen wußte. Manche Einrichtungen und Stiftungen, für einzelne Theile der Verwaltung, selbst für Künste und Wissenschaften wurden dem Staate wesentlich nützlich und verdienen daher eine ehrenvolle Erwähnung bey der Nachwelt.

Wenn er sich auch den Vorwurf und wohl nicht ganz mit Unrecht zuzog, daß er die Seemacht vernachläßige; so darf doch deshalb nicht übersehn werden, was er für die Verbesserung der Landmacht that. Er erkannte, daß Tapferkeit ohne Kenntniß nicht mehr hinreichte und begründete eine Unterrichts-Anstalt, für künftige Krieger.

Um durch Belohnungen den Trieb zu Auszeichnungen noch sicherer zu wecken, legte er dem Ludewigsorden (für das militairische Verdienst) ein jährliches Einkommen von siebenzigtausend Liv. bey.

Zur Beförderung des Handels richtete er ein Commerz-Collegium ein, das in des Königs Gegenwart seine Sitzungen halten mußte; und ließ in der Picardie einen Kanal graben.

Um die Wissenschaften erwarb er sich unter andern auch das Verdienst, die königliche Bibliothek mit zehntausend morgenländischen Handschriften vermehrt zu haben. Ueberdieß ließ er zu zwey verschiedenen Malen (1733. und 36.) in Süden und Norden, astronomische Messungen vornehmen, um die eigentliche Gestalt der Erde kennen zu lernen; eine Unternehmung, deren Nutzen nicht allein für die Wissenschaft, sondern auch für Schiffahrt und Handel am Tage liegt.

Waren auch die Mittel, welche er zur Verbesserung der Finanzen anwandte, nicht ganz zweckmäßig und hinreichend; so blieben sie doch auch nicht ohne allen Nutzen. Was auch von seinen Tadlern und Feinden dagegen vorgebracht worden ist; so kann doch nicht geleugnet werden, daß unter seiner Administration die Kraft und der Wohlstand des Landes zunahm und Gewerbe und Industrie lebhafter wurden.

Ruhe und Friede waren es freylich hauptsächlich, wodurch diese wohlthätige Wirkung hervorgebracht wurde. Allein diese waren ebenfalls nicht zuverkennende, eigenthümliche, längst bemerkte vorzügliche Auszeichnungen seiner Administration. Friede, Eintracht und Harmonie in allen auswärtigen Verhältnissen herzustellen und zu erhalten; — dahin ging, von dem Anfange seiner Minister-Allgewalt, sein unabläßiges, emsigstes Bestreben. Sey es auch, daß hier ebenfalls seine Eitelkeit mit einwirkte, daß er sich wohlgefiel in der Vorstellung: er werde nicht nur sein Vaterland, sondern ganz Europa beglücken; von ihm, an der Spitze der Regierungen aller Staaten, aus dem Zentralpunkt aller Gewalten würde diese wohlthätige Wirkung, und mit ihr sein Ruhm, sich über ganz Europa verbreiten; so hatte es doch immer für alle diese Saaten eine unverkennbar wohlthätige Wirkung und würde sie noch mehr gehabt haben, wenn er der Ausführung seines Entwurfs, zu einer allgemeinen Verbindung der mächtigsten Europäischen Staaten, noch näher gekommen wäre.

Freylich verdient auch hier die gute Absicht eine höhere Schätzung, als die Kraft, sie zu erreichen. Wenn auch hier die Eitelkeit seinen Blick etwas geblendet hatte, wenn er glaubte, große, unermeßliche Zwecke durch kleine, unverhältnißmäßige Mittel erreichen zu können und darüber zuletzt von seinem Zwecke abgeleitet und in den Strudel der allgemeinen Verwirrung fortgerissen, seinem Zweck selbst ganz aus dem Gesichte verlohr; so muß man doch zugestehn, daß er vom Anfange an und so lange es die Umstände erlaubten, planmäßig verfuhr, und in seinen Verhandlungen, wenn auch nicht den großen Kopf, doch den klugen und geübten Minister, wie den mäßigen und friedliebenden Staatsmann zu allen Zeiten bewährte. Ein Ueberblick seiner ganzen Administration, aus diesem Gesichtspunkte, wird, wie wir uns überzeugt halten, hinlänglich seyn, um diese Bemerkung zu bestätigen.

Als er seine Administration antrat, war Frankreich mit England, bereits seit der Regentschaft, eng verbunden. Fleuri war geneigt, diese enge Verbindung zu erhalten, denn er war dem englischen Gesandten, Ritter Walpole,

persönlich geneigt. Dieser hatte sich um seine Gunst beworben, da er noch weit von dem Ziele entfernt war, an dem er itzt stand, und benutzte den damals erhaltenen Vortheil, mit vieler Geschicklichkeit, um sich einen dauernden Einfluß, auf die Maasregeln des Kardinals, in Betreff der äußern Angelegenheiten, zu erwerben.

Spanien war damals, man weiß durch welche Veranlassung, wie es schien, unversöhnlich gegen die französische Regierung erbittert. Eine Leidenschaft überwältigt und unterdrückt immer die andere. Um sich zu rächen, hatte die Königin ihre Abneigung und ihr Mistrauen gegen Oestreich überwunden und durch beträchtliche, bis dahin ihr unmöglich geschienene Aufopferungen, den Wiener Vertrag zu Stande gebracht.

Diese Verbindung und die Vortheile, welche Oestreich dadurch erhielt (besonders die Bewilligung eines neuen Handels-Etablissements zu Ostende) beunruhigten die Seemächte und Frankreich. Eine Folge davon war der Vertrag von Hannover (1725.); in welchen sich Frankreich, die Seemächte, Dänemark und Schweden, zum gegenseitigen Beystande vereinigten.

Dagegen wurde nun wieder das Wiener Bündniß, durch die Aufnahme Rußlands, verstärkt. Die Ungewitter standen eine Zeitlang drohend gegen einander, und rückten dann auf verschiedenen Seiten einander näher. Einige Blitze fuhren aus dem furchtbaren Gewölke; zündeten, aber griffen nicht um sich. Englands Flotten kreuzten in der Ostsee und an den Küsten von Spanien und Amerika. Spanien zog, an den Küsten von Biscaja und Gallicien, ein Heer zusammen, um, wie man glaubte, den Prätendenten, das stete Schreckenbild der Besitzer des Großbritannischen Throns, in wirksame Bewegung zu setzen. Auf der andern Seite begann es wirklich den Krieg, durch die Belagerung Gibraltars. In den Amerikanischen Gewässern war es ebenfalls schon zu einigen Thätlichkeiten gekommen.

Allein Frankreich und Oestreich wünschten den Krieg nicht. Die Unterstützung der Bundesgenossen zögerte; der Krieg griff daher noch nicht weiter um sich, wiewohl man täglich einen allgemeinen Ausbruch desselben erwartete.

Die Entsetzung des Herzogs von Bourbon änderte wesentlich das Verhältniß, zwischen Spanien und Frankreich. Sie konnte als eine Genugthuung, für die durch ihn jener Krone zugefügten Beleidigung, angesehn, und zu einer Grundlage einer Aussöhnung werden.

Diese zu bewirken war denn auch eine der ersten und emsigsten Beschäftigungen des Kardinals, sobald er an die Spitze der Staatsgeschäfte getreten war. Er knüpfte eine Unterhandlung an, welche, durch das gegenseitige Bedürfniß des Friedens unterstützt, bald eine günstige Wendung nahm. Fleuri suchte nun nicht blos den Frieden für Frankreich; er betrachtete sich nach und nach, als den Friedensstifter für ganz Europa. Auch brachte er es bald dahin, daß sein Kabinet der Mittelpunkt aller Unterhandlungen wurde.

Der Herzog von Richelieu, französischer Gesandte in Wien, gewann den päbstlichen Nuncius, Grimaldi, und dieser benutzte seinen Einfluß in das kaiserliche Kabinet, um eine gegenseitige Annäherung zu bewirken. Hauptsächlich durch seinen Betrieb wurden (den 31. May

1727.) die Wiener Präliminarien unterzeichnet, und, nach dem Vorschlage Fleuris, ein Congreß zu Soissons angesetzt; um auf demselben alle gegenseitigen Beschwerden und Mishelligkeiten völlig beyzulegen.

Nie hatte der Kardinal seine Eitelkeit so geschmeichelt gefunden, als da er auf diesem Congresse die Gesandten der angesehensten europäischen Mächte um sich versammlet, sich als den Friedensstifter und Schiedsrichter unter ihnen erblickte. Allein diese angenehme Täuschung währte nicht lange. Die meisten europäischen Mächte hatten keine Lust zum Kriege; aber auch keine Lust, von dem Kardinal Fleuri sich die Friedens- und Vereins-Bedingungen vorschreiben zu lassen. Die Unterhandlungen gingen sehr langsam fort und schienen endlich in gänzliche Unthätigkeit zurück zu sinken. Der Congreß wurde immer nicht beendet; aber auch nicht eigentlich fortgesetzt. Die Gesandten gaben sich gegenseitig Gastmähler und Lustbarkeiten; bey alle dem aber zeigte sich keine gegenseitige Annäherung; also war auch keine allgemeine Vereinigung zu erwarten.

Der Kardinal sah endlich ein, daß er diese Lieblingsidee, für jetzt wenigstens, bey Seite setzen müsse und begann nun geheime Separatunterhandlungen, mit den Seemächten und Spanien; um wenigstens diese mit Frankreich auf eine vortheilhafte und sichere Weise zu verbinden. Der Hauptgegenstand der Unterhandlungen war noch immer, die Versorgung der spanischen Prinzen in Italien. In dem Vertrage (1728.) zu Sevilla wurde dieselbe der Königin von Spanien zugesichert, Spanien also wieder von Oestreich losgerissen; welches freylich wenig Neigung gezeigt hatte, die in dem Wiener Vertrage übernommenen Verbindlichkeiten zu erfüllen.

Der Kaiser hielt nun den Wiener Vertrag für gänzlich aufgehoben, bestimmte seine Tochter, die durch jenen Vertrag dem spanischen Infanten, Don Karlos, versprochen war, dem Herzoge von Lothringen und traf Veranstaltungen, um Neapel und Mailand, für die er, bey der Bekanntschaft mit den Absichten der Königin von Spanien, von dem neuen Bündnisse mit Recht fürchtete, gegen feindliche Angriffe zu sichern.

Hierüber ereiferte sich wieder die Königin von Spanien und ließ neue Rüstungen beginnen. Ihre Absicht war, den Kaiser anzugreifen und Parma und Toskana, noch bey Lebzeiten ihrer Regenten, gewissermaßen in Besitz zu nehmen. Sie rechnete dabey auf den Beystand ihrer neuen Bundesgenossen; besonders auf England, welches sich zu der Besatzung von Toskana und Parma anheischig gemacht hatte. Der Congreß von Soisson ging nun, nachdem er funfzehn Monathe gedauert, auseinander; ganz Europa erwartete den Ausbruch eines neuen Krieges.

Allein die englische Nation bezeigte sich unzufrieden mit dem Vertrage von Sevilla. Fleuri, seiner Neigung zum Frieden gemäß, verzögerte die Erfüllung, der für Frankreich, in dem Sevillier-Vertrage übernommenen Verbindlichkeit; der Großherzog von Toskana nahm Oestreichsche Besatzung in seine Staaten. Eben so besetzte der Kaiser Parma und Piacenza; dessen bisheriger Beherrscher gestorben war.

Unter diesen Umständen hielt der englische Minister es nicht für rathsam, die Absichten der Königin von Spanien öffentlich zu unterstützen.

Statt

Statt dessen wählte er den Weg einer geheimen Negotiation; deren Resultat der zweyte Wiener Vertrag (1731.) war; in welchem England die pragmatische Sanktion Karls des Sechsten garantirte, und von ihm die Annahme des Vertrags von Sevilla erhielt. In Folge derselben machte dieser sich zu der Aufhebung der Ostender Handelsgesellschaft anheischig; genehmigte die Nachfolge eines spanischen Prinzen in Toskana und Parma; jedoch ohne vorläufige Besitznehmung; und näherte sich auf diese Weise Spanien wieder eben so als England.

Dieser Vertrag war zu Stande gekommen, ohne daß Fleuri dabey um Rath gefragt, ja selbst ohne, daß er etwas davon geahnet hatte. So weit war er also itzt von seiner allgemeinen Direktion der Europäischen Angelegenheiten zurückgekommen, daß er sich von seinen engsten Alliirten verlassen, hintergangen sah. Er machte seinem alten Freund und Verehrer Walpole Vorwürfe darüber, und mußte von ihm Vorwürfe, über seine Unentschlossenheit und übertriebene Sparsamkeit hören. So lößte sich das bis dahin so lange und so enge geknüpfte Band zwischen

England und Frankreich. Mit Spanien wollte auch kein eigentlich vertrautes Verhältniß gedeihen und mit Oestreich blieb es, wie es gewesen war.

Der Herzog von Toskana hatte indessen, auf Vermittlung des Kaisers den spanischen Infanten, Don Karlos, zu seinem Nachfolger erklärt. Eine vereinigte englische und spanische Flotte führte ihn und eine Anzahl Spanischer Truppen nach Italien über. Nach dem bestehenden Vertrage sollte er, während seiner Unmündigkeit, am Toskanischen Hofe leben und die Regierung von Parma und Piazenca von den Großherzog vormundschaftlich, bis zu seiner Volljährigkeit, geführt werden.

Auf diese Weise schienen nun die egoistischen Begehrungen der Herrscher — endlich befriedigt, Ruhe und Zufriedenheit endlich einmal wieder hergestellt zu seyn. Allein bey der ungenügsamen Elisabeth Farnese war durch die endliche Ausführung eines Theils des großen Plans, den sie und Alberoni entworfen und unabläßig bisher bearbeitet hatte, der Wunsch nach der Aus-

führung des Ganzen nur noch lebhafter geworden. Unablässig hatte sie daher die Erwerbung des Königreichs Neapel für ihren Lieblingssohn vor Augen; und wünschte nichts sehnlicher, als zu diesem Zwecke je ehr je lieber die Waffen mit Nachdruck wieder ergreifen zu können. Deshalb unterhielt sie fortwährend eine beträchtliche Armee in Bereitschaft und suchte nach und nach die spanischen Truppen in Italien unter allerley Vorwande zu vermehren.

Dem Kaiser entging dieß nicht; er argwohnte geheimen Absichten, wenn auch nicht die, welche dabey in der That zum Grunde lagen. Hieraus entstanden neue gegenseitige Beschwerden und Mishelligkeiten. Der Kaiser erließ nachdrückliche Reskripte, an seinen Lehnsträger, den Herzog von Parma, Don Karlos zur Entfernung der Vertragswidrigen Anzahl fremder Truppen. Dadurch wurde wieder der Stolz der Mutter dieses Prinzen gereizt, sie in ihrem Vorsatze durch die Akquisition Neapels, so wohl um den Kaiser zu dehmüthigen, als den Spanischen Infanten von der Oestreichschen Oberlehnsherrschaft unabhängig zu machen, bestärkt.

Indessen hatte Fleuri, mißmüthig darüber, daß er von England verlassen war und beynah ganz isolirt stand, theils um sich einen Verbündeten zu verschaffen, theils um sich an England zu rächen, theils um Oestreich, dem er abgeneigt war, zu verkleinern, geheime Unterhandlungen mit der Königin von Spanien, zu einer engen Vereinigung eröffnet. Er versprach ihr eine nachdrückliche Unterstützung ihrer Absichten in Italien und fand eine gute Aufnahme seiner Anträge.

Die Königin hatte wenig Vertrauen, noch weniger Gewogenheit für den Kardinal. Seine bedächtige, zögernde, friedliche Politik harmonirte zu wenig mit ihrem rastlosen, ungenügsamen Ehrgeitze, mit ihrer raschen, kühnen Verfahrens-Art. Ungern ließ sie sich daher mit ihm ein; allein sie bedurfte Unterstützung und konnte dieselbe nur von ihm erwarten. Ihrem Charakter gemäß legte sie ihm Plane über Plane vor; die alle freylich darinn übereinstimmten, so schnell als möglich, mit den Waffen in der Hand, sich Neapels und Siciliens zu bemächtigen.

Der Kardinal wünschte, ebenfalls seinem Charakter gemäß, weder den Krieg, noch war er geneigt, Plane auszuführen, die er nicht entworfen hatte. Er begann daher aufs Neue zu temporisiren, machte Schwierigkeiten, that andere Vorschläge und würde vielleicht die Geduld der Königin sehr bald ermüdet haben, wenn sich nicht ein Umstand ereignet hätte, der ihn, wider seinen Willen, seinem friedlichen Systeme untreu machte und ihn in einen Krieg mit dem Kaiser verwickelte, welchen die Königin von Spanien zur Erreichung ihrer Absichten zu benutzen, nicht versäumte.

August der Zweyte, König von Polen, war (im Anfange des Jahrs 1733) gestorben. Bekanntlich war er, gleich im Anfange seiner Regierung, von Karl dem Zwölften, Könige von Schweden, verdrängt und Stanislaus Leszinski an seiner Stelle eingesetzt worden. Diesen hatte er, oder vielmehr Rußland, in der Folge wieder zur Entsagung des Throns gezwungen, und veranlaßt in Frankreich Schutz zu suchen. Hier lebte er als ein Flüchtling, durch die Gnade und unter dem Schutze des Königs; bis eine nähere Verbindung

ihm auch nähere Rechte auf die Unterstützung desselben gaben; welche zu benutzen die erwähnte Thronentledigung eine allerdings wichtige Veranlassung gewährte.

Eine zahlreiche Parthey, besonders die alten Krieger am Hofe Ludwigs des Funfzehnten erklärten: die Pflicht des Königs gegen seinen Schwiegervater und die Ehre der Krone Frankreichs, erfodere es, daß sich der Minister itzt nachdrücklich für Stanislaus verwende. Mit ihnen in Verbindung wirkte Chauvelin, der eine merkliche Auszeichnung im Vertrauen des Kardinals genoß und die Unterhandlungen mit Spanien führte. Er war mit jenen der Meinung daß, selbst mit den Waffen in der Hand, dem Vater der Königin der Weg zu dem polnischen Throne gebahnt werden müsse.

In der Raths-Versammlung, welche deshalb gehalten wurde, waren durch seinen Betrieb, für diese Meinung die meisten Stimmen. Allein der Kardinal erklärte sich gerade zu dagegen; folglich flog die Schale mit den Stimmen aller übrigen Minister in die Höh. Die Abneigung Fleuris ließ, wie es schien, für die Un-

terstützung des unglücklichen Stanislaus weiter nichts hoffen; wiewohl nur eine Stimme drüber war, daß er zu den wenigen, des Thrones vorzüglich würdigen Königen gehöre; auch die polnische Nation, der Mehrheit nach, dieß erkannte und ihn wieder auf dem Throne zu sehn wünschte.

Allein diese Gründe kamen bey dem Kardinale nicht in Betracht. Es waren ganz andere, welche ihn zum Gegentheile bestimmten. Er liebte und achtete die Königin nicht; er fürchtete ihren Einfluß durch die Wiedereinsetzung ihres Vaters zu vermehren, er scheute die Unkosten, welche seine Wahl erfodern würde; er scheute den Krieg, welcher davon untrennbar zu seyn schien.

Stanislaus war nicht der einzige Bewerber um die polnische Krone. Der Sohn des verstorbenen Königs, August, Kurfürst von Sachsen, trat unter dem Schutze Rußlands und Oestreichs gegen ihn auf.

Unter diesen bildete sich schnell ein förmliches Bündniß, mit welchem sich noch Preussen vereinigte, um die Wahl des polnischen Reichstags auf ihren Schützling zu lenken. Wenn die Na-

tionalstimme grösseſtentheils für Stanislaus war, so konnte sie sich doch nur hörbar machen, dafern sie frey stimmen konnte; und sie konnte nur frey stimmen, dafern beyde Mitwerber gleich kräftig von aussen unterstützt waren.

Die Polen selbst wünschten daher, daß der König von Frankreich sich seines Schwiegervaters kräftig annehmen möge, und ließen diese Wünsche zum Theil, durch den französischen Gesandten in Warschau an den Kardinal gelangen. Allein er blieb unbeweglich; wenigstens unentschlossen. Die Parthey am französischen Hofe, welche den Krieg wünschte, wandte sich nun an die Königin und an den König selbst. Die Königin fürchtete den Kardinal und antwortete gottesfürchtig: nur vom Himmel, nicht von der Politik der Erdenmächte erwarte sie die Entscheidung, über das Schicksal ihres Vaters; und der König, eben so gleichgültig gegen diese, wie jede andere wichtige Staatsangelegenheit, überließ diese, wie alles übrige, dem Minister; und der Minister erklärte sich abgeneigter als vorher.

Indessen wurden auch von Spanien aus Anträge gemacht, diesen Zeitpunkt zur Ausführung

des längst entworfenen Plans zu benutzen. Fleuri hatte die Erfüllung seiner dahin übernommenen Verbindlichkeit auf einen günstigen Zeitpunkt verschoben; er konnte nicht leugnen, daß ein solcher itzt vorhanden sey. Die Rüstungen des Kaisers, zur Unterstützung des Kurfürsten von Sachsen mußten denn doch auch die Bedenklichkeit des Kardinals erregen. Die Auffoderungen aus Polen wurden immer dringender; das Geschrey am Hofe und in der Hauptstadt immer lauter. Die französische Nation, die ehmals bekanntlich ihre Könige eben so sehr liebte, als sie itzt dieselben haßt, und der die Ehre weit über ihr wahres Wohl ging, fand es höchst anstößig, daß der Kardinal für den Vater der Königin keinen Krieg führen wolle und — über das unerhörte und unverzeihliche Minister-Vergehn! — die Ehre der Nation in Gefahr setze, um ihre Wohlfahrt zu sichern. Fleuri von allen Seiten gedrängt, von dem Unwillen der Nation geschreckt, von dem Urtheile der Welt, — vorzüglich aber von seiner Abneigung gegen Oestreich und seiner Begierde, die Macht und das Ansehn desselben zu demüthigen, bestimmt, entschloß sich endlich zu

thätigen Maasregeln und ließ erklären: daß der König entschlossen sey, den Vater seiner Gemahlin, auf den Thron zu setzen; auf welchen ihn die Nation aus freyer Wahl zu rufen bereit sey.

Nun wurde Geld nach Polen gesandt, um diese freye Wahl, durch Bestechung zu sichern. Es wurden Rüstungen begonnen, um, durch einen Krieg in Italien und Deutschland, den König von Polen auf den Thron zu setzen, den ihn seine Nation zu besteigen auffoderte. Durch die Versprechung Mayland, das erst erobert werden sollte, dem Könige von Sardinien einzuräumen, wurde dieser zur Verbindung mit dem Hause Bourbon bewogen; ein Operationsplan mit Spanien verabredet und die Abreise des Königs Stanislaus, zur Wahl nach Polen, beschlossen und veranstaltet.

Doch auch nach diesem Entschlusse entging der allzu behutsame Kardinal der Beurtheilung und dem Tadel nicht. Die Art, wie er den Prinz, den der König von Frankreich, mit seiner ganzen Macht auf den Thron zu setzen, erklärt hatte, die Reise zu seiner Wahl machen ließ, fand man schon damals der Würde eines so

großen und mächtigen Monarchen auf keine Weise angemessen. Man glaubte darin schon einen Beweis zu finden: daß es dem Kardinal noch immer kein rechter Ernst mit dem Entschlusse sey, Stanislaus mit Nachdruck zu unterstützen, und daß er dem Vater die Geringschätzung empfinden lassen wolle, welche er gegen die Tochter hege.

Die allgemeine Stimme der Franzosen, wie der Polen, verlangte, daß Stanislaus an der Spitze einer wohlausgerüsteten französischen Armee zur Wahl abreisen müsse; und daß er nur auf diese Weise würdig und wirksam erscheinen könne. Schon standen Oestreichische, Preußische und Russische Armeen bereit, um die Wahl zu beobachten und jeden anderweitigen Einfluß zu verhindern. Nur ein verhältnißmäßiges Heer konnte Stanislaus den Weg durch jene Armeen hin bahnen und seiner Gegenwart Ansehn und Wirksamkeit verschaffen.

Fleuri dachte nicht so. Er stimmte für die Reise des Königs nach Polen; allein er wollte den König in der That nicht kräftig unterstüzzen oder er glaubte: es sey hinlänglich, wenn er dort ankomme, sich zeige und gewählt werde.

Stanislaus mußte sich dazu verstehen, verkleidet eine beschwerliche und gefahrvolle Reise, ohne Gefolge und Bedeckung, zu wagen.

Dem Entwurfe des Kardinals zufolge reiste er von Meudon, seinem Aufenthaltsorte, in seinem Charakter, als König Stanislaus, mit seinem Gefolge öffentlich ab, zunächst nach Berny. Hier nahm der Marquis von Thianges, der ihm sehr ähnlich sah, seinen Namen, seine Kleidung und übriges königliches Kostum an und setzte öffentlich mit einem zwar verminderten, aber doch immer noch königlichen Gefolge, seine Reise nach Bretagne fort; um sich von hieraus zu Schiffe zu begeben. In Frankreich, Polen und ganz Europa hieß es: König Stanislaus sey im Begriff, auf einer französischen Flotte nach Danzig zu gehn.

Während dieß Gerücht durch Europa lief, eilte Stanislaus, mit einem Vertrauten verkleidet und ohne alles Gefolge durch Deutschland nach Polen. Sein Vertrauter galt für einen französischen Kaufmann; er für seinen Buchhalter. Glücklich und unerkannt kamen sie auf diese Weise nach Frankfurth an der Oder, wo

der Neffe des französischen Gesandten in Warschau, Marquis von Monty ihrer wartete. Sie galten hier ebenfalls für Kaufleute, die für den Gesandten in Frankreich eingekauft hatten und auf der Rückreise begriffen waren.

Unter diesem Vorgeben hatte der Marquis von Monty sich schon vor ihrer Ankunft nach ihnen erkundigt; unter diesem Vorgeben nahm er sie in seine Wohnung und da sie sich für zu ermüdet angaben, um in ihrem unbequemen Wagen die Reise sogleich fortsetzen zu können, auch in seinen Wagen auf.

In dieser Begleitung langten sie (am 8. Sept. 1733.) glücklich in Warschau, in dem Hotel des französischen Gesandten an. Hier hielt sich der König bis zu dem Wahltage verborgen. Dem Fürst Primas, der für sein Interesse gewonnen war, machte der Gesandte seine Ankunft und seinen Aufenthalt bekannt und dieser zeigte einige Tage vor der feyerlichen Wahl öffentlich an: daß ihm ein Kourier die Nachricht gebracht habe, der König sey in Danzig gelandet.

Am zweyten Wahltage, da am ersten bereits eine beträchtliche Stimmenmehrheit für ihn ent-

schieden hatte, erschien er, als so eben angelangt, in der Reichstagsversammlung. Hundert tausend Stimmen riefen ihn itzt als König aus; ein enthusiastischer Jubel bewillkommte ihn, auf dem Throne. Königspracht und Hoheit umgaben ihn; der Adel, die Hauptstadt feyerte seine Huldigung mit den glänzendsten Festen. Es schien in den ersten Tagen wirklich, als fühlte sich die Nation von einem längst verlohrnen Selbstgefühle, dem Bewusstseyn einer Selbstständigkeit und Kraft aufs Neue durchdrungen; als fühlte sie Entschluß und Muth genug, ihn, selbst gegen die erbittertsten und übermächtigsten Angriffe, zu vertheidigen.

Allein wie bald verschwand dieses nichtige Luftgebäude. Zu eben der Zeit, da sich der bey weiten größeste Theil des Adels, oder welches damals gleichbedeutend war, der Nation, an den wiedergebohrnen König drängte, bildete sich desto unbemerkter eine kleinere, aber wirksame Parthey gegen ihn, und für den Kurfürsten von Sachsen. Einige der angesehnsten und einflußreichsten Männer verließen Polen; um desto sicherer unter dem Schutze der Alliirten, ihre

Wirksamkeit gegen Stanislaus zu richten. Die vereinigten Mächte waren sehr erbittert darüber, durch Stanislaus auf diese Weise hintergangen zu seyn. Ueberdieß erwartete der Kaiser von der Wahl Augusts mehr Sicherheit, für die pragmatische Sanktion und Rußland war Stanislaus, als einem ehmaligen Günstlinge Schwedens, noch immer persönlich abgeneigt. Mit vereinigter Kraft, besonders aber durch die Waffengewalt Rußlands, vernichteten sie die Wahl Stanislaus, vermittelst einer zweyten, des Kurfürsten von Sachsen. Der Enthusiasmus und Muth der Nation sank in sein Nichts zurück. Stanislaus sah sich verlassen und genöthigt von Warschau im Geheim zu entweichen, und seine Zuflucht in Danzig zu suchen.

Hier belagerte ihn eine russische Armee. Die Einwohner vertheidigten ihn und sich, mit Muth und Ausharren. Sie hofften von Tage zu Tage auf die längst versprochene französische Unterstützung.

Ganz Europa sah auf den Kardinal Fleuri. Stanislaus und seine Freunde erwarteten: er würde itzt wenigstens hinlänglich für ihre Si-

cherheit sorgen; da er so wenig für seine Erhebung gethan hatte. Die Belagerung wurde von dem Grafen Münnich mit Nachdruck fortgesetzt; von den Einwohnern der Stadt mit unglaublicher Standhaftigkeit und Ergebenheit — in Hoffnung auf die zu erwartende Hülfe — ausgehalten. Endlich erschienen französische Schiffe und mit ihnen — funfzehnhundert Mann; zeigten sich vor dem Hafen und segelten dann, durch die russische Uebermacht geschreckt, nach Dänemark. Dieß war alles was die Kargheit und Gleichgültigkeit des Kardinals, gegen das Schicksal des unglücklichen Königs und der Stadt, die ihn mit Aufopferung ihrer selbst schützte, ihm für ihn und sie zu thun erlaubte.

Dieses seltsame Verfahren erregte allgemeinen Unwillen in ganz Europa, vornehmlich aber bey den Franzosen selbst. Der Graf von Plelo, französischer Gesandter, am Hofe zu Kopenhagen, enthusiastisch, für den König Stanislaus und die Ehre der französischen Nation, vermehrte die funfzehnhundert Mann starke französische Hülfsarmee mit hundert Freywilligen und führte sie nach Danzig zurück. „Ich wer-

„werde umkommen," schrieb er an den Minister: „nehmen Sie sich meiner Frau und Kinder an." Mit diesem heldenmüthigen Entschlusse bahnte er seiner kleinen Schaar den Weg, durch den Feind, in die Stadt; — sank dann an ihrer Spitze nieder und starb, bewundert und beklagt, an seinen zahlreichen Wunden.

Was vermogte eine Unterstützung von funfzehnhundert Mann gegen eine Belagerungsarmee von sechzigtausend! Verwüstung und Hunger bedrängten die tapferen aber verlaßnen Bürger täglich mehr. König Stanislaus, von dem Schicksale der Stadt und der Anhänglichkeit und Standhaftigkeit der Einwohner auf gleiche Weise gerührt, faßte den edelmüthigen Entschluß, sich ehr selbst aufzuopfern, als die unglückliche Stadt einem noch schauderhaftern endlichen Schicksale, der Wuth des Eroberes, preiß zu geben. In einer zerlumpten Bauerkleidung entfernte er sich heimlich aus der Stadt und kam, unter dem steten Kampfe mit tausendfachen Gefahren, unerkannt durch die Belagerungsarmee, durch die Gegend umher, bis nach Marienburg in Preussen. Danzig ging darauf auf Kapitulation an die Russen

über. Eine Hauptbedingung war, die Auslieferung der französischen Truppen, des Primas von Polen und anderer der angesehnsten Partheygänger des Stanislaus. So allgemein die Theilnehmung war, welche die unglückliche Wendung des Schicksals Stanislaus erregte; so wenig Eindruck schien sie auf den Kardinal zu machen. Man nahm dieß für eine Bestätigung des Argwohns, das ihm an einem glücklichen Erfolge sehr wenig gelegen sey. Seine Aufmerksamkeit war nach Italien und Deutschland gerichtet; wo indessen der Krieg gegen Oestreich angefangen und mit mehr Glück, aber freylich auch mit mehr Anstrengung geführt war.

In Italien hatten Spanien und Sardinien, unter sehr unbedeutenden Vorwänden, Oestreich ebenfalls den Krieg erklärt und ihn, in Gemeinschaft mit Frankreich, nachdrücklich begonnen. Der König von Sardinien und der alte Marschall von Villars standen hier an der Spitze der Armee.

Gleich im ersten Feldzuge bemächtigten sich die Verbündeten beynah ganz Maylands und in dem folgenden zog der spanische Prinz Don

Karlos siegreich in Neapel ein. Mehrere Menschenmörderische Schlachten wurden hintereinander geliefert und von den Verbündeten gewonnen. Freylich mußten auch sie die Siege theuer genug erkaufen. Allein, wann hat man in Kriegen Menschenleben berechnet; besonders wenn Siege damit zu erkaufen waren?

Ueberall war das Glück von den Oestreichschen Heeren gewichen. Auch waren sie der Uebermacht nicht gewachsen. Selbst deutsche Tapferkeit vermogte hier nichts, als Siege erschweren und endlich das Schlachtfeld, mit Blutströmen der Sieger getränkt, zu verlassen.

Indem die Lombardey, Neapel und Sicilien in Italien verlohren gingen, war das Schicksal in Deutschland den Kaiserlichen nicht viel günstiger. Das deutsche Reich hatte Anfangs eine Neutralität zu behaupten gesucht; allein — wann hat das Haus Oestreich, das dem deutschen Reiche so oft seinen Kaiser Schutz aufrückt, ihm nur diese Wohlthat gestattet? Im zweyten Jahre des Kriegs war auch das deutsche Reich, troß seiner Abneigung, schon in einen Streit verwikkelt, der ihn auf keine Weise etwas anging und

wobey es nur verliehren konnte. Selbst Eugen vermogte die französische Uebermacht nicht zu hemmen. Der Herzog von Berwick drang in die schönsten Provinzen Deutschlands über den Rhein vor, bis er, bey der Belagerung von Philipsburg, das Ende seiner Siege und seines Lebens fand.

In dem folgenden Feldzuge (1735.) wurde weder in Deutschland, noch in Italien der Krieg mit der Lebhaftigkeit und dem Glücke für die Verbündeten fortgesetzt, als in den vorhergehenden. Die Sehnsucht nach Frieden fing bey dem Kardinal an sehr lebhaft zu werden; wie wohl er sie sorgfältig zu verbergen suchte. Der Krieg war für ihn ein unnatürlicher Zustand; in welchen er hineingezwungen war, den er also nicht lange ertragen konnte. Alle Siege vermogten ihn nicht von dem unbehaglichen Gefühle zu befreyen, in welchen ihn die Nothwendigkeit des großen Aufwandes und die stete Anspannung, welche die Anordnung und der Gang des Kriegs erfoderten und hervorbrachten, versetzten. Es war nicht ein großes, kräftiges Gefühl der Menschlichkeit, welches ihn gegen den Krieg einnahm; sondern

Gewöhnung und mehrere kleine egoistische Motive und Neigungen. Allein eben deshalb trachtete er um so mehr, sich von dieser Beschwerde zu befreyen.

Der Kaiser wünschte nicht minder sehnlich den Frieden. Der unglückliche Gang des Krieges und die Provinzen, welche er verlohren hatte, mußten seine Besorgniß für die Erhaltung seiner Erbstaaten, nach seinem Tode, beträchtlich vermehren. Er war geneigt, die Trennung einzelner zu verschmerzen, um eine gänzliche Auflösung zu verhüten.

Die Seemächte hatten dem Kriege zwar bisher ruhig zugesehn; allein sie waren, besonders bey den Eroberungen der Verbündeten in Italien, keineswegs gleichgültig geblieben. Es erregten dieselben Besorgnisse für die Aufhebung des Gleichgewichts der Staaten, für dessen Erhaltung sie schon so viel gethan hatten. England warf sich daher zum Friedensvermittler auf und legte einen Plan dazu vor. Allein der Kardinal verwarf ihn und zeigte überhaupt keine Geneigtheit zum Frieden. So sehr er ihn in der That wünschte, so sehr war er bemüht, diesen Wunsch

zu verbergen. Er wollte den Frieden geben, nicht annehmen. Auch dachte er auf einen Ersatz für die Kriegskosten, die er unmöglich so verschmerzen zu können glaubte.

Ein zweyter Friedens-Entwurf Englands hatte daher kein besseres Schicksal, als der erstere. Er selbst aber versuchte in Geheim, ohne Vermittler und ohne Zuziehung Spaniens, dessen Abneigung gegen den Frieden ihm bekannt war, Unterhandlungen mit dem Kaiser anzuknüpfen. Gleiche Wünsche und Gefühle des Bedürfnisses näherten beyde Theile einander bald. Die Präliminarien wurden unterzeichnet und nun der Friedens-Entwurf den übrigen Theilnehmern zum Beytritt und zur Unterzeichnung vorgelegt.

Nach diesem Entwurfe hatte Fleuri den eigentlichen Zweck des Kriegs völlig aus den Augen verlohren, oder wenigstens bey Seite gesetzt. Die Krone Polen wurde dem Kurfürsten von Sachsen bestätigt. Neapel und Sicilien blieben dem Don Karlos. Der König von Sardinien mußte sich mit Navarra und Tortona begnügen. Die Lombardey, Parma und Piacenza fiel an den Kaiser zurück; und Frankreich übernahm

die Garantie der pragmatischen Sanktion. Dem König Stanislaus fiel das Herzogthum Lothringen zu; — wenn der Herzog von Toskana würde gestorben und der Herzog von Lothringen ihm in Toskana gefolgt seyn. Das Ländlein Bar erhielt er für itzt abschälglich, als Ersatz für das Königreich, weshalb eigentlich der Krieg begonnen war. Doch war ihm auch, gleichsam um einen bleibenden Spott an das ganze Unternehmen zu heften, der Titel eines Königs von Polen vorbehalten.

Vielleicht hätte er sich ganz hiemit begnügen müssen, wenn nicht Fleuri die Vergrößerung Frankreichs dabey vor Augen gehabt hätte. In die Stelle Stanislaus mußte früh oder spät, seine Tochter als Erbin treten, Lothringen und Bar also an Frankreich kommen. Diese feine Spekulation hielt Fleuri für das Meisterstück seiner Politik.

Gleichwohl war mit dieser Friedens-Grundlage Niemand zufrieden, als der Kardinal, der sie entworfen und der Kaiser, der seinen eigentlichen Zweck erreicht hatte und die Garantie seiner pragmatischen Sanktion um keinen Preis zu theuer glaub-

te erkaufen zu können. Auch der König Stanislaus fügte sich, als wahrer Philosoph, in sein Schicksal und war froh, die Ruhe, wonach er sich längst sehnte, in diesem Vertrage sich gesichert zu sehn.

Desto unzufriedener darüber war die Königin von Spanien; ohnerachtet sie einen Haupttheil ihres Lieblingsplans, den Besitz Neapels und Siciliens für ihren geliebten Karlos, gesichert sah. Ihr Stolz empörte sich dagegen, daß sie sich von dem Kardinal, den sie ohnehin nicht achtete, sollte einen Frieden vorschreiben und mit einem Theile dessen, was sie ganz bereits in Besitze hatte, abfinden lassen. Auf das heftigste ließ sie ihren Unwillen gegen ihn aus und hielt den König lange ab, durch seine Unterschrift dem Frieden beyzutreten. Auf das lebhafteste sträubte sie sich dagegen, daß sie Toskana, Parma und Piacenza an Oestreich überlassen solle. Sie klagte den Kardinal laut an, daß die Würde und das Interesse der Krone Spaniens kompromittire und foderte England zur Unterstützung gegen ihn und zur Fortsetzung des Kriegs auf. Auch am französischen Hofe wand-

te sie alles, Auffoderungen, Drohungen, Intriguen an, um die Fortsetzung des Kriegs, mit oder wider die Bewilligung des Kardinals zu bewirken. Der Mann, welcher hier am meisten in ihr Interesse einging, weil es mit dem seinigen zusammentraf, war der Siegelbewahrer und Staatssekretair der auswärtigen Angelegenheiten, Chauvelin; mit dem sie deshalb einen geheimen Briefwechsel hatte eröffnen lassen.

Chauvelin hatte sich während des Kriegs bereichert und seinen Einfluß vermehrt und wünschte sich bey der Königin von Spanien in Gunst zu setzen; hoffte auch wohl eine beträchtliche Geldsumme von ihr zu ziehn, wenn es ihm gelänge, den Kardinal zur Fortsetzung des Krieges zu bestimmen.

In dieser Absicht hatte er sich sehr misbilligend über die Friedenspräliminarien, als dem Interesse des spanischen Hofs völlig zuwider gegen den Vertrauten der Königin, Potinho, geäussert und seine guten Dienste, zur Vernichtung derselben und Fortsetzung des Kriegs angetragen.

Im französischen Kabinette hatte er auch dahin bereits Anträge, wiewohl freylich aus einem andern Gesichtspunkte gemacht. Er hatte hier zu bedenken gegeben: ob nicht, wenn Don Karlos in dem Besitze Neapels und Siciliens bestätigt würde, der Kaiser veranlaßt werden könne, ihm eine seiner Töchter, und die übrigen italiänischen Staaten zur Mitgift zu geben, also das spanische Haus auf eine bedenkliche Weise zu vergrößern.

Die Parthey, welche die Fortsetzung des Kriegs wünschte, fing dieß auf und unterstützte seinen Vortrag auf das nachdrücklichste. Allein der Kardinal blieb unbeweglich und Chauvelin, der fortfuhr, in Geheim gegen ihn zu arbeiten, verwickelte sich in seiner eigenen Intrigue. Diese Aeusserung wurde in Spanien bekannt und brachte ihn um das Vertrauen des Ministers und der Königin. Dem Kardinal wurde hinterbracht, daß der Siegelbewahrer mit dem Herzoge von Bourbon eine geheime Verbindung angeknüpft habe; um ihn auf den Fall des Todes oder Sturzes des Kardinals, wieder auf seine Stelle zu erheben und unter ihm all-

mächtig zu seyn. Diese Beschuldigung, welche man auch bis zu der Königin von Spanien gelangen ließ, mußte ihr denselben eben so verhaßt machen, als er dem Kardinal dadurch verdächtig wurde. Sie unterdrückte daher für itzt ihre Unzufriedenheit gegen diesen für das erste, weil man wünschen mußte, einen Mann frühzeitig genug außer Thätigkeit zu setzen, der für Spanien einst sehr gefährlich werden konnte. Sie erlaubte es daher, daß Potinho sich dem Kardinal wieder freundschaftlich näherte, daß er sich mit dem französischen Gesandten über Chauvelins Schicksal vereinigte und durch diesen dem Kardinal eine Eröffnung, von dem bisher geführten geheimen Briefwechsel, machen und die Belege dazu überreichen ließ.

Der Kardinal hatte schon einige Anzeige von dem zweydeutigen Betragen des Siegelbewahrers; trug aber Bedenken, ohne Beweise etwas gegen ihn zu unternehmen. Er hatte ihn längst beobachten lassen, auch selbst, jedoch freundschaftlich genug, zur Rede gesetzt; aber weder Beweise noch Geständnisse erhalten. Der Verdacht war durch sein Leugnen bey dem Kardinal

freylich nicht zerstreut. Ein aufmerksamer Beobachter, der zugleich sein erklärter und unversöhnlicher Feind war, folgte ihm überall. Dieser Beobachter war des Kardinals erster Kammerdiener und Günstling, Barjac. Chauvelin hatte tausend Versuche gemacht, diesen eisernen Mann zu gewinnen. Allein sie hatten ihn nur noch tiefer in seiner Achtung herabgesetzt. Er sagte es ihm einst, in Gegenwart des Kardinals, ins Gesicht, daß er ihn habe bestechen wollen und beobachtete und beurtheilte alle seine Handlungen, mit einer Aufmerksamkeit und schneidenden Strenge, die nicht ohne Eindruck auf die Gesinnungen des Kardinals gegen ihn bleiben konnte. Seine schamlose Bereicherungs-Bemühungen, während des Kriegs, seine höchst eigennützige Stellen-Besetzung — war Fleuri ebenfalls nicht unbekannt geblieben. Seine geheime Verbindung mit Spanien und dem Herzog von Bourbon hatte seinem Vertrauen und seiner Zuneigung gegen ihn den Todesstoß gegeben.

So ungern er sich zu auffallenden Schritten entschloß, so schien es doch unumgänglich nothwendig, diesen gefährlichen Mann ausser Thä-

tigkeit zu setzen. Sobald er also die Beweise gegen ihn in Händen hatte, beschloß er seinen Sturz. Lange hatte er überlegt, lange geschwankt, endlich mußte Hand angelegt werden, und nun zeigte er, wie gewöhnlich eben so viel Festigkeit, als vorher Behutsamkeit und Zögern.

Es war am 19. Febr. 1737. eine Stunde vor Tage, als der Graf von Maurepas, in Begleitung eines Mousquetairlieutenants, in dem Zimmer des Siegelbewahrers erschien, und ihm den königlichen Befehl überbrachte: ihm die Siegel zu überliefern und sich unverzüglich nach seinem Hause zu Groisbois zu begeben, um daselbst die Befehle des Königs zu erwarten.

Ohne die geringste Widersetzlichkeit, ohne Geräusch wurde der Befehl des Königs vollzogen. Der Kardinal fand, von itzt an, die Trennung des Siegelbewahrer-Amts, von dem Amte des Kanzlers nicht ferner für nöthig. Er ließ dem Kanzler Daguesseau durch den König die Siegel zurückgeben und das Vicekanzler-Patent von dem Parlamente ausstreichen. Dennoch schmeichelte sich Chauvelin mit der Hoffnung, daß seine Ungnade nur kurzdaurend und

von keinen ernsthafteren Folgen seyn werde. Er wünschte den Kardinal zu sprechen. Dieß wurde ihm verweigert. Dagegen schrieb der Kardinal einen Brief an ihn, den er in der Folge auch öffentlich bekannt machen ließ; in welchem er ihm jede Rechtfertigung, oder Entschuldigung nahm und zugleich sich, wie es schien, in den Augen des Publikums zu rechtfertigen suchte.

„Wenn Sie sich über die Ungnade des Kö„nigs beklagen wollen", schreibt er, „so werden „Sie doch auch erwegen, daß Sie sich dieselbe „selbst zugezogen haben."

„Der König beehrte Sie mit seinem Vertrauen „und Sie mißbrauchten es dergestalt, daß Sie „sogar den Maasregeln entgegen arbeiteten, wel„che Sr. Majestät zur Wiederherstellung des „Friedens in Europa und der Ruhe und Sicher„heit für Ihre Unterthanen genommen hatte."

„Sie wissen, mit welcher Offenheit ich be„ständig gegen Sie gehandelt habe; dennoch ha„ben Sie mich auf eine Art hintergangen, die „sich durch nichts rechtfertigen läßt. Erinnern „Sie sich, m. H. was ich Ihnen bey der ersten „Entdeckung gewisser Verständnisse sagte. Ich

„durfte von der Art, wie ich mit Ihnen dar„über redete, die Wirkung hoffen, daß Sie, „was geschehn war, durch Ihr nachfolgendes „Betragen wieder zu verbessern und vergessen zu „machen suchen würden.“

„Hätte ich indessen nur allein Ursach, mich „über Sie zu beklagen; so würde ich Ihnen we„niger Empfindlichkeit äussern. Allein Sie setz„ten die Wohlfahrt und Ruhe des Staats aufs „Spiel; und deßhalb konnte ich nicht länger „ruhig zusehn. Sie haben den König, m. H. „die Nation und sich selbst beleidigt. Dieß ist, „ich fühle es, eine harte Aeusserung; allein, lei„der! ist sie nur zu sehr in der Wahrheit ge„gründet.“

„Der König begnügt sich indessen damit, daß „er Sie von seiner Person entfernt; Ihr Ver„mögen läßt er unangetastet. Wie wenig Für„sten würden, bey so gerechten Ursachen zum „Unwillen, wie er handeln! Bewundern Sie die „Gnade des Königs, bereuen Sie Ihre Ver„gehungen und erkennen Sie das Glück, der Un„terthan eines so gnädigen und nachsichtsvollen „Königs zu seyn. Leben Sie wohl.“

Einige Tage darauf erhielt Chauvelin den Befehl, sich nach Bourgos zu begeben. Hier ließ ihn der Kardinal leben, wie es ihm gefiel und schien sich fürs erste nicht weiter um sein Thun und Beginnen zu bekümmern.

Chauvelin glaubte immer noch nicht an die Ewigkeit seiner Ungnade. Sein thätiger Geist kannte keine Ruhe, keine Zurückgezogenheit in sich selbst, keinen Genuß eines stillen, anspruchlosen Lebens, in Entfernung von der großen Welt, und Vergessenheit. In seinem Exile lebte er mit einem Geräusch und einer Pracht, die sehr wenig den verabschiedeten und unter der Ungnade seines erzürnten Monarchen seufzenden Minister ankündigte. Er suchte sich neue Verbindungen anzuknüpfen und ließ ohne Unterlaß Versuche machen, den Kardinal wieder zu versöhnen um — was freylich eine natürliche Folge von jenem war — wieder in den Besitz der Gnade des Königs zu gelangen.

Das Publikum glaubte, dieser Zeitpunkt könne nicht mehr fern seyn. Dennoch blieb alles, wie es war. Der Kardinal nahm gar keine Kenntniß weiter von ihm und bey allen Verbindun-

bindungen, die sich Chauvelin durch Gastfreyheit und Freygebigkeit, Intriguen und Großpralerey zu machen wußte, blieb es ihm doch unmöglich, einen Widersacher zu versöhnen; dessen Abneigung ihm mehr, als der Unwille des Kardinals im Wege stand. Barjac war sein Feind und blieb es, und ohne seine Unterstützung wagte es niemand, dem Kardinal zu Gunsten des verabschiedeten Ministers zu zureden.

Da dergleichen Begebenheiten unter Fleuris Administration so selten waren, so veranlaßte diese auch ein besonderes Aufsehn und eine sehr verschiedenartige Beurtheilung. Die meisten, die sich für feinere Beobachter hielten, bewunderten auch, besonders in dem Betragen des Kardinals, nach dem Sturze Chauvelins, seine Feinheit. Man glaubte, er habe diesen thätigen, intriguenvollen Mann gefürchtet, ihm nicht alle Hoffnung zur Rückkehr in seine Stelle genommen, um seine Thätigkeit nicht gerade zu gegen sich zu reitzen. Auch, sagte man, sey, bey dieser gelinden Behandlung, von ihm Rücksicht auf die Wünsche des spanischen Kabinets genommen worden; welches sich geäussert habe,

daß es die gänzliche Vernichtung Chauvelins nicht gern sehn werde.

Sey dem wie ihm wolle, uns schien sein Verhalten bey dieser Gelegenheit ein nicht unwichtiger Beytrag zu der Charakteristik seiner Minister-Gewalt; aber auch ganz in dem nun schon hinlänglich bezeichneten persönlichen Charakter des Kardinals und um so merkwürdiger zu seyn, wenn man erwegt, daß der Mann, der mit dieser Selbstbeherrschung, Mäßigkeit und Festigkeit handelte, ein Greis von drey und achtzig Jahren war.

Weniger Ursach zu dieser Bewunderung hatte man freylich in den noch übrigen Jahren seiner Administration. Mit jedem Jahre schien dieselbe mehr die Spuren des Alters und der Schwäche an sich zu tragen. Nach der Unterzeichnung des Wiener Definitiv-Friedenstraktats (den 18. Nov. 1738.) erfreute sich der Kardinal wieder in seinen äussern Verhältnissen des Friedens und der Krieg hatte nur dazu gedient, seinen Widerwillen gegen denselben bis zum Unüberwindlichen zu vermehren. Die innere Ruhe wurde indessen um diese Zeit fast stärker als

vorher, durch die Sekten-Streitigkeiten erschüttert. Der Kardinal Tencin wußte sich nach und nach mehr Einfluß auf den Kardinal Fleuri zu verschaffen und ihn zu einigen strengen Maasregeln gegen die Jansenisten zu verleiten; unter welchen sich das Verfahren gegen die Nonnen vom Berge Calvaria an Aergerlichkeit und Lächerlichkeit besonders auszeichnet.

Am Hofe fingen die Verhältnisse um diese Zeit an sich nach und nach wesentlich zu verändern.

Der König bekümmerte sich zwar fortwährend nicht um die Regierungsgeschäfte und dachte an nichts weniger, als daran: die Gewalt des Kardinals einzuschränken, oder gar sie ihm zu nehmen. Allein es war itzt eine erklärte Maitresse am Hofe; diese hatte ihren Anhang und dieser suchte durch sie Einfluß zu gewinnen.

Zwar hatte der Kardinal die Maitresse gewissermaßen selbst gewählt; diese dem Könige gegeben, da er den König nicht länger von dieser Unordnung zurück halten konnte. „Man lasse denn die Mailly kommen!“ sagte er mit seiner ge-

wöhnlichen Bedachtsamkeit und Ruhe, als man ihm die Nothwendigkeit, eine Wahl zu treffen, vorstellte.

Frau von Mailly war für sich selbst ohne Ansprüche des Ehrgeitzes und der Herrschsucht und der Kardinal hätte, für sein Verhältniß, keine glücklichere Wahl treffen können. Allein er mußte verhüten, daß sich andere ehrgeitzige und intrigante Menschen ihrer bemächtigten; und dieß hatte er versäumt, oder auf die Dauer nicht vermogt. Willenlose Geschöpfe, wie diese Maitresse, sind dessen, der ihnen Willen und Thätigkeit zu geben weiß. Auf diese Weise wurde dem Kardinal manches erschwert; was ihm seine zunehmende Schwäche freylich wohl immer mehr noch, als es in der That war, empfinden und argwohnen ließ.

Dieß scheint allerdings der Zeitpunkt zu seyn, wo er seine Administration hätte enden und von der Bühne abtreten müssen. Minister und Könige können, wie Dichter und Künstler, sich selbst überleben. Allein jenen wird es auch, eben so wie diesen, schwer, den Zeitpunkt, wo sie ihr K-

sentliches Leben enden sollten, zu treffen; noch schwerer, den Entschluß dazu zu fassen; — am schwersten, ihn zur Ausübung zu bringen.

Bis hieher war die Verwaltung Fleuris mit Glück und Ehre gekrönt. Er hatte nie etwas gethan, was er nicht auch gewollt und nie etwas unternommen, wovon er nicht einen mehr oder weniger glücklichen Erfolg gesehn hätte. Seine Gewalt und sein Einfluß, auf den König, hatte bis dahin keine Konkurrenz gekannt und würde jede Konkurrenz haben verachten können. Seine Kräfte waren seinen Geschäften gewachsen. Er hatte, durch seine ganze Administration, persönliches Ansehn und Selbstständigkeit behauptet; im Ganzen genommen ohne Sorgen, Verdruß und ängstliches Bemühen, für seine eigene Erhaltung, mit Heiterkeit und Ruhe seine große, unengeschränkte Wirksamkeit üben, seine Eitelkeit, in jeder ihrer Begehrungen befriedigen und das Wohl des Staats, in so fern es sich mit diesen vereinigen ließ, und seine Fähigkeit und Einsicht es erkannte und bestimmte, bewirken können.

Diese goldene Zeit seiner Ministerschaft war mit dem Jahre 1739 vorüber. In diesen Jahre hätte er sie, durch die Friedens-Vermitlung zwischen dem Kaiser und der Pforte mit Anstand beschliessen und den folgenden Ereignissen, im Vorgenuß seines mit Recht erworbenen Nachruhms, mit Ruhe zu sehn können. Allein wann war je ein Staats-Mann in diesem Grade ein Weiser! Selbst der ruhige, mäßige Fleuri ließ diesen Zeitpunkt vorüber gehn und so begann mit dem folgenden Jahre (1740) eine Epoche seiner Wirksamkeit und seines Lebens, welche sein graues Haupt mit Kummer und wahrscheinlich früher, als es die Natur foderte, in die Grube brachte.

Kaiser Karl der Sechste war (im Octob. 1740) gestorben. Ohnerachtet er in den letzten Jahren seines Lebens unaufhörlich dahin gearbeitet hatte, seiner Tochter den ungetheilten Besitz seiner Länder, durch die pragmatische Sanktion zu sichern, auch die Garantie der angesehnsten Mächte Europens für dieselben erhalten hatte; so erhoben sich doch nun von mehrern Seiten her Ansprüche, die rechtlich erwiesen wurden und mit den Waffen in der Hand erhärtet werden sollten.

Der Kurfürst von Bayern und der König von Polen, als Kurfürst von Sachsen, der König von Spanien machten die lautesten und stärksten Ansprüche. Der König von Preußen ließ keine Ansprüche laut werden; aber rückte, noch eher das Jahr 1740. abgelaufen war, an der Spitze von vierzig tausend Mann, in Schlesien ein und hatte sich dieser Provinz bemächtigt, zu einer Zeit, da die andern Antoderer noch mit Manifesten fochten und über die Wahl, zwischen Krieg und Frieden, unbestimmt zu seyn schienen.

Indem sich diese verschiedenen Ansprüche gegen die Tochter Karls des Sechsten erhoben und selbst schon durch die Wirksamkeit der Waffen zur Exekution gebracht wurden; trat auch nicht eine von den Mächten zu ihrer Vertheidigung auf, welche die Garantie der pragmatischen Sanktion übernommen hatten. Auch Frankreich würde ruhig zugesehn haben, wenn der Kardinal noch ganz den unabhängigen Willen und die Kraft ihn geltend zu machen gehabt hätte, als ehemals. Näher als der König von Spanien und so gut, als mehrere andere, hätte auch Ludewig der Funfzehnte Anspruch

auf einen Theil der Erbschaft machen können. Allein daran dachte der Kardinal so wenig, als daran, die Verpflichtung des Garants zu erfüllen. Der Kurfürst von Bayern war es, der zuerst eine thätige Theilnahme an den Streitigkeiten in Anregung brachte. Als ein alter Verbündeter Frankreichs machte er Anfoderung auf Unterstützung. Bey dem Kardinal fand sein Gesuch wenig Gehör; desto mehr bey einer zahlreichen Parthey, unter den Ministern, den höhern Militairpersonen, dem Adel, allen, welche bey einem Kriege ein größeres, oder geringeres Interesse haben konnten. Von allen Seiten her wurde das Gesuch des Kurfürsten unterstützt und dem Kardinal bewiesen, daß die Ehre und der Vortheil Frankreichs itzt den Krieg erfodere; weil itzt der Zeitpunkt sey, wo man die Macht des Hauses Oestreich zertrümmern und Frankreich für immer ein Uebergewicht geben könne. Allein der Kardinal wieß alle diese Vorstellungen mit dem Bescheide zurück: daß die feierliche Garantie der pragmatischen Sanktion dem Könige nicht erlaube, Unternehmungen, welche gerade gegen dieselbe gerichtet wären, zu unterstützen.

Die Parthey, welche den Krieg wünschte, ließ sich indessen, durch diesen Ausspruch, so gerecht und vernünftig er zu seyn schien, nicht abweisen. Es traten öffentlich zwey Männer an die Spitze derselben, welche bis dahin noch gar keine politische Rolle gespielt hatten; aber allerdings sehr fähig dazu waren. Die Gebrüder Belle-Isle, zwey Männer von ausgezeichneten Talenten, Unternehmungsgeist und Betriebsamkeit, obwohl bisher nur als geschmeidige Höflinge bekannt, waren es, welche sich unterfingen, dem Willen des Kardinals geradezu entgegen zu arbeiten und ihn zu der Unternehmung eines Kriegs zu zwingen, den er für ungerecht erklärt hatte und woran er nicht ohne den lebhaftesten Widerwillen denken konnte.

Der älteste dieser Brüder, der Graf, nachherige Marschall von Belle-Isle, entwarf die Plane und sein Bruder arbeitete mit ihm an der Ausführung, mit einer Harmonie und Thätigkeit, die mit Recht Aufmerksamkeit und Bewunderung erregte. Sie waren es, welche sich längst der Frau von Mailly bemächtigt hatten und selbst in dieser Frau, die eben so wenig Fä-

higkeit als Neigung zur Intrigue und Einmischung in Staatsgeschäfte zeigte, eine Wirksamkeit zum Vortheil ihrer Absichten zu erwecken gewußt hatten. Durch ihre Betriebsamkeit kam, der abschlägigen Antwort des Kardinals ohnerachtet, die Sache noch einmal zur Berathung und — die Minister, der hohe Adel, die Prinzen von Geblüte, — die ganze Nation stimmen für den Krieg. Der König selbst äusserte sich, zwar nicht bestimmt, aber doch, nach dem Einflusse der Belle-Isle, geneigt dafür; — dennoch hatte der Kardinal Festigkeit genug, sich gegen den Krieg zu erklären und den König noch einmal auf seine Verbindlichkeit zur Garantie der pragmatischen Sanktion aufmerksam zu machen.

Diese Erklärung, die er schriftlich abgab, war der Triumpf seiner Charaktergröße; und jedermann erwartete, er würde mit ihr enden, auf dieselbe die Resignation seiner Aemter folgen lassen. Hierauf rechnete man um so gewisser, da er voraussehn konnte, daß die Gegenparthey, bey den Vortheilen, die sie bereits erlangt hatte, ihren Plan, nach dieser Erklärung noch weniger, als nach der ersten, aufgeben würde.

Allein diese Versuchung überstieg die Kräfte des schwachen Greises. Er hatte erwartet, seine bestimmte wiederholte Erklärung würde bewirken, was bey unbefangener Beobachtung nicht erwartet werden konnte. Da dieß nicht erfolgte; — unterwarf er sich dem Drange der Umstände und Verhältnisse, die er bis dahin so unbedingt beherrscht hatte. Er vermogte es nicht, den Entschluß zu fassen, sich freywillig von einer Größe und Macht zu entkleiden, die ihm lange Gewohnheit, besonders im Alter, zur andern Natur hatte werden lassen. Er schreckte zurück, vor dem Gedanken, seine wenigen noch übrigen Lebensjahre, — vielleicht nur Tage — sich allein zu leben; durch seine Resignation das öffentliche Geständniß abzulegen, daß seine Macht gesunken sey, daß Personen die er kaum bemerkt, wenig geachtet hatte, ihn zurückgedrängt hätten. Daher entschloß er sich, einen Krieg zu beginnen, den er nicht hindern konnte, wiewohl er ihn eben deßhalb nur noch lebhafter verabscheute. Er fand nun selbst, daß die Garantie kein Hinderniß seyn könne, weil sie ausdrücklich unter der Bedingung geleistet worden, daß die Rechte ei-

nes Dritten dadurch nicht beeinträchtigt würden. Die Rüstungen wurden begonnen, dem Marschall Belle-Isle der Auftrag ertheilt, mit den Königen von Preussen und Polen Verbindungstraktaten abzuschliessen und in Deutschland Neutralitäten zu verhandeln.

Von diesem Zeitpunkte an spielte er auch in den auswärtigen Verhältnissen eine ganz andere Rolle, als worin ihn Europa bisher zu sehn gewohnt war. Stets hatte er die einer Hauptperson, eines Vertheilers der Rollen und Geschäfte, eines Schiedsrichters der Streitigkeiten und Entscheiders der Kämpfe zu unterhalten gewußt; itzt trat er in der Nebenrolle eines Gehülfen, eines Bundesgenossen auf; itzt schloß er sich an Fürsten an, die er theils kaum gekannt und geachtet (als den König von Preussen, den er bis dahin stets für einen unbedeutenden Marquis von Brandenburg gehalten und als solchen behandelt hatte) die theils, als Schutzlinge von Oestreich, seine Gegner gewesen und von ihm, als solche nicht einmal einer ernstlichen Bestreitung gewürdigt waren, als Sachsen, im polnischen Successionskriege.

Vergebens suchte er sich das Ansehn eines Beschützers zu geben; vergebens seine erzwungene Rolle dadurch zu heben, daß er den Kurfürsten von Bayern zum Generallieutenant des Königs in Deutschland erklären ließ; die Wahl des Kurfürsten zum deutschen Kaiser unterstützte. Er vermogte den Verdruß, welchen er fortwährend über die ganze Unternehmung empfand und den Widerwillen, mit dem er jeden von ihm, durch den Einfluß des betriebsamen Belle-Isles, erzwungenen Schritt that, nicht zu verbergen; den Einfluß desselben auf alles, wozu er sich verstand, weil er es nicht hindern konnte, nicht verhüten. Frankreich, die Verbündeten, ganz Europa bemerkte es, wie schwierig er in den Bewilligungen der Kriegserfodernisse war, wie er überall zu sparen, überall, nach Art der Geitzigen, nichts wagen wollte, weil er nur zu verliehren fürchtete; Geld und Menschen als zwecklose Aufopferungen betrachtete.

Die Folge davon war, daß der Krieg, den er nur als ein unvermeidliches Uebel betrachtete, und bey dem er nur darauf dachte, dieß Uebel durch Sparsamkeit und Menschen-Schonung

möglichst zu mindern — eben dadurch in einen weit höhern Grade zu einem Uebel wurde; indem er nicht mit dem erfoderlichen Nachdrucke angefangen und fortgeführt werden konnte; also sich in die Länge ausdehnen, mehr kosten und dennoch ohne zweckmäßigen Erfolg bleiben mußte.

Er hatte die Rolle eines dirigirenden Anführers gegen die eines Bundesgenossen vertauscht; weil er, als solcher, die Last des Kriegs meistens auf seine Verbündeten zu wälzen hoffte. Allein er sah sich am Ende in der Nothwendigkeit, die Kosten großentheils für sie mit zu tragen. Indem er immer mehr Ursach fand, den Krieg zu verwünschen, hatte er also gleichwohl Ursach zu bereuen, daß er nur als Bundesgenosse und nicht, wie ehmals, als Haupt des Bundes aufgetreten war; wo er noch ehr im Stande gewesen seyn würde, Gesetze vorzuschreiben, als itzt, da es ihm selbst nicht einmal überlassen war, den Plan zur Führung des Kriegs zu entwerfen.

Der Marschall von Belle-Isle hatte hundert und funfzig tausend Mann gefodert und versprochen, damit in wenig Monathen Wien zu

erobern und dem Kriege ein Ende zu machen. Der Kardinal erschrak vor dieser Foderung und meinte, eine solche Armee sey hinlänglich, die ganze Welt zu erobern. Er handelte endlich auf funfzigtausend Mann, die, in Verbindung mit dem Kurfürsten von Bayern, unter dem Marschall von Broglio, ohne Hinderniß in Böhmen eindrangen und Prag eroberten.

Nur mit Mühe ertheilte er in der Folge noch die Bewilligung eines Observationskorps; welches in Westphalen postirt wurde, um die Neutralitätsunterhandlungen mit Holland und dem Kurfürsten von Hannover zu unterstützen. Alle Bemühungen, ihn auch zu der Unterstützung des Kriegs in Italien zu bewegen, waren dagegen völlig vergebens. Mit den sichtbarsten Zeichen der Ungeduld verwarf er alle Anträge, welche ihm deshalb, besonders von Spanien aus, gemacht wurden. Die Verbindungen, welche man in Italien, gegen Oestreich, zu knüpfen suchte, waren freilich nicht von der Art, daß sie ihm hätten mehr Lust machen können.

Spanien sandte also allein eine Armee nach Italien, die schon geschwächt anlangte; der es

an allen Bedürfnissen mangelte; deren Verstärkung ihr nicht mehr Kraft gab und deren Unterhalt dennoch endlich Frankreich großentheils zur Last fiel.

Auch von den Armeen in Böhmen und Deutschland fand er bald seine Erwartung und die Verheissungen der, den Krieg wünschenden Parthey sehr wenig befriedigt. Die Königin von Ungarn, größer als ihr Unglück, erwarb sich Bewunderung und durch diese Beystand und Unterstützung, von mehrern Seiten her; — zu einer Zeit, wo sieselbst zweifelte: ob ihr eine Stadt bleiben werde, wo sie ihre Wochen halten könne.

Die Ungarische Nation, die einige Jahrhunderte lang unablässig gestrebt hatte, das Oestreichsche Joch abzuwerfen, wurde durch die Größe ihres Charakters, ihrer Reitze und ihrer Beredtsamkeit, durch das Vertrauen was sie ihr äusserte, — indem sie sich ihr in die Arme warf und von ihr allein ihre Rettung erwartete, — zu einem Enthusiasmus erwärmt, der keine Aufopferung für sie schwierig und groß fand. Die Seemächte fanden es ihrem eignen Interesse entgegen, sie länger ohne Beystand zu lassen,

und

und erhoben sich gegen die Verbündeten, als Garants der pragmatischen Sanktion. Die englische Nation, weit entfernt diesen Krieg zu mißbilligen, begann ihn mit der lebhaftesten Theilnehmung. Auch sie war durch den Charakter und das Betragen Mariens Theresiens zu einem allgemeinen Enthusiasmus für sie hingerissen. Dießmahl gewiß einstimmig mit der Mehrheit der Nation, bewilligte das Parlement reichliche Subsidien, für die Rüstung und den Unterhalt einer englischen Hülfs-Armee und Flotte und zur unmittelbaren Unterstützung der Königin von Ungarn. Als Vertheidiger der Rechte Mariens Theresiens erscheint König Georg der Zweyte selbst an der Spitze eines zahlreichen Heeres auf dem festen Lande.

Das französische Heer in Böhmen hatte das Glück in dem zweyten Feldzuge (1742) weit weniger begünstigt, als in dem ersten, und endlich ganz verlassen. Mit der östreichschen Armee stritt zugleich die ganze böhmische Nation gegen sie und so sah sie sich, mitten im Vortheile, im Besitz des feindlichen Landes, täglich mehr geschwächt und ihrer Besiegung näher. Der König von Preußen

ging von der Verbindung ab; Prag wurde nun von den Ungarn belagert und die französische Armee in dieser Stadt eingesperrt.

Mit der größesten Unzufriedenheit hatte der Kardinal den langsamen Gang des Kriegs, der doch großentheils von ihm selbst veranlaßt war, beobachtet und den vergrößerten und verlängerten Aufwand, an Menschen und Geld, wahrgenommen. Je zweifelhafter der glückliche Fortgang wurde, desto mehr wuchs sein Mißmuth. Die Einsperrung des französischen Heers in Prag brachte ihn zu einem Schritte, der seine Achtung vor ganz Europa fast unwiederbringlich zu Grunde richtete. Die Reue darüber, daß er sich wider seinen Willen hatte zum Kriege bestimmen lassen und der Wunsch, diesen Fehler so bald als möglich durch die Beendigung desselben wieder gut zu machen, verleitete ihn zu der Schwäche, daß er durch den Marschall von Belle-Isle, an den Grafen von Königseck, einen Brief schrieb in welchen er seinen Antheil an den Kriege zu entschuldigen und seinen Wunsch nach der Beendigung desselben zu erkennen zu geben suchte.

Anstatt der Antwort ließ die Königin von Ungarn diesen Brief öffentlich bekannt machen. Die Welt las ihn und erstaunte, einen solchen Brief aus der Feder eines so verschloßnen, behutsamen, erfahrnen Staatsmannes, als wofür Fleuri allgemein anerkannt wurde, zu sehn. Der Kardinal gestand in diesem Briefe wörtlich: daß er sich lange diesem Kriege widersetzt habe; daß er gewissermaßen gezwungen sey, endlich einzuwilligen und sich in eine Verbindung einzulassen, die mit seinen Grundsätzen und Meinungen völlig in Widerspruch stehe.

Als der Kardinal die Bekantmachung dieses Briefes, in den öffentlichen Blättern erfuhr — schrieb er einen zweyten an den Grafen Königseck, um sich über die Publicität des ersten zu beklagen. Inskünftige werde er nicht mehr schreiben, was er denke, fügte er hinzu und das Publikum, daß auch diesen Brief las, glaubte darin, wie das Oestreichsche Ministerium, einen neuen Beleg, die für zunehmende Charakter- und Geistesschwäche des Kardinals zu erhalten.

Dieser Mismuth und diese geistige Kraftlosigkeit zeigte sich immer deutlicher, jemehr Wi-

derwärtigkeiten die französische Armee verfolgten, und die Last des Kriegs auf Frankreich fiel. Wider alle seine Erwartung, wider alle Vorspiegelungen, die man ihm gemacht hatte, sah er itzt England und Frankreich, unter dem Titel der Bundesgenossen, als die hauptkriegführenden Theile gegen einander stehn; den Krieg immer mehr das Ansehn einer langen Dauer und eines Kampfs Frankreichs mit dem größesten Theile Europens gewinnen.

Er mußte Vorwürfe, über die Vernachläßigung der Marine, hören und konnte sich selbst nicht verhelen, daß sie gerecht wären. Was noch unter dem Namen einer französischen Seemacht übrig war, wurde von den Engländern in kurzem fast gänzlich vernichtet. Der Landkrieg wandte sich ebenfalls mit jedem Tage mehr zum Nachtheile der Franzosen. Der Versuch, Prag zu entsetzen, mislingt, Böhmen geht verlohren und der Marschall von Belle-Isle rettet den Ueberrest der französischen Armee auf einem Eilmarsche, der einer Niederlage nicht unähnlich ist. Der König von England schlägt die Armee, unter Noilles, bey Detlingen unwiederbringlich.

Vergebens bemühte sich der französische Feldherr, sich in Schwaben und Bayern zu behaupten. Der Kaiser, den der König von Frankreich im Anfange des Kriegs dem deutschen Reiche hatte geben lassen, ist, als Alliirter Frankreichs, am Ende des zweyten Feldzugs schon ein Flüchtling, ohne Land, und ohne Hoffnung, es wieder zu erlangen. Mangel und Muthlosigkeit herrscht bey den französischen Armeen. Der Adel, welcher sich, bey dem Anfange des Kriegs, von allen Seiten her zu den Officierstellen gedrängt hatte, wünschte itzt die Armee zu verlassen. Wo der Kardinal sich sehn ließ, umringten ihn Damen und baten um Urlaub, für ihre Männer und Söhne. Schlachten wurden nicht mehr geliefert und dennoch die Armeen immer mehr zu Grunde gerichtet. Mit der kraftlosen, unthätigen Armee, zog sich der Krieg immer näher nach dem Elsaß zu. Frankreich, daß der östreichischen Monarchie bey dem Anfange dieses Kriegs eine so schnelle Vernichtung drohte, hatte itzt Ursach auf seine eigene Erhaltung Bedacht zu nehmen.

Dieses mannigfaltige Unglück häufte eine zu drückende Last auf die schwachen Schultern des

niedergebeugten Greises. Sein Körper litt; sein Gemüth wurde völlig verstimmt. Er wurde ungesellig und einsilbig und eine schneidende Schärfe, die bis dahin seinem Charakter, eben so als die Neigung zur Einsamkeit, fremd gewesen war, zeigte sich itzt in allen seinen Reden und Antworten. Seine Munterkeit und Thätigkeit verließ ihn täglich mehr. Man sah, daß seine Geschäfte ihm zuwider waren, seine Würde und Gewalt ihn niederdrückte. Dennoch dachte er nicht daran, sich seine letzten Stunden zu erleichtern. Die Achtung, welche ihn der König und, nach dem Beyspiele dieses, der ganze Hof fortwährend auf gleiche Weise im Aeussern bezeigte, fesselte ihn. Er hörte es gern, wenn man ihm zuredete, sich itzt dem Staate nicht zu entziehn und ließ sich leicht bereden, eine Würde und Gewalt beyzubehalten, die ihn doch täglich auf das unangenehmste erinnerte, daß seine Kräfte ihrem Gewichte nicht mehr gewachsen wären. Gegen das Ende des Jahrs 1742. nahm seine Schwäche so zu, daß er sich eine Erleichterung verschaffen mußte. Er nahm auf einen Monath Urlaub, um sich nach Issy zurückzuziehn und die

Wiederherstellung seiner Gesundheit zu besorgen. Die Minister wurden angewiesen, zunächst mit dem Kardinal Tencin zu konferiren. Auch itzt vermogte er es noch nicht, seine Gewalt ganz aus den Händen zu geben. Zweymal in der Woche mußte der Kriegssekretair zu ihm kommen, um Bericht abzustatten und seine Befehle zu vernehmen.

Der Antheil, welchen er fortwährend an den Geschäften nahm, erlaubte ihm auch die gehoffte Erhohlung nicht. Mit den Arbeiten hatte er nicht zugleich seinen Mismuth und seine Sorgen von sich gewälzt. Diese umlagerten ihn nur mehr, je mehr Muße und Einsamkeit ihm erlaubten, sich ihnen zu überlassen. Nach und nach fühlte er die Annäherung seines Todes; — und diese Vorstellung heiterte ihn nicht auf, wie man hätte erwarten sollen.

Bey dem Anfange des Jahrs 1743. erschien er noch einmal am Hofe, um dem Könige seinen letzten Glückwunsch zu bringen. Er äusserte ihm und mehrern andern, daß er diesen Tag zum letzten Male begehe. Nach seiner Rückkehr fühlte er sich krank und legte sich nieder, um —

nie wieder aufzustehn. Nach einer Krankheit von drey Wochen, starb er (am 29. Jan.) im neunzigsten Jahre seines Alters.

Auch in dieser Krankheit hatte ihm der König unverkennbare Beweise seiner Zuneigung und Achtung gegeben; und sein Tod entlockten ihm unerkünstelte Thränen. Eine allgemeine Trauer feyerte — die Trauer des Königs. Indessen versöhnte sein Tod auch manche wieder, die in den letzten Jahren seines Lebens angefangen hatten, ihm ihre Achtung zu entziehn.

Mogten nun auch die Urtheile über ihn und seine Administration, und mögen sie noch itzt sehr verschieden ausfallen; so wird doch die Nachwelt sich mit den Zeitgenossen vereinen, um in ihm eine Tugend zu erkennen und zu schätzen, die bey Ministern so selten ist und daher bey ihm allerdings eine besondere Auszeichnung verdient. Sein Nachlaß bewieß, gegen jeden Widerspruch und Zweifel, den seine Administration und Art zu leben etwa noch übrig gelassen haben könnte, daß ihm das Eigenthum des Staats, wie der Privatpersonen, stets heilig, er vom Eigennutz für seine Person und Familie stets frey gewesen war.

Er hatte seine Verwandten zu Staats- und Kriegsbedienungen, wider Verdienst nicht befördert; und sein Nachlaß bewieß, daß er auch — für sie nicht zusammen gescharrt hatte. Was er ihnen hinterließ, das erwähnt zu werden verdient, war die dankbare Fürsorge des Königs; immer ein Kapital, was auf wenige Sicherheit ausgethan war.

Er hinterließ keine Landgüter, keine Leibrenten, keine große Kapitale, keine Kostbarkeiten; nicht einmal eine eigene Wohnung, oder ein Ameublement von besonderm Werthe. Zu Versailles hatte er in königlichen Zimmern; zu Issy zur Miethe gewohnt und das Mobiliar-Vermögen, was er hier unterhielt, war mit sechstausend Liver mehr als hinlänglich bezahlt.

Nach seinem Tode entschloß sich der König endlich, selbst zu regieren. Mit diesem Entschlusse beginnt eine Periode für Frankreich, die nur mehr als zu deutlich bewieß, wie glücklich die Administration Fleuris für diesen Staat ge-

wesen war. Und wer mögte es, — bey dem Ueberblicke der Folgezeit, bis auf den Moment, wo wir dieß schreiben — leugnen wollen, daß sie, in dem ganzen Laufe dieses Jahrhunderts allein, diese Bezeichnung verdiene.

II.

Maitressen-Gewalt, im Jahrhunderte der Aufklärung.

Die Marquise von Pompadour, als Maitresse Ludewigs des Funfzehnten, unbeschränkte Beherrscherin Frankreichs.

Der Einfluß der Maitressen, auf die Regierungen der Monarchen, ist, wie die zu unbegrenzte und ungelenkte Gewalt der Minister, diesem Jahrhunderte und besonders den Monarchen Frankreichs — dem letzten allein ausgenommen — zum besondern Vorwurfe gemacht.

Gegen keine dieser schädlichen After-Regentinnen sind indessen so allgemeine und heftige Klagen erhoben, als gegen die Marquise von Pompadour. Ihrem unbegrenzten Ehrgeize, ihrer Herrschsucht, ihrer Verschwendungsliebe; — also freylich der eben so unbegrenzten Schwäche Ludewigs des Funfzehnten gegen sie, wird bekanntlich ein großer Theil des traurigen

Schicksals zu schulden gerechnet, was Frankreich in diesem letzten Jahrzehnte unsers Jahrhunderts betroffen hat und was ihm — wer weiß, ob nicht vielleicht in dem künftigen noch bevorsteht.

Dieß und ihr Name sind allgemein bekannt; die Darstellung ihres Charakters und ihres Einflusses kann daher nicht ohne Interesse seyn.

Dieß Interesse, dürfen wir voraussetzen, wird durch die Zusammenhaltung, mit jenen beyden Beyspielen unbeschränkter Minister-Gewalt, erhöht werden; jene wie diese werden an Lehrreichheit gewinnen.

Beym Rückblicke, besonders auf das letzte Gemählde, muß es auffallen, wie die unregelmäßige Minister-Gewalt und die Mittel dazu zu gelangen und in derselben sich zu behaupten auch in ihren Folgen noch fortwirkt. Würde je die Gewalt der Frau von Pompadour, über Ludewig den Funfzehnten, und ihr Einfluß in die Staatsverwaltung der geworden seyn, der er war, wenn Fleuri ihn nicht zur Unthätigkeit und gänzlichen Monarchen-Unfähigkeit erzogen, und darin erhalten hätte, um sich seine Allgewalt zu sichern? Wie lehrreich

wird es, diese Betrachtung zu verfolgen und auf andere ähnliche Verhältnisse und Staaten anzuwenden.

Der Umriß dieses historischen Gemähldes umfaßt, wie die Gemählde jener Minister-Allgewalt, eine Summe der merkwürdigsten und wirksamsten Weltbegebenheiten, Verhältnisse und Charaktere; einen wichtigen Abschnitt und Ausschnitt der Geschichte dieses Jahrhunderts. Wenn der Standpunkt, aus welchem wir hier denselben ansehn, nicht eine volle, vielseitige, in allen seinen Theilen gleich ausgearbeitete Darstellung erlaubt; so wird, hoffen wir, diese Ansicht doch nicht minder ein Ganzes zur Anschauung bringen; was dem Freunde der Geschichte, wie dem Beobachter der Menschheit, wenn nicht ganz genügen, doch wenigstens einige Unterhaltung und Belehrung gewähren; das Jahrhundert der Aufklärung von einer charakterischen Seite darstellen; also dem Geiste und Zwecke dieses Werks, in einer nur einigermaßen gelungenen Ausführung, vollkommen entsprechen wird.

Die Marquise von Pompadour, die für das Glück Frankreichs und das Schicksal eines

großen Theils von Europa so wichtig geworden ist, nannte einen Unterbedienten bey den Finanzen, Namens Poisson, ihren Vater. Daß sie ihm ihr Daseyn verdanke, bezweifelte indessen die öffentliche Meinung. Man erinnerte sich, daß Poisson, kurz nach seiner Verheyrathung, um dem Strange zu entgehn, der ihm nach einer gerichtlichen Untersuchung seiner Administration zuerkannt war, aus Frankreich entwichen sey. Seine zurückgebliebene Gattin, eine der schönsten und gefälligsten Frauen in Paris, lebte seitdem in sehr genauer, wohl etwas mehr als freundschaftlicher, Verbindung mit zweyen der vorzüglichsten Gönner und Freunde ihres Gemahls, einem Herrn Paris von Montmartel, einem der Brüder Duvernays, und einem Herrn le Normant von Tourneau. — Während diesen Verbindungen wurde sie von einer Tochter entbunden.

Da sich noch keine Aussicht zur Rückkehr Poissons eröffnete, übernahm es le Normant, die Vaterstelle bey dieser Tochter seiner Freundin zu vertreten, und entledigte sich dieser selbst übernommenen Pflicht, mit der größesten

Sorgfalt. Sie wurde auf eine, dem Reichthume le Normants, (eines der angesehnsten Finanzpächter) angemessene Art unterhalten und in allem dem unterrichtet, was man damals von einem für die große Welt gebildeten Frauenzimmer foderte. Viel unterschieden von dem, was noch itzt dahin gerechnet und bey Frauenzimmern dieser Art vorzüglich bewundert wird, war es nicht. Tanz, Musik, Gesang, Mahlen, alle die schönen und angenehmen Talente für das gesellige Leben, waren besonders die Gegenstände der sorgfältigsten Ausbildung.

Man glaubte dabey ihre geistige Cultur nicht zu vernachläßigen, wenn man ihr die Ausbildung gab, wodurch der Glanz ihrer übrigen Talente erhöht werden konnte. Bald entwickelte sich mit diesen und einer reizenden Schönheit ein schimmernder Witz, eine leichte Fassungsgabe, ein stets reger, planvoller, mit Ideen der Eitelkeit genährter, zu Intriguen geneigter Verstand. Kaum den Kinderjahren entschlüpft, war sie eine ausgebildete Kokette; voller Ansprüche und Weiblichkeiten jeder Art, welche leider! nur zu oft absichtlich angenommen und als Hülfs-

mittel betrachtet werden, um sich ein höheres und allgemeineres Interesse zu geben.

So früh die junge Poisson diesen Zweck erkannte und vor Augen hatte; so früh erreichte sie ihn auch. Schon als Kind sah sie in sich den Gegenstand einer allgemeinen Bewunderung. Jemehr sie sich ausbildete, destomehr nahm diese zu. Ihr Pflegvater betete sie beynah an; ihre Mutter vergötterte sie. Sie versammlete einen Hof von Anbetern um sich, in einem Alter, wo andere junge Frauenzimmer noch auf keine Weise in Betrachtung gezogen werden.

So bemerkte niemand, daß bey ihrer sorgfältigen Erziehung eine Kleinigkeit ausser Acht gelassen war, — die freylich in dem Kreise, worin sie lebte und gebildet wurde, auch nicht einmal den Werth einer Kleinigkeit hatte — das Herz. Niemand hatte daran gedacht, daß auch dieß einige Sorgfalt verdiene; — und so war es früh einer gänzlichen Verwahrlosung hingegeben. Eitelkeit und Gefallsucht hatten sich von der frühsten Kindheit in demselben festgesetzt und waren von einer koketten und wollüstigen Mutter ganz eigentlich genährt und gepflegt worden.

Wo

Wo sollten die edlern, menschlichen Gefühle, ja selbst die Gefühle einer reinen kräftigen Leidenschaft einen Platz finden! Die junge Poisson, die jeder, der sich ihr nahte, als ein Ideal der Liebenswürdigkeit bewunderte, war zwar ein reizendes — aber auch ein eben so eitles, herzloses Geschöpf, die Niemand liebte und zu lieben fähig war, als sich selbst und deren Anmaßungen mit der Verehrung wuchsen, von welcher sie sich täglich mehr und dringender umgeben sah.

Unter den zahlreichen Verehrern, welche sie umflatterten, fand sich auch ein Neffe ihres väterlichen Beschützers, der junge le Normant d'Etioles. Ohnzweifel hatte er am wenigsten ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen; denn er hatte unter allen am wenigsten Aeusseres. Bey einer kleinen, übel gebildeten Gestalt, war er ernsthaft, zurückgezogen, scheu. Wie sehr ihn dieß seinen Mitwerbern nachsetzte, eben so sehr erhob ihn sein Charakter über dieselben. Dieß würde ihm gleichwohl für Mutter und Tochter wenig Werth gegeben haben; wären nicht noch andere Umstände hinzugekommen, deren Empfehlung sie besser zu schätzen wußten. D' Etioles war

der Sohn eines reichen Vaters. Er hatte bereits einen Antheil an der Finanzpachtung, und der Einfluß seines Onkels öffnete ihm eine weite Aussicht, in dieses Feld des Wuchers und der Bereicherung. Le Normant war ohne gesetzliche direkte Erben; d'Estioles genoß der Gunst desselben und jedermann sah daher in ihm den Erben eines zweyten noch größern Vermögens.

D'Estioles eröffnete seinem Oheime den sehnlichen Wunsch, nach einer nähern Verbindung mit seinem Lieblinge und erhielt das Versprechen seines Beyfalls und seiner Unterstützung. Bey Mutter und Tochter bedurfte es deren nicht, wohl aber bey dem Vater d'Estioles. Dieser nahm einigen Anstoß an der Familie der Geliebten seines Sohns und schien deshalb ernstlich seine Einwilligung zu verweigern. Allein le Normant, sein Bruder, übernahm die Unterhandlung und wußte so kräftige Ueberredungs-Gründe beyzubringen, daß der Widerstand schnell aus dem Wege geräumt war. Er versprach dem jungen d'Estioles, seinem Neffen, die eine Hälfte seines Vermögens sogleich abzutreten und

die andere ihm nach seinem Tode zu hinterlassen; jedoch nur unter der Bedingung, daß der Vater die verlangte Einwilligung gebe. Wie hätte nun ein Vater, der den Werth des Geldes kannte und dem das Glück seines Sohns am Herzen lag, seine Einwilligung länger verweigern können! Sie erfolgte und Mademoiselle Poisson war in wenig Tagen Madam d' Estioles.

Sie sah nun ihre Erwartung, durch das Betragen ihres Mannes gegen sie vollkommen erfüllt und lebte nach ihren Wünschen. Ihr Mann liebte sie, bis zur Anbetung; sie herrschte in dem zahlreichen Kreise, der sie umgab, wie eine Königin. Ihr Haus war der Versammlungs-Ort der schönsten und artigsten jungen Männer, der feinsten und witzigsten Köpfe, der interessantesten und berühmtesten schönen Geister. Nicht blos sah sie sich von luftigen Wildfangen und liebenswürdigen Etourdies umflattert; auch Voltaire, Fontanelle, Cahusac Montesquieu, Maupertuis — fanden sich bey ihr ein, und zeigten ihr eine schmeichelhafte Aufmerksamkeit.

Unter denen, welche ihr ihre ausschließliche Verehrung widmeten, zeichnete sie besonders den

jungen, schönen und geistreichen Abbe Bernis aus. War es seine Gestalt, oder der Inhalt seiner Gedichte, die er fast ausschliessend ihr und ihrem Lobe widmete, was sie für ihn besonders bestimmte; — schon damals galt er für ihren erklärten Günstling.

Zwar wurden andere Verehrer seinetwegen nicht ganz zurückgewiesen. Ohnstreitig machten sich mehrere unter diesen eben die Hoffnungen, welche den Abbe fortwährend an sie fesselten. Allein jene dienten nur, den Triumpfwagen der Eitelkeit zu verherrlichen; — wenn sich für diesen wirklich ihr Gefühl bestimmte.

Auch er sah sich indessen, wie man versichert, nur durch Hoffnung hingehalten; die Befriedigung ihm jedesmahl in dem Augenblicke entzogen, da er sie ergriffen zu haben glaubte. Frau von Estioles war nur koket, eitel und ehrsüchtig, aber nicht wohllüstig. Man sagt, sie habe mehrern ihrer Verehrer geradezu erklärt: nur die Liebe des Königs könne sie in Versuchung führen, ihren Mann untreu zu werden.

Der gute d' Estioles fürchtete auch diese und ähnliche Versuchungen nicht einmal; so fest

glaubte er an ihre Treue. Er hielt sich sogar überzeugt, daß sie ihn wirklich liebe und gönnte ihr um so bereitwilliger den Weirauch, der sie überall umduftete, da seine eigene Eitelkeit sich dadurch geschmeichelt fand und er sich in dem Abglanze, welcher von den schimmernden Verdiensten seiner Frau auf ihn fiel, ebenfalls gehoben fühlte.

Man darf nicht bezweifeln, daß Frau von Estioles damals wirklich die Idee schon gefaßt hatte, ihre Siege durch die Eroberung des Königs zu krönen. In ihrem Stande und ihrer Entfernung vom Hofe konnte diese Idee damals freilich manchem chimärisch erscheinen. Der König war noch nicht zu der Liederlichkeit herabgesunken, zu welcher in der Folge der feile Diensteifer der Höflinge und sein zunehmendes thierisches Bedürfniß ihn herabwürdigte. Frau von Estioles hatte bey Hofe keinen Zutritt, also keine andere Gelegenheit, sich ihm zu zeigen, als bey seinen Jagdpartien. Unter dem Vorwande, daß sie die Jagd liebe, benutzte sie diese Gelegenheit, seine Aufmerksamkeit zu reitzen. In einem leichten Phaeton, in Rosen Farbe gekleidet, in dem schönsten

Glanze ihrer aufblühenden Schönheit folgte ſie den Jagdzügen, in dem Walde von Senars, um ihn ſeiner Maitreſſe untreu zu machen. Sie hatte die Aufmunterung, zu hören, daß der König ſie bemerkt, auch ſich nach ihr erkundigt habe. Allein ſie mußte auch gleich darauf die Kränkung erfahren, daß ihr von Seiten der Maitreſſe des Königs angedeutet wurde: ſie ſich nur nicht ferner bey den Jagd-Partien des Königs einfinden.

Frau von Eſtioles verſchmerzte dieſe Kränkung, folgte dem erhaltenen Winke, aber gab ihren Plan deshalb nicht auf. Es ſcheint, als ſey ihr Muth durch einen von des Königs Kammerleuen, einen nahen Verwandten von ihr, ermuntert worden. Dieſer, Nahmens Binet, war ein feiner und verſchlagener Kopf, mit dem Hofe und der Welt bekannt; ihr eben ſo ſehr ergeben, als für ſein eigenes Emporkommen beſorgt. Dieſem theilte ſie ihre Ideen im höchſten Vertrauen mit; und erhielt von ihm einige Nachrichten, über die Verhältniſſe am Hofe; wodurch ihre Wünſche mehr belebt, als niederge-

drückt wurden. Zugleich gab er ihr das Versprechen, seine Dienste ganz ihrer Erhebung zu widmen.

Eine Veränderung in den Verhältnissen am Hofe eröffnete neue Aussichten, veranlaßte neue Plane und belebte die gesunkene Hoffnung der Frau von Estioles sehr. Frau von Mally, aus einem der ältesten und angesehnsten adlichen Geschlechter, hatte seit einiger Zeit öffentlich die Stelle einer Maitresse des Königs bekleidet. Seine Neigung hatte sie indessen nach und nach mit ihren drey Schwestern theilen und zuletzt der jüngsten ganz überlassen müssen.

Vor kurzem war diese, und wie man laut sagte, an Gift gestorben. Ihr Tod hatte das Gefühl des Königs mehr, als irgend etwas vorher, erregt. Er hatte eine Anwandlung von frommer Melancholie bekommen. Gewissensbisse und Furcht vor dem Tode quälten ihn ohne Unterlaß. Er lebte wieder mit der Frau von Mally; mehr aus Gewohnheit und um eine Person zu haben, welcher er seine traurigen Vorstellungen mittheilen könne, als um Vergnügen

bey ihr zu suchen, und einer Leidenschaft zu folgen, die längst bey ihm verloschen war.

Frau von Mally, ein gutherziges Geschöpf, klagte mit ihm, weinte mit ihm, betete mit ihm. Sie liebte ihn noch immer persönlich und mit einer heißen Leidenschaft; ohnerachtet er ihr längst seine Liebe entzogen hatte. Sie betrauerte ihre Schwester aufrichtig; ohnerachtet ihr von derselben die Liebe des Königs geraubt war. Sie gab sich ihm itzt wieder ganz hin und that alles, um ihn zu zerstreuen und die finstern Vorstellungen aus seiner Seele zu verscheuchen. Dennoch war und blieb nichts trauriger, als die Abendgesellschaften, in den sogenannten petits-cabinets der Frau von Mally. Man sah voraus, daß der König diesen Zustand und diese Gesellschaft nicht lange würde ertragen können.

Diese Stimmung Ludewigs hatte dem ganzen Hofe einen finstern, langweiligen Ton gegeben. Alles bestrebte sich daher, ihn zu zerstreuen, und diesen Trübsinn zu verscheuchen. Nach und nach gelang es, durch den Reitz der Sinnlichkeit, den Sinn für den Lebensgenuß überhaupt wieder zu wecken. Die Günstlinge des Königs wetteifer-

ten mit einander, ihm die schönsten Weiber und Mädchen bekannt zu machen. Alle Abende wurden einige in die petits-cabinets geführt, um dem Könige bey seinem sogenannten kleinen Abendessen vorgestellt zu werden.

Nach der Mahlzeit warf der Sultan der das Schnupftuch zu, welche seine Sinnlichkeit am meisten erregt hatte; und diese vor andern geehrte, beglückte und — beneidete leistete ihm denn die Nacht über Gesellschaft.

Selten dauerte indessen ihre ausschliessende Gunst länger als einige Tage. Er suchte Zerstreuung in Abwechselung. In Geschäften vermogte er sie nicht zu finden, weil er nicht dazu fähig war; in feinern Unterhaltungen nicht, weil er sie nicht kannte. So war sein Leben das Leben eines rohen Wüstlings; die Folgen die gewöhnlichen dieser Lebens-Art: Ekel und Ueberdruß. Was man auch that, um ihn zu zerstreuen, so wich die lange Weile doch nicht von ihm; mitten im Genuße fühlte er eine Leere, eine Unbehaglichkeit, die durch nichts ausgefüllt und aufgelöst werden konnte.

Wie unglücklich sind die Großen der Erde, — die keine Fähigkeiten und keinen Sinn für die Geschäfte ihrer Bestimmung; keinen Sinn für Häuslichkeit und Freuden des Ehe- und Vaterstandes, der Freundschaft, edlern Geselligkeit, des Lebensgenusses, aus den Künsten und Wissenschaften haben! Wie noch weit unglücklicher die, denen die Natur Anlagen und Sinn für alles verlieh; denen sie frühe Verführung raubte und Charakterschwäche nie wieder erlangen ließ!

Ludewigs Erziehung hatte ihn freylich vor dieser frühern Verführung gehütet; allein sie hatte keine der bessern Anlagen entwickelt; wodurch er allein in der Folge ebenfalls gegen Verführung bewahrt werden konnte. In seinem funfzehnten Jahre war er mit einer Frau verheyrathet, die er nicht liebte. Das gewöhnliche Schicksal der Fürsten; was aber nie seine nachtheilige Wirkung verfehlt! Ludewig war auch hierin noch vor manchen glücklich; denn er achtete seine Gemahlin und lebte doch einige Jahre mit ihr in Unschuld und Zufriedenheit. Lange bemühte sich die Verführung vergebens, das Band des ehelichen Vertrauens zu zerreissen. Sprach ihm

jemand von einer schönen Frau, um ihn zu reizzen, so brachte er ihn mit der Frage: ob sie noch schöner sey, als die Königin? zum Schweigen.

Endlich siegte die Verführung über seine Unthätigkeit und Charakterschwäche und vielleicht arbeitete die Königin unwissend ihr selbst in die Hand. Nun war der Damm zerrissen, das Temperament zur Ungenügsamkeit gereizt; Schaam und Blödigkeit verscheucht; Sittlichkeit hatte er niemals gehabt. Was konnte das eheliche Verhältniß schützen? Die Gattin und Mutter blieb nur noch Königin; doch als diese stets von ihm geachtet und mit Achtung behandelt.

Die Königin fand sich in ihr Schicksal, suchte die Pflichten dieses ihres, in der Wirklichkeit noch allein übrigen, Verhältnisses zu erfüllen. Die Zeit, welche ihr davon übrig blieb, widmete sie frommen Uebungen und dem Gebete.

Der König, damals noch ein Jüngling, in dem die jugendlichen Neigungen und Begehrungen erst aufgeregt waren, den sein grauer Lehrer mit Fleiß von jeder bessern Unterhaltung abgewöhnt und ein umherstreifendes Leben zum Bedürfnisse gemacht hatte, fand nicht einmal eine

erträgliche Gesellschafterin an ihr. So nach und nach ganz von ihr entwöhnt, konnte ihn auch in der Folge seine fromme melancholische Laune nicht wieder zu ihr zurück führen. Die betäubenden Genüsse und Zerstreuungen zernichteten, mit den melancholischen Gefühlen, sein Gefühl überhaupt immer mehr. Er war kalt, ohne Empfindung, wie ohne Spannkraft. Nur Unterhaltung, ohne Theilnehmung des Verstandes und Herzens, wie sie ein Schach Baham bedurfte und verlangte, Verscheuchung der tödtlichen langen Weile, die ihn plagte, suchte er; wie er überall nur Befriedigung, die Bedürfniß geworden war, ohne noch Genuß zu gewähren, kannte und suchte.

In diesem Zustande des Ueberdrusses machte er einst des Abends, beym Auskleiden, gegen Binet seinem Herzen Luft. Er beklagte sich, daß seine Abendgesellschaften und der öftere Wechsel seiner nächtlichen Gefährtinnen nur seinen Ueberdruß und seine Unbehaglichkeit vermehrten; daß er geneigt sey, allen Vergnügungen dieser Art zu entsagen, und lieber ganz ein-

sam zu leben, als in Gesellschaften, die ihm so wenig Unterhaltung und Genuß gewährten.

Eine günstige Gelegenheit dieser Art mogte Binet nicht vorübergehn lassen. Er zeigte die größeste Erkenntlichkeit, für das ihm erwiesene Vertrauen; die lebhafteste Theilnehmung mit dem traurigen Zustande seines Herrn; rieth ihm, sich wieder eine Gesellschafterin zu wählen, die fähig wäre, ihm eine angenehmere und interessantere Unterhaltung zu gewähren und sein von den schweren Regierungslasten gedrücktes Gemüth zu erheitern.

Diese Ermahnung bewirkte, was sie bewirken sollte, die Frage des Königs: — ob er ihm eine Person mit den erfoderlichen Eigenschaften vorschlagen könne. Und nun säumte Binet nicht, die Frau von Estioles zu empfehlen. Er entwarf ein Gemählde von den Reitzen ihres Körpers und Geistes, welches die Aufmerksamkeit und Wünsche des Königs erregte. Er erinnerte sich, auf Veranlassung Binets, sie bey seinen Jagdpartien bemerkt zu haben und trug seinem Vertrauten auf, ihm zur nähern Bekanntschaft mit ihr Gelegenheit zu verschaffen.

Mit diesem erwünschten Auftrage eilte Binet zu der Frau von Estioles; um ihr denselben zu überbringen und die nöthige Verabredung mit ihr zu treffen. Madam d' Estioles sah sich so unerwartet an dem lang ersehnten Ziele ihrer Wünsche und überließ sich den freudigsten Gefühlen. An sich enthielt die Auffoderung, dem Könige eine Zusammenkunft zu schenken, eben noch keine so gar große Schmeicheley ihrer Eitelkeit. Es war dieß eine Auszeichnung, die sie mit mancher, von ihr tief verachteten, Tochter der Freude theilte. Nicht also diese, sondern die Umstände, unter welchen sie geschah und die Aussicht, welche diese ihr eröffneten, war die Veranlassung ihrer frohen Erwartung. Sie zweifelte keineswegs, daß sie nicht bey dem ersten Besuche gleich einen entscheidenden Eindruck auf das Herz des Königs machen würde und sah sich schon als erklärte Maitresse, unbeschränkte, angebetete Beherrscherin des ganzen Reichs.

Mit diesen Ideen erfüllt begab sie sich zu der verabredeten Zusammenkunft. Wie groß mußte daher ihr Verdruß seyn, als der König sie am andern Morgen, ohne irgend eine Aeusserung des

Wohlgefallens, oder des Verlangens, nach einer nähern und längern Bekanntschaft, entließ; als Tage und Wochen vorgingen und Binet ihr nur immer dieselbe höchst demüthigende Nachricht bringen konnte, daß der König — ihrer mit keinem Worte erwähnt habe!

Auf das Zureden Binets, dem beynah eben so viel, als der Madam d'Estioles selbst, daran lag, sie dem Könige wieder zu nähern, gab sie gleichwohl noch nicht alle Hoffnung auf, ihren großen und sehnlichen Wunsch, durch die Industrie ihres Freundes erfüllt zu sehn. Wirklich machte Binet verschiedene Versuche, durch Winke und Anspielungen den König wieder an sie zu erinnern; jedoch, wie es schien, stets vergeblich. Endlich, nach Verlauf von vier Wochen, fragte er einst Binet, ohne alle Veranlassung: was seine Cousine mache und was sie von ihm denke?

Binet, auf eine angenehme Weise überrascht, ergriff diese längst gewünschte und lange vergebens gesuchte Gelegenheit, dem Könige die rührendste Beschreibung, von ihren Gesinnungen und ihrer Lage zu machen. Er begann mit der

Versicherung, daß nie ein Weib ihn so wahr und uneigennützig geliebt habe; fuhr dann fort, ihm den Kummer zu schildern, den ihr die Vorstellung, so ganz verlassen zu seyn, verursache. Was ihre Lage noch trauriger mache, fügte er hinzu, sey die Eifersucht ihres Mannes. Dieser habe, wie es scheine, ihren Besuch bey Sr. Majestät in Erfahrung gebracht und quäle sie nun mit Vorwürfen und Argwohn. Von dem Gegenstande ihrer Liebe vergessen, von ihrem aufgebrachten Manne gemißhandelt, sey sie im Begriffe, sich der Verzweiflung hinzugeben. Nur die schwache Hoffnung, daß der König sich ihrer wieder erinnern werde, habe sie bisher noch zurück halten können.

Der König schien durch diese Schilderung gerührt; gestand, daß sie ihm gefallen; daß er nur gezweifelt habe, ob sie ihn wirklich liebe? und daß er itzt, da er davon überzeugt sey, sie bald möglichst wieder zu sehn wünsche.

Wie unglücklich sind doch die Großen, die weder ihren Beruf, noch Sittlichkeit, noch Häuslichkeit kennen, daß sie sich solchen Intriguen

guen hingeben müssen, um nicht vor langer Weile zu vergehen!

Schon am andern Abende erschien Frau von Estioles, zum zweytenmale, in den geheimen Zimmern des Königs. Sie bot alle Reize ihres Witzes auf, um die Reize ihres Körpers zu unterstützen. Man bemerkte, daß der König seit langer Zeit nicht so heiter; seit langer Zeit beim petit souper so fröhlich gewesen sey.

Am andern Morgen blieb Madam d'Estioles — wiewohl noch verborgen — in den Zimmern, welche die Frau von Mally inne gehabt hatte. Der König brachte den ganzen Vormittag in ihrer Gesellschaft zu, und fand sie mit jeder Minute angenehmer, unterhaltender, liebenswürdiger.

Frau von Estioles erhielt beym Abschiede das Versprechen von dem Könige, sie unter seinem unmittelbaren Schutz zu nehmen. Bey ihrem nächsten Besuch bewirkte sie den Beschluß, ihr Zimmer in Versailles einzuräumen und sie öffentlich als erklärte Maitresse des Königs bey Hofe aufzuführen. Eine solche Stelle wurde damals unter die höchsten Ehrenposten gerechnet

wie die übrigen Hofämter, als einen fixirten Posten oder Charge angesehn und als das Ziel der Wünsche, für die ganze weibliche Hofwelt betrachtet. Frau von Estioles war daher unaussprechlich glücklich; um so mehr, da sie es fühlte, wie sehr sie der Gegenstand des allgemeinen Neides sey. Endlich an dem lang ersehnten Ziele, lag ihr nun vielleicht noch mehr daran, sich auch öffentlich an demselben bemerkt, verehrt — wenn auch gehaßt zu sehn. Ihre öffentliche Vorstellung, in ihrem neuen Ehrenamte, wurde auf einen der nächsten Tage festgesetzt.

Noch ahnete ihr Mann nichts von dem Loose, was ihm indessen gefallen war. Auch sollte es ihm nicht ehr kund gethan werden, bis alles unwiederbringlich entschieden sey. Ihr väterlicher Freund, le Normant von Tournehaam war mit in der Intrigue und beförderte sie, aus Eitelkeit und Eigennutz gleich eifrig. Er übernahm es auch, an dem Tage, wo Frau von Estioles ihren Triumpf feyern wollte, ihn zu entfernen. Dieß nannte man eine Schonung für ihn; die wahre Ursach dieser Schonung aber war, weil man seinen Ungestüm fürchtete. Tour-

neham ließ ihn, in dem Osterfeste (1745.), von einem Freunde zu einem Besuche auf seinen Landsitz einladen und begleitete ihn dahin. Auf der Rückreise machte er ihn mit der indessen vollzogenen Erhebung seiner Frau bekannt und bemühte sich, ihm diese Begebenheit von der Seite des Ehrenvollen und Vortheilhaften, (welches beydes sie auch, so bald er wolle, für ihn und seine ganze Familie werden könne) ins Licht zu setzen und ihn zu einem klugen und vorsichtigen Betragen zu ermahnen.

Vergebens würden wir die Gemüthsstimmung zu beschreiben versuchen, in welche d'Estioles durch diese Eröffnung gesetzt wurde. Schrekken, Bestürzung, Unwillen, Schmerz, über den Verlust einer geliebten, bis dahin mit dem vollesten Vertrauen für treu gehaltenen Frau, über die Kränkung seiner Ehre, die unrechtmäßige Gewaltthätigkeit — bestürmten wechselseitig sein Herz. Er liebte seine Gemahlin auf das leidenschaftlichste; er hatte ein sehr reizbares, nach dem Hofurtheile, sehr bürgerliches Gefühl für Ehre. Endlich behielt der Schmerz betrogener und verschmähter Liebe allein die Oberhand. Alle Vorstellungen

und Vernunftgründe seines politischen Oheims blieben daher ohne Wirkung bey ihm. Seine Leidenschaftlichkeit grenzte an Verrücktheit. Man durfte ihn nicht einen Augenblick allein lassen. Bald machte er Versuche, sich das Leben zu rauben; bald seinen Beobachtern zu entwischen, um nach Versailles zu eilen und seine ungetreue, aber geliebte Gattin, zurück zu führen.

Endlich ergoß er seinen wilden Schmerz in einen Brief an seine Gemahlin, in welchem er sie, mit dem Andringen der heissesten Liebe, zur Rückkehr zu ihm und ihrer Pflicht auffoderte. Herr von Tourneham übernahm selbst die Bestellung dieses Briefs. Frau von Estioles empfing ihn, laß ihn dem Könige vor und begleitete ihn mit spöttischen Anmerkungen; — um den König zu belustigen.

Hierin verfehlte sie jedoch ihren Zweck. Der König sagte sehr ernst: Vous avez, Madam, un mari bien honnête homme! Man sah, er fühlte in dem Augenblicke eine wahre und lebhafte Achtung vor dem Verfasser des Briefs. Dieß lockte ihm freylich keine Reue ab, über die schreiende Ungerechtigkeit, die er ihm zugefügt

hatte; noch weniger leitete ihn dieß vorübereilende Gefühl auf den Vorsatz, wieder gut zu machen, so weit es ihm möglich war und ihm seine Frau zurück zu geben, wie er es verlangte.

So sind die Großen, denen einmal Verachtung der Sittlichkeit, des Rechts und der Verhältnisse zu einer traurigen Gewöhnung geworden ist. Rührungen gleiten auf der dicken Schwielenhaut ihres Herzens ab; Einsichten vermag ihr Verstand nicht zu fassen. Sie haben die Gewalt und begreifen nicht, warum sie keinen Gebrauch davon machen sollten. In wenig Tagen würde der unglückliche d'Estioles mit allen seinen Klagen, seinem Geschrey um Gerechtigkeit völlig vergessen seyn, wenn er es nicht ohne Unterlaß wiederholt und immer mehr hätte laut werden lassen. Das Publikum nahm Antheil daran, weil er einer allgemeinen Achtung genoß. Bey Hofe mußte man also auch Kenntniß davon nehmen. Tourneham und andere Abgeordnete seiner Gemahlin versuchten Vorstellungen, Versprechungen, Drohungen, um ihn zu beruhigen. Vergebens! Er schien darin nur

einen Reiz zu noch auffallenderen Schritten zu finden. Seine Frau, selbst der König fingen an ihn zu fürchten, und nun blieb nichts weiter übrig, als durch eine zweyte, noch schreiendere Gewaltthätigkeit die erste zu decken. Eine lettre de cachet verbannte den Unglücklichen nach Avignon. Dort mogte er klagen; man war sicher, daß seine Klagen ungehört, wenigstens wirkungslos verhalleten; man war sicher, daß er nicht jemand anders als ihm selbst schaden könne. Und wem kümmerte dieser, auch der schlimste Erfolg?

Diese neue Ungerechtigkeit konnte den Schmerz des Bedrückten nur erhöhen. Doch fühlte er darin immer noch mehr den unwiederbringlichen Verlust seines geliebten Weibes, als den Druck der ungerechten Gewalt. Kaum war er zu Avignon angelangt, als ein hitziges Fieber ihn ergriff und an den Rand des Grabes brachte.

Man hielt seinen Tod für unvermeidlich; — und würde ihn nicht ungern gesehn haben. Wenn die Ungerechtigkeit erst soweit gegangen ist, wo findet sie dann die Grenzlinie?

Indessen siegte seine gute Natur. Die Krankheit hatte auch seine Leidenschaft gemildert. Der Schmerz war weniger heftig und ließ dem Nachdenken wieder einige Wirksamkeit. Er fing an, die Frau zu verachten, die ihn auf diese Weise behandelt hatte, ohne sie jedoch vergessen zu können. Er wünschte in ihrer Nähe zu seyn, um ihr zu zeigen, wie wenig er itzt noch ihren Verlust bedaure. Er suchte seine Zurückberufung und erhielt sie; gegen die Verheissung: jeden Anspruch auf seine Gemahlin aufzugeben.

Man verlieh ihm zum Ersatz noch eine sehr ansehnliche Vermehrung seiner Einkünfte. Er hatte über viermal hunderttausend Liver jährliche Renten; und überdieß nochdie Erlaubniß, einen Handel mit seiner Protektion zu treiben. Ihm stand frey, Bedienungen, Pensionen und Gnadenbezeigungen zu verkaufen, die er nicht einmal zu vergeben hatte; sondern durch seine Empfehlung an die Empfehlung seiner ihm entlaufenen Gemahlin, Kraft der Machtgewalt des Königs, unmittelbar oder von andern Behörden erhielt. Man begreift, welch eine ergiebige Quelle von Reichthum dieß Vorrecht für

jeden, der es zu benutzen verstand, werden mußte!

Am Ende des zwölften Monats kehrte er nach Paris zurück, und überließ sich, theils um seinen fortwährenden Mismuth zu zerstreuen; theils um seiner Ungetreuen zu zeigen, wie sehr er sie gering schätze, einem ausschweifenden Leben. Weit entfernt, seine Unordnungen zu verbergen, suchte er sie vielmehr absichtlich zu der Kenntniß des Publikums zu bringen. Nur dadurch konnte er die Rache nehmen, welche, dem größesten Theile nach, die Hauptabsicht seiner Ausschweifungen ausmachte. So war die Sittlichkeit dieses bis dahin unbescholtenen und biederen Mannes, durch sein Unglück und die Untreue seiner nur zu sehr geliebten Frau zerrüttet worden.

Frau von Estioles, oder, wie sie damals bereits hieß, die Marquise von Pompadour, hatte sich indessen der Gunst des Königs so vollkommen bemächtigt, als es keine ihrer Vorgängerin von sich rühmen konnte. Beyweiten mehr noch, als ihren körperlichen Reizen, verdankte sie dieß ihren gesellschaftlichen Talenten. Mis

war vor ihr jemand so fähig gewesen, den König wie sie zu unterhalten und ihn gegen die lange Weile zu schützen, die ihn bisher so sehr verfolgt hatte. Ihre mannigfaltigen Talente, vornehmlich ihr lebhafter Witz, ihre Gabe zu erzählen, machten sie dem Könige bald unentbehrlich. Sie war unermüdet, und unerschöpflich, an angenehmen Unterhaltungen und Beschäftigungen, wobey die Indolenz des Königs auf keine Weise in ihrer Gemächlichkeit gestöhrt wurde.

Nichts glich itzt, nach dem Urtheile der Höflinge, der Annehmlichkeit der kleinen Abendgesellschaften, in welchen der König, in einen kleinen Zirkel vertrauter Personen beyderley Geschlechts, von den Königslasten des Tages — sich zu erholen suchte. (Den interessanten Abendgesellschaften Friederichs des Zweyten, waren sie freylich dabey so unähnlich, als das Tagewerk und Erholungsbedürfniß Friederichs dem Tagewerke und Erholungs-Bedürfnisse Ludewigs glich.) Die Jagdpartien und andere kleine Reisen auf Lustschlösser wurden durch die Theilnahme der Marquise von Pompadour, aus langweiligen Frohndiensten zu Freudenfesten und

Gegenständen des lebhaften Verlangens, für alle die, welche sich sonst gern davon losmachten, so bald sie konnten. Der König war itzt heiterer, als je vorher; alles ahmte wenigstens dem Ausdruck der Heiterkeit nach; wie ehmals alles eine melancholische Stimmung affektirte. Dem Könige wurde die Gesellschaft und Unterhaltung der Frau von Pompadour täglich mehr zum Bedürfnisse und nach eben dem Verhältnisse wuchs die Gewalt, welche sie über ihn dadurch erhielt und wovon sie nicht unterließ Gebrauch zu machen; — obwohl anfangs freylich nur zur Befriedigung ihrer Eitelkeit und ihres Eigennutzes.

Die Höflinge erstaunten über die Veränderung, die sich in den wesentlichsten Eigenschaften des Königs zeigte und demüthigten sich täglich mehr vor dem Götzen, der, ihrer Art, die Dinge zu beurtheilen, nach, die Wirkungen einer Gottheit hervorzubringen vermogte. Ludewig war, von Jugend auf, Sparsamkeit zur andern Natur geworden. Auch hatte keine seiner vorigen Geliebten die geringste Gelegenheit gehabt, seine Freygebigkeit zu rühmen. Seit Frau von Pompa-

dour ihn beherrschte, sah man bey allen Gelegenheiten, wenigstens, wo sie mit die Hand im Spiele hatte, gerade das Gegentheil. Nicht nur verschaffte sie sich selbst ein sehr reiches Einkommen und mehrere liegende Gründe — sechs Monath, nachdem sie öffentlich als Maitresse erklärt war, hatte sie schon hundert und achtzig tausend Liver Einkünfte, und das Marquisat Pompadour. — Nicht nur bewirkte sie die Zurückberufung des alten Poissons, ihres angeblichen Vaters und versorgte ihn reichlich. Nicht nur ließ sie ihren Bruder in den Adelstand erheben und aus des Königs Kasse mit einem reichen Marquisate versehn; sie disponirte fast ganz allein und völlig willkührlich — anfangs freylich nur über die Privatkasse des Königs — in der Folge aber auch über alle öffentliche Kassen. Ueberdieß entstand für sie ein unerschöpflicher Quell von Einkünften, aus der Verkaufung ihres Vorworts bey dem König oder vielmehr der fast willkührlichen Vertheilung aller Aemter und Gnadenbezeigungen und früh fing sie, wie es scheint, schon an, für die Zeiten zu sorgen, wo diese Quellen versiegen mögten.

Im Jahre 1746. kaufte sie ein Landgut, für fünfmalhunderttausend Liver, wozu der König ihr die Kaufsumme anweisen ließ. Ein zweytes erstand sie in eben dem Jahre, für siebenmalhunderttausend Liver. Mit den reichsten Brillanten überhäufte sie der König im Ueberfluß.

In Weynachten (1747.) beschenkte er sie mit einem reichbesetzten Taschenbuche, in welchem sich eine Anweisung auf hundert und funfzig tausend Liver befand.

Im folgenden Jahre wünschte sie, um eins ihrer Landgüter zu vergrößern, ein anstoßendes zu ersteln; — und der König verwilligte ihr dazu ohne Anstand viermalhunderttausend Liver. Sie wünschte ein Haus zu Fontaineblau (ohnerachtet sie Zimmer in allen königlichen Schlössern, also auch in diesem hatte) und der König ließ ihr eins für hunderttausend Liver kaufen. Für eine gleiche Summe wurde bald nachher ein Haus zu Compiegne erstanden.

In Paris ließ der König das Hotel des Grafen von Evreux für fünfmalhunderttausend Liver erstehen; weil Frau von Pompadour es wünschte. Die Ausbauung und Meublirung ko-

stete noch einmal so viel. Um den Garten zu vergrößern, mußte, zum großen Verdrusse der Pariser, ein Theil des öffentlichen Platzes, den man itzt die eliseischen Felder nennt, genommen werden.

Ein Jahr früher, war auch die Zahl ihrer Landgüter noch durch eins vermehrt worden; wofür dem Besitzer eine, den Werth doppelt übertreffende, Rente bezahlt werden mußte; — weil Frau von Pompadour einmal auf den Besitz desselben bestand.

Ausser den Einkünften, welche sie aus diesen Besitzungen und unmittelbar aus den königlichen Kassen zog, war eine eigene und in der That nicht wenig drückende Auflage zu ihrer Bereicherung eingeführt. Wer Aemter, Begünstigungen, Gnadenbezeigungen, Beförderungen, oder ähnliche Vortheile vom Hofe wünschte, konnte sie nur erlangen, wenn die Frau von Pompadour nicht zuwider war, oder sich dafür interessirte.

War ihrem Mann schon der Handel mit seinem Vorworte, als eine reiche Einkommensquelle angerechnet; wie vielmehr mußte er es

für sie seyn! Nichts gleicht der Gierigkeit und Schamlosigkeit, womit sie dabey zu Werke ging; nichts der dumpfen Nachgiebigkeit, womit der König dieß ihr zugestand und der niederträchtigen Kriecherey, womit die Minister, Feldherrn und alle, die Aemter und Vortheile suchten oder zu verliehren hatten, sich hierin fügten. Die Wirkung, welche für die Staatsverwaltung und das Schicksal der Monarchie daraus entstand, wird in der Folge näher anzudeuten seyn.

Es darf kaum bemerkt werden, daß jene verschwendende Freygebigkeit des Königs, wie diese Bedrückungen, die Aufmerksamkeit des Hofs und selbst des größern Publikums erregte. Man fand sie um so anstößiger und tadelnswerther, da alles dieß an eine Person verschwendet wurde, die man nicht achtete und die durch die großen Ansprüche ihres Ehrgeizes täglich anstieß. Der Hof verachtete sie allgemein, (ob er sich gleich, weil man ihren vorigen Stand kannte, allgemein vor ihr krümmte) — und verlangte, daß die erklärte Maitresse des Königs aus den ersten und ältesten Familien des Adels seyn müsse. Die Herzoginnen, die Marquisinnen, die

Gräfinnen, welche sie um den Besitz einer Stelle beneideten, die für eine jede von ihnen längst der Gegenstand geheimer Wünsche, selbst Bemühungen gewesen war — fanden es abscheulich, daß der König an eine solche Creatur — die bürgerliche Frau eines untergeordneten Finanzpächters sich und seine Wohlthaten wegwerfe. Man fand ihre Sprache, ihr ganzes Wesen bürgerlich — von jeder Feinheit und Geschliffenheit einer höhern Welt gänzlich entfremdet. Indem man ihr mit der zuvorkommendsten Artigkeit begegnete, ins Gesicht sie mit den auffallendsten Schmeicheleyen überhäufte, spottete man ihrer hinter ihrem Rücken. Man bezeichnete sie allgemein mit dem Verachtungsnamen der Grisette. Ein Liebling des Königs wagte es sogar, im Anfange ihren Gunst, selbst den König hierauf aufmerksam zu machen und über ihr bürgerliches Air zu spotten.

Der König duldete dieß damals noch; aber es wirkte nicht so auf ihn, als man gehofft hatte. Anfangs wurde er etwas verlegen, wenn der Herzog von Richelieu und andere aus dem vertrauten Zirkel ihn auf etwas wider den Hofton

Anstoßendes aufmerksam machten; nachher aber äußerte er ruhig: es fehle ihr noch etwas an der feinern Ausbildung und erklärte: daß er selbst sich diesem Geschäfte unterziehn werde.

In kurzen sah er und mit ihm jedermann seine pädagogischen Bemühungen mit dem besten Erfolge gekrönt. In der That hatte die Verschlagenheit und Geschmeidigkeit des Geistes der Frau von Pompadour sehr bald bemerken und nachhelfen lassen, wo es ihr noch fehlte. In wenig Wochen hatte sie alle die wichtigen Kleinigkeiten vollkommen inne, worauf man an Höfen so großen Werth legt. Niemand vermogte sie ferner von denen am Hofe auferzognen Damen zu unterscheiden; ohnerachtet diese es freylich nicht zugestehn wollten. Wie konnten sie dieß auch, ohne das Vorurtheil, was ihnen zur andern Natur geworden war, aufzuopfern: daß diese eigentlich feine Bildung nur durch Erziehung am Hofe von Jugend auf, und nur von Personen aus den höhern Geburtsständen erlangt werden könnte.

Frau von Pompadour beschränkte indessen ihr Studium nicht auf diese nichtsbedeutenden äussern Formen und kümmerte sich wenig um das,

was die Eifersucht und der Hochmuth über sie urtheilten. Sobald sie der Gunst des Königs gewiß war, erwachte ihr Ehrgeitz und beschäftigte sie mit den weit aussehendsten Planen. Sie forschte nach: was erklärte Maitressen, voriger Könige, für Einfluß behauptet, für Ehre und Auszeichnungen genossen hatten? Besonders studirte sie die Memoires, welche die Geschichte der Maitressen Ludewigs des Vierzehnten enthielten.

Frau von Maintenon war vorzüglich der Gegenstand ihrer Bewunderung und ihrer Nacheifrung. Wie empfindlich war es ihr nicht, daß ihr jede Aussicht, wie jene, sich zur Gemahlin des Königs zu erheben, verschlossen blieb. Sie zweifelte nicht, sie würde, wäre sie erst so weit, es auch dahin bringen, daß sie als Königin den Thron bestiege.

Da nun weder an das eine, noch an das andere, so lange die Königin lebte, nicht zu denken war, so wollte sie wenigstens eben die Ehre genießen, oder den Einfluß als Maitresse behaupten, den Ludewig der Vierzehnte seiner geheimen Ehefrau öffentlich eingeräumt hatte. Alles sollte sich vor ihr beugen, sie wollte alles be-

herrschen; alles sollte nur durch sie, nur nach ihrem Willen geschehn.

Eh sie dahin gelangte, mußte sie jedoch eine doppelte Gegenparthey bekämpfen, welche sich gleich anfangs gegen sie gebildet hatte. Es war dieß auf der einen Seite Boyer, Beichtvater des Königs, nach Fleuris Tode, ein strenger und herrschsüchtiger Priester, der, besonders seit der melancholischen Gemüthsstimmung Ludewigs, sich eine ausgebreitete Herrschaft über ihn angemaßt hatte, die er nicht geneigt war einer Maitresse abzutreten. Mit ihm in Verbindung standen der Dophin und dessen Gemahlin; die beyde zu der Parthey der Frommen am Hofe gehörten, mit dem Könige und seiner ganzen Lebensart unzufrieden waren; daher mit ihm und allen, die zu seinem engern Gesellschafts-Zirkel gehörten, nicht in dem besten Vernehmen standen.

So sehr sie die neue Verbindung mit der Frau von Pompadour misbilligten; so wagten sie es doch nicht, laut zu werden. Desto mehr erlaubte sich Boyer frey zu reden. Ueberall deklamirte er gegen die neue Maitresse, warf ihr besonders vor, daß sie mit Freygeistern, als Vol-

taire, Maupertius ꝛc. umgegangen sey, also auch keine Christin seyn könne. Er drohte ihr und Binet mit der Strafe des Himmels und seiner Rache, er schwur, sie in kurzen beyde vom Hofe zu jagen; — und beyde blieben. Der König lachte, auf der Pompadour Veranlassung, über den Feuereifer des Beichtvaters; die ganze Parthey war bald entwaffnet und die Marquise hatte in der Folge nie Ursach, einen fernern Angriff von ihm zu befürchten, sobald sie sich in der Gunst des Königs recht sicher gesetzt hatte.

Eine andere Gegenparthey war ihr gefährlicher, wiewohl sie nicht so völlig formirt und auch nicht so geradezu gegen sie erklärt erschien. Es bestand dieselbe aus den bisherigen Günstlingen des Königs; die ihren uneingeschränkten Ehrgeitz fürchteten, und sich nicht geneigt fühlten, die Gewalt über den König, in deren Besitz sie waren, sich entreissen zu lassen. Auch über diese trug sie in der Folge einen völligen Sieg davon. Es gelang ihr, die gefährlichsten zu stürzen; die übrigen, wenigstens dem Scheine nach, mit sich zu vereinigen.

Um sie her bildete sich sehr bald auch eine Parthey, deren Unterstützung ihr zu der Ausübung jener Allgewalt, deren Besitz sie freylich nur sich verdankte, sehr nützlich wurde. Auf ihre Verwandte konnte sie zwar wenig rechnen. Ihr väterlicher Freund, Normand von Tournehaim, blieb zwar auch itzt ihr Rathgeber. Mit ihrem Manne lebte sie äusserlich ganz ausser Verbindung. Sie machte noch wohl seine Beschützerin, mischte sich auch wohl in seine Angelegenheiten, wodurch zuweilen ein Briefwechsel veranlaßt wurde; übrigens bekümmerte er sich nicht um sie, näherte sich ihr auch nicht. Niemals nahm er von dem, was sie anging Kenntniß, wenn er es vermeiden konnte; und redete von ihr stets mit der bittern Kälte, welche den Unwillen und die Verachtung verräth, die sie verbergen will.

Ihr Vater, Poisson, war ein Mann von gar keiner Bedeutung und ohne alle Ansprüche. Er genoß in Ruhe des Wohlstandes, der Bequemlichkeiten und der Ehrenbezeigungen, welche ihm sein Verhältniß zu der Frau von Pompadour und das Verhältniß dieser zu dem Könige, hin und wieder zu wege brachte; ohne sich

im mindesten einfallen zu lassen, daß ihn dieß auch zu anderweitigen Ansprüchen berechtigen könne.

Ganz anders dachte hierüber sein Sohn, der durch seine Schwester gleich in der ersten Zeit ihrer Gunst zu einem Marquis de Vandiere und Intendanten der königlichen Gebäude, Gärten, Kunstsammlungen ꝛc. erhoben war. Diese schnelle verdienstlose Erhebung hatte das waßrichte Gehirn dieses Menschen so aufgeblähet, daß er sich berechtigt glaubte, jedermann mit dem unerträglichsten Stolze zu behandeln; wodurch er sich freylich zum Gegenstande des allgemeinen Spottes und der Verachtung machte. Man nannte ihn den Marquis d'Avanthier, und trieb das Gespöt mit diesem Wortspiele so weit, daß Frau von Pompadour, um ihn zu retten, eine Namensveränderung für nöthig hielt.

Doch auch als Marquis von Marigny vermogte sie nicht, ihm mehrere Achtung zu verschaffen; da er selbst stets dahin arbeitete, sich jeder Achtung verlustig zu machen. Nichts glich der Unverschämtheit, womit er sich überall als

eine Person von hohem Range, Einfluß und Wichtigkeit geltend zu machen suchte; ohnerachtet seine gänzliche Unbrauchbarkeit selbst von seiner Schwester hinlänglich eingesehn, er also durchaus von jedem Antheile an den öffentlichen Angelegenheiten, durch sie selbst, entfernt gehalten wurde. Ueberall drängte er sich zu den ersten Personen am Hofe; wollte nur mit den Ministern, Gesandten, Pairs des Reichs und Prinzen von Geblüthe umgehn; und selbst diesen, denen er sich mit einer beyspiellosen Unverschämtheit aufdrang, begegnete er mit einem auffallenden Hochmuthe.

Dieser Uebermuth war allerdings großentheils die Wirkung der niedrigsten Kriecherey, welche mit seinem Hochmuthe nur zu wetteifern schien. Eben die, welche ihn hinter seinem Rücken am meisten verspotteten, beeiferten sich in seiner Gegenwart am emsigsten, ihn mit den auffallendsten Schmeicheleyen zu überhäufen. Schriftsteller von Ruf und Ansehn entweiheten ihre Federn durch sein Lob. Kaum scheint es glaublich, daß selbst Männer, wie Freron, Boissy, Marmontel sich auf der Liste sei-

ner Schmeichler und scheinbaren Bewunderer fanden. Gleichwohl war die Dumheit, Unwissenheit und Ungeschliffenheit dieses Menschen so groß und auffallend, daß selbst der alte ehrliche Poisson sich gleichsam unwillig über die Erhebung und Auszeichnung dieses Menschen äusserte. „Es sey unverzeihlich", meinte er, „daß der König seine Wohlthaten an einen so ausgemachten Dumkopf und Taugenichts verschwende, als sein Sohn Karl sey". Der ehrliche Mann hatte keinen Begriff davon, daß ein Monarch einen solchen Menschen selbst sehr richtig beurtheilen, herzlich verachten und dennoch ihn durch alle Belohnungen des entschiedensten Verdienstes auszeichnen könne. Der König verkannte wirklich das Lächerliche und Verächtliche dieses Glücksritters nicht, und spottete zuweilen über ihn. Als einst bey Hofe über eine bevorstehende Austheilung des blauen Bandes gesprochen wurde und einige Höflinge in ihrer niedrigen Schmeicheley so weit gingen, daß sie auch den Marquis von Marigny unter die ersten und verdientesten Kandidaten setzten, sagte der König lachend:

non non! C'est un trop petit poisson, pour le metter au bleu! *)

Gleichwohl hatte er ihm einen hohen Rang, eine Ehrenstelle, wozu vorzügliche Kenntnisse erfodert wurden, gegeben und würde ihm auch wohl diese Auszeichnung nicht versagt haben, wenn die Frau von Pompadour darauf gedrungen hätte.

Noch weniger war es ihr mit einem Vetter, einem Mönch aus dem Franziskaner-Orden, geglückt; den sie gleich anfangs hatte zu sich kommen lassen und zu erheben gedachte. Dieser Mensch war so unfähig und führte sich so höchst gemein und ungezogen auf, daß sie sich genöthigt sah, ihn fortzuschicken.

Wenn also ihre Familie nicht fähig war, ihr eine wirksame und geachtete Parthey am Hofe zu bilden; so blieb sie doch nicht lange ohne eine solche. Das Heer der Schmeichler, welches sich um sie drängte, war eben so wenig geschickt, diese Schutzwehr um sie her zu bilden. Auch

*) Das Wortspiel in diesem Bonmot macht es unmöglich es zu übersetzen. Der, wenn auch nicht sehr witzige, Spott darin ist indessen nicht zu verkennen.

war sie klug genug, gar nichts darauf zu rechnen. Allein ausser denen, welche ihre Erhebung bewirkt und befördert hatten, verbanden sich bald Personen von Range und in wichtigen Aemter mit ihr; um durch die Annäherung an sie sich dem Könige zu nähern, oder nahe zu erhalten. Man sah bald, daß, wer nicht mit ihr sey, sie wider sich haben werde. Man war also für sie, um nicht für ihren Gegner zu gelten; oder schloß sich an sie, weil man bereits gegen andere war, die für ihre Gegner galten. Unter den Großen war der Prinz von Soubise einer von denen, welche sich am ersten an sie anschlossen und sich am treuesten und anhänglichsten an sie bewiesen.

Indessen bemächtigte sie sich der Gunst des Königs immer mehr und fester; und nach eben dem Verhältnisse wuchsen auch ihre Anmaßungen und ihr Uebermuth. Ohne alle anderweitige Rücksichten überließ sie sich nun den Begehrungen ihres Ehrgeitzes, ihrer Herrsch- und Habsucht. Sie wollte allein und unbedingt über den Schatz, über die Ehrenstellen und Würden, über Recht und Gerechtigkeit, selbst über das

Schicksal des ganzen Reichs gebieten und entscheiden.

Alles, was ihr hierin hinderlich seyn konnte, sollte aus dem Wege geschafft werden. Die Gegenwirkung des Beichtvaters und der Parthey des Dophins hatte sie bald überwunden; auch die Lieblinge des Königs vermogten nichts mehr gegen sie; wiewohl sie dieselben zum Theil wenigstens, weder ganz überwunden, noch mit sich vereinigt hatte.

In dem Ministerium blieben noch einige Männer, die sich ihren Anmaßungen nicht fügen wollten; und ihrer Allgewalt zu spotten schienen. Diese mußten also gestürzt werden, wenn sie ihre Absicht erreichen sollte. Mit dem Finanz-Minister gelang es ihr zuerst; für ihre Absichten so gar zu früh. Orri wurde entfernt; allein sie konnte es nicht hindern, daß ein anderer an seine Stelle gesetzt wurde, der nicht viel gefälliger gegen sie war als jener.

Ihr heftigster und offenbarster Widersacher war der Staatsminister, Graf von Argenson. Allein er stand in einer so fest gegründeten Achtung bey dem ganzen Hofe, bey dem König selbst,

daß sie es nicht wagen konnte, ihn geradezu anzugreifen. Ein Versuch, den sie dennoch — bey einer, wie sie glaubte, günstigen Gelegenheit — machte, belehrte sie noch deutlicher, wie gefahrvoll dieß Unternehmen sey. Denn nur wenig fehlte, daß ihr Angriff auf ihn nicht zu ihrem eigenen Verderben ausgeschlagen wäre.

Einst, als man den neugebohrnen ältesten Sohn des Dophins, wie es von Zeit zu Zeit geschah, zur Schau ausgestellt hatte, fand die Wärterin, da sie ihn wieder hinwegtragen wollte, ein versiegeltes Päckchen, mit der Aufschrift: „an den König", in der Wiege. Bey der Eröffnung desselben fand der König, dem es überliefert ward, einige Getreidekörner und einen Brief, in welchem von einem eingetretenen Getreide-Mangel Gelegenheit genommen wurde, ihm die heftigsten Vorwürfe über seine nachlässige Regierung, besonders aber über seine verschwenderische Freygebigkeit, gegen die Frau von Pompadour, den immer wachsenden Einfluß dieser Maitresse und sein ganzes ärgerliches Verhältniß zu derselben, zu machen. Der empfindlichsten Rüge wurden sogar Drohungen hinzugefügt

und selbst von einem andern Ravaillac *) gesprochen.

Die Sache machte großes Aufsehn, Frau von Pompadour bezeigte sich auf das höchste beleidigt und schrie um Rache. Der König selbst war sehr ungehalten, und wurde von ihren Beschwerden aufs heftigste zur Bestrafung des Verwegenen, der den unverzeihlichen Frevel begehen konnte, dem Monarchen Vorwürfe machen und auf eine so nachdrückliche Weise an seine vergeßne Pflicht erinnern zu wollen, gereizt.

Frau von Pompadour hatte d'Argenson in Verdacht; oder hatte — wie andere behaupten wollen — die ganze Sache selbst angestellt, um d'Argenson in Verdacht zu bringen und des Königs Zorn auf ihn zu richten. Sey das Eine oder das Andere; so versuchte sie es, nicht ohne Glück, dem Könige wahrscheinlich zu machen, daß dieser Streich von ihm herrühre. Es war dem Könige selbst nicht unbe-

*) Man erinnert sich dieses Meuchelmörders Heinrichs des Vierten, Königs von Frankreich.

kannt, daß d'Argenson der Frau von Pompadour abgeneigt sey. Er hatte laut genug über ihre unedle Herkunft, über ihre Verschwendungssucht und Herrschbegierde gespottet. Madam Sauve, die das Paquet gefunden haben wollte, war die Frau eines Unterbedienten in dem Bureux d'Argensons und man sagte ziemlich allgemein, daß sie in einem noch nähern Verhältnisse zu dem Minister stehe. Daß es jemand anders, von der Sauve unbemerkt, in die Wiege gelegt haben sollte, schien auf den ersten Anblick höchst unwahrscheinlich. Bey einer nähern Befragung machten ihre Antworten die Angabe nur noch unsicherer, anstatt sie in ein helleres Licht zu setzen. Man erfuhr, sie habe Gift genommen. Was konnte die Ursach seyn, als daß sie fürchtete, zu Bekenntnissen genöthigt zu werden, die sie, aus Rücksicht auf andere Verhältnisse, nicht machen konnte, oder wollte. — Dieß, von der Beredsamkeit der Frau von Pompadour unter blendende Gesichtspunkte zusammengestellt, führte zu Wahrscheinlichkeiten, die dem Könige immer mehr als Gewiß-

heiten einleuchteten. d'Arganſons Schickſal ſchien entſchieden.

Allein, kaum hatte der König etwas von einem Verdachte gegen den allgemein geachteten Miniſter geäuſſert; als ſich die Stimme, beynah des ganzen Hofs, zu ſeiner Vertheydigung, alſo gegen die Frau von Pompadour erhob. Die Königin, die ſich ſonſt faſt nie in etwas miſchte; alle Miniſter, die Prinzen, die angeſehnſten Perſonen, jeder Art, verbürgten ſich ſo zuverſichtlich für ſeine Unſchuld, daß der König wankend wurde. Einige gingen ſogar ſo weit, die Beſchuldigung auf die Frau von Pompadour zurückzuſchieben. Sie erklärten laut die ganze Begebenheit für eine Intrigue von ihr; die keinen andern Zweck habe, als einen allgemein geachteten und verdienten Staatsminiſter zu ſtürzen und ſeine Stelle durch ihre Kreaturen zu beſetzen. Dieſer Vorſtellung wuſte man ſo viel Wahrſcheinlichkeit zu geben, daß der König ſelbſt kaum mehr zweifelte. Einige unwillige Aeuſſerungen verriethen der Marquiſe, wie nahe die Gefahr über ihrem Haupte ſchwebte.

Noch war ihr Verhältniß nicht befestigt genug, um dieser und jeder Gefahr trotzen und es mit der allgemeinen Stimme des Hofs, mit dem — leicht zu erregenden und schwer auszutilgenden Argwohne des Königs aufnehmen zu können. Vielmehr sah sie sich zur Selbstvertheydigung gezwungen und mußte also den Plan, ihren Gegner zu stürzen, aufgeben. d'Argenson blieb in seinen Aemtern wie in der Gnade des Königs. Aber auch Frau von Pompadour erschien bald begünstigter, als je vorher. Ihre Reize, ihre Kunst, ihre Gewalt über den König, sicherte sie gegen alle fernere Angriffe. Die Untersuchung, welche jenes Vorfalls wegen angefangen war, wurde niedergeschlagen; die Sauve, nachdem sie von ihrem Versuche, sich zu vergiften, hergestellt war, in die Bastille gesetzt und mit ihr in kurzen die ganze Begebenheit vergessen.

Die Gewalt der Maitresse über den König war durch diese Begebenheit, wie der Erfolg bald zeigte, nur befestigt und vermehrt. Das Mislingen ihrer Absicht gegen d'Argenson hatte sie in den Augen der Höflinge noch verächtlicher gemacht;

nach eben dem Verhältnisse aber ihren Stolz gereizt, und ihre Empfindlichkeit erhöht. Von nun an durfte es niemand ungestraft wagen, die Ehrfurcht gegen sie nur im geringsten aus den Augen zu setzen; oder sich eine Spötterey über sie zu erlauben. Ein bitterer Einfall, welcher dem Grafen von Maurepas, in Betreff ihrer, entfuhr, brachte ihn um seine Aemter und die Gnade des Königs.

Einige beissende Verse verdammten den Chevalier de Resselier zu einem Lebenslänglichen Gefängnisse, in einem eisernen Kefich. Aus besonderer Gnade wurde er, nach einem siebenjährigen Aufenthalte in dieser unbequemen Wohnung, aus derselben erlöst, um in ein schauderhaftes Gefängniß gesperrt zu werden. Doch erlöste ihn endlich die Großmuth der Frau von Pompadour auch aus diesem; jedoch unter der Bedingung, nach Malta zu gehn und dort den Rest seines Lebens zuzubringen. Seine Stelle in der Armee war längst an einen andern vergeben.

Ein ähnliches, wenn auch nicht ganz so hartes Schicksal traf den Graf von Tressan,

für

für ein ähnliches Vergehn. Dieser stand in Verbindungen bey Hofe, von denen er für jeden Fall einen sichern Schutz erwarten zu können glaubte; — und dennoch traf ihn, für einige satyrische Sonetten, die Frau von Pompadour auf sich gedeutet hatte, Ungnade und Verbannung. Durch solche Beyspiele ihrer Rachsucht suchte sie sich furchtbar zu machen. Dabey beobachtete sie fast gegen jedermann ein im höchsten Grade hochmüthiges Betragen; und reizte dadurch den Haß und die Verachtung, welche sie eben dadurch niederdrücken wollte. Kleine Seelen, die es fühlen, daß sie keine Achtung verdienen und erwarten können, wollen wenigstens Unterwürfigkeit und Demüthigung erzwingen. Frau von Pompadour wußte, daß man ihre Herkunft kannte und sie deshalb gering schätze. Daher strebte sie nach jeder äussern Hoheit, die sie erreichen konnte, und beobachtete ein übermüthiges Betragen, um jeden ihre Erhabenheit recht fühlbar zu machen. Sie wollte dadurch das Andenken an ihre vorige Niedrigkeit vertilgen und begriff nicht, daß sie gerade dadurch dasselbe täglich er-

neuerte; es immer schärfer und unauslöschlicher machte.

Die Königin war die einzige Person, welche, wenigstens in den erstern Jahren, nicht Ursach hatte, sich über den Uebermuth der Maitresse zu beklagen. Frau von Pompadour affektirte sogar ein ganz eigentliches Bestreben, ihr eine Anhänglichkeit und Ergebenheit zu bezeigen. Sie wußte, daß der König ein unehrerbietiges Betragen nie dulden werde, und daß sie sich durch eine Vernachläßigung gegen die Gemahlin, die er persönlich hochachtete und deren Verhältniß, als Königin, er beobachtet wissen wollte, für immer seine Gunst verscherzen würde. Indem sie sich nun in diese Nothwendigkeit fügte, ihr Ehrerbietung und Unterwürfigkeit zeigte, suchte sie sich gegen andere das Ansehn einer Beschützerin derselben zu geben. Sie erklärte — und zwar so und in der Absicht, daß es die Königin wieder erfahren sollte — sie werde stets bereit seyn, ihr bey dem Könige gute Dienste zu leisten, sie für jede üble Behandlung zu hüten und zur Erfüllung ihrer Wünsche wirksam zu seyn.

Wie sehr die Eitelkeit auch den hellesten Verstand verblendet! Frau von Pompadour bemerkte nicht, daß sie, hiedurch mehr als durch irgend etwas vorher, Spott und Lachen erregte und fuhr fort in ihrem Bemühen, sich bey der Königin ein Ansehn von Wichtigkeit zu geben. Sie schrieb an eine der vertrauten Damen der Monarchin einen Brief voll Klagen: wie sie hören müsse, daß sie bey der Königin angeschwärzt sey, und daß man sich alle Mühe gebe, sie mit derselben zu veruneinigen. Sie wünschte über diese Besorgniß, die sie höchst unglücklich mache, beruhigt zu seyn; ließ sich aber nur durch wiederholte Versicherungen von dem Ungrunde ihrer Befürchtung beruhigen; und bat dringend: die Königin möge es ihr doch gleich wissen lassen, wenn sie bey ihr verläumdet werde, damit sie sich rechtfertigen könne.

Mit dieser Schonung und zärtlichen Besorgniß, der Königin nicht zu misfallen; mit dieser äussern Demuth bildeten die Anmaßungen, welche sie bald nachher machte, einen seltsamen Contrast; wiewohl sie freylich mit jenen selbst nur Kinder einer Mutter waren. Die Marquise, mit

Reichthümern überhäuft, von den angesehnsten Personen des Hofs äusserlich geehrt, faßte die Idee, unter die Ehren-Damen der Königin aufgenommen zu werden; die sogenannte Ehre des Louvre zu genießen. Sie hatte gelesen, daß der Frau von Montespan, Maitresse Ludewig des Vierzehnten, diese Ehre zu Theil geworden war und fand es unerträglich, hinter jener zurück zu bleiben. Sie verlangte, der Königin öffentlich vorgestellt zu werden; — und der König, der längst gewohnt war, ihr alles zu bewilligen, ließ bey der Königin deshalb den Antrag machen.

Diese Ehre war bisher großentheils auf die Gemahlinnen der Pairs und Herzoge beschränkt. Bey einer solchen feyerlichen Präsentation, erfolgte eine Umarmung von der Königin und die Erlaubniß, sich in Gegenwart derselben auf einem Armstuhle niederzulassen. Sie enthielt also in der That eine Anfoderung, die von Seiten der Königin nur mit einer großen Selbstüberwindung befriedigt werden konnte. Dem frommen, milden, so oft schon gedemüthigten Sinne dieser Monarchin, wurde freylich diese Ue-

berwindung so schwer nicht. Die Prinzes von Conty übernahm es selbst sehr zuvorkommend, die Marquise bey der Königin einzuführen; die Hofschranzen drängten sich, um die Feyerlichkeit zu verherrlichen; — und im Stillen die Unverschämtheit und den Uebermuth der Maitresse zu verspotten und zu verwünschen.

Die Königin empfing sie mit einer Güte, die eben so allgemein rührte, als die Dreistigkeit — wo nicht Frechheit — der Frau von Pompadour empörte. Man horchte auf die Anrede der Königin; beobachtete die leidende Freundlichkeit in ihren Mienen, den Ausdruck des Uebermuths in den Gebärden der Marquise, und die anscheinende Verlegenheit auf dem Gesichte des Königs.

Plötzlich wurde die Aufmerksamkeit von allen diesem, durch eine Demüthigung, welche der Frau von Pompadour mitten in ihrem Triumpfe wiederfuhr, abgezogen und erfüllte fast alle Zuschauer, mit dem lebhaftesten Gefühle der Schadenfreude. Nachdem die Marquise von der Königin, bewillkommt war, wurde sie, dem Ceremoniel gemäß, auch dem Dophin zugeführt.

Auch dieser reichte ihr seine Wange zum Kusse; steckte aber, indem sie ihn auf der einen Seite küßte, auf der andern — so daß es die Marquise nicht wahrnehmen konnte, die Gesellschaft aber bemerkte — die Zunge aus und winkte mit den Augen.

Welch ein Fest für die Höflinge! Welche Demüthigung für die Frau von Pompadour! Man säumte nicht, ihr diese Beleidigung zu hinterbringen, und selbst der heftige Zorn, worin sie darüber gerieth, war eine Genugthuung mehr für den Hof und die Hauptstadt, die sie gleich jenem haßte und verachtete. Sie beklagte sich auf das heftigste bey dem Könige; drang auf eine der Beschimpfung angemessene Genugthuung und drohte, den Hof zu verlassen, dafern nicht ihre Ehre wieder hergestellt werde. Eine solche Drohung durfte sie itzt wagen und Erfolg davon erwarten. Der König entrüstete sich sehr über seinen Sohn und versprach der erzürnten Maitresse die vollkommenste Genugthuung. Der Dopfin wurde nach Meudon exilirt, jede Fürsprache eine Zeitlang zurückgewiesen. Er sollte den Zorn des

Königs und der Maitresse recht empfindlich fühlen.

Endlich bewilligte der König seine Begnadigung, unter der Bedingung, daß er der Frau von Pompadour eine öffentliche Genugthuung gebe. Der Dopfin unterwarf sich, erklärte in einer öffentlichen Hof-Assemble der Marquise: er habe sich bey jener Gelegenheit nicht so betragen, als man ihr fälschlich von ihm hinterbracht habe; und erhielt die Gegenversicherung: daß sie auch kein Wort davon geglaubt habe.

So fest war also itzt ihre Gewalt gegründet, daß selbst der künftige Monarch es nicht ungestraft wagen durfte, ihrer zu spotten. Vermogte der König seinen Sohn nicht gegen ihre Rache zu schützen, wie konnten es Unterthanen von ihm erwarten! Dieß schien ihr Blick anzukündigen, als er nach dieser erhaltenen Genugthuung, auf den Reihen der Höflinge verweilte. Sie schienen es zu fühlen und bückten sich noch tiefer vor ihr und — verwünschten sie noch bitterer im Herzen. Auch Paris nahm den lebhaftesten Antheil an dieser Begebenheit. In allen Gesellschaften

sprach man acht Tage lang mit dem lebhaftesten Unwillen darüber; sie trug viel dazu bey, den Haß des Publikums noch allgemeiner zu machen und zu einem höhern Grade zu erhitzen *).

Frau von Pompadour ahnete davon nichts, oder bekümmerte sich nicht darum. Sie war nur auf die Befriedigung ihres Ehrgeitzes be-

*) Der Spottgeist, der der französischen Nation so eigen ist, ließ sich jedoch, auch durch die auffallendsten Beweise ihrer Rache, nicht ganz niederschlagen. Einige Tage nach ihrer Erhebung zur dame d' honneur bey der Königin, war ihr Bruder mit der damals berühmten Operntänzerin, M. Deschamps in einer fröhlichen Abendgesellschaft. Man redete von dem Vorrechte, was die Marquise dadurch erhielte, sich in Gegenwart der Königin zu setzen. Die Deschamps, gewohnt, jedem Einfalle freyen Lauf zu lassen, ohne Rücksicht auf Sittlichkeit und Verhältnisse, richtete in ihrer fröhlichen Laune folgendes Impromtü an den Marquis von Marigny:

Ma Foi, Marquis de Vandiere,
Avouons le frachement, son Devant
A bien servi son Derriere

Ein schallendes Gelächter belohnte die Dichterin; aber der Marquis ergrimmte zur Rache, für die beleidigte Ehre seiner Schwester; stieß die Deschamps unter Schelten zur Thür hinaus und ließ sie einige Monate in Bicatro einsperren.

dacht, und dieser wurde durch jede Befriedigung nur noch ungestühmer. Die Auszeichnung, welche sie in den Zimmern und von der Person der Königin genossen hatte, erregten den Wunsch nach der höchsten, welche in diesem Verhältnisse statt fand; deren Erreichung aber für sie völlig unmöglich schien.

Es war nichts Geringeres, als die Stelle einer Dame du Palais, wonach sie trachtete. Allein diese Stelle schien so vollkommen über ihrer Sphäre zu seyn, daß ein jeder ihre Anfoderung darauf für die lächerlichste Chimäre erklärte und sich darauf freuete: daß doch nun endlich einmal ihr ungnügsamer Uebermuth, durch eine schimpfliche Zurückweisung, gedemüthigt werden würde.

Man hatte durchaus kein Beyspiel, daß eine solche Stelle einer andern, als einer Dame vom höchsten Stande und Range zu Theil worden wäre. Frau von Pompadour wußte das so gut, wie jemand. Allein eben deshalb trachtete sie danach. Denn gerade dieß konnte und mußte ihr eine Auszeichnung geben, deren

sich noch keine in ihrem Verhältnisse hatte rühmen können.

Ohne Bedenken wandte sie sich daher mit ihrem Gesuche an den König; und der König, gewohnt jeden ihrer Wünsche zu befriedigen, eben so gewohnt, bey seiner Gemahlin eine unbedingte Folgsamkeit gegen seine Foderungen zu finden, ließ den Wunsch seiner Maitresse, von seinen eigenen Wünschen, oder Befehlen unterstützt, an die Königin gelangen.

Nie hatte die gute Königin etwas so überrascht und in Verlegenheit gesetzt, als diese Foderung. Unfähig, sich über etwas zu entrüsten, empfand sie nur das Peinliche der Lage, worin sie dadurch gesetzt wurde. Es schien ihr beynah unmöglich, dem Verlangen des Königs ein Genüge zu leisten und dennoch fand sie es auch eben so unmöglich, dasselbe ganz zurückzuweisen. Sie hielt es unter ihrer Würde, den wahren Grund der Verweigerung anzugeben; gleichwohl fühlte sie, daß unter allen, die ihr vorschwebten, dieser nur hinlängliches Gewicht haben konnte. Endlich halfen ihr dienstfertige Rathgeber auf eine Idee, welche sie für jetzt wenigstens aus

der Verlegenheit zog; auch, wie es schien, ein unüberwindliches Hinderniß der Erreichung der übermüthigen Absichten der Maitresse, zugleich mit einer empfindlichen Demüthigung in sich enthielt.

Indem die Königin ihrem Gemahle die größeste Bereitwilligkeit, seine Befehle zu erfüllen, bezeigte, äusserte sie nur das einzige Bedenken: ob es nicht ein zu großes Aergerniß erregen dürfte, eine Person diese hohe Ehrenstelle bekleiden zu sehn, die unter dem Kirchen-Banne stehe, folglich unfähig sey, zu der feyerlichen Osterkommunion zugelassen zu werden. Die Verlassung ihres Mannes, ihr Verhältniß zu ihm ächtete sie allerdings, schloß sie aus der christlichen Gemeine aus. Der König hatte dieser Vorstellung nichts entgegen zu setzen. Ihre Klagen, ihre Thränen waren ihm peinigend; aber ein so öffentliches Aergerniß zu geben, als darin liegen würde, eine Exkommunicirte zur Dame du Palais zu erklären, war mit seinen religiösen Ideen völlig unvereinbar.

Die Marquise sah, daß sie von der königlichen Gewalt hier, wo sie mit der geistlichen in

Collision kam, verlassen wurde. Ihren Wunsch aufgeben zu müssen, war ihr eine unerträgliche Vorstellung. Ihr erfinderischer Geist, von ihren treuen Rathgebern unterstützt, entdeckte endlich noch einen Ausweg aus diesem Labyrinthe, auf welchem sie ihre Gegner umging und sich am Ziele sah, da sie es kaum selbst noch vermuthete.

Die Aufgabe war, das Hinderniß hinweg zu räumen, was die Königin als das einzige, der Befriedigung ihres Wunsches im Wege stehende, angegeben hatte. Sie mußte an der großen Osterkommunion Antheil nehmen können; zu dem Ende mußte der Kirchenbann von ihr genommen, sie wieder zu einer ehrlichen Frau werden.

Sollte dieß geschehen, so schien es, sey durchaus nothwendig, daß sie ihr Verhältniß zu dem König aufgebe und zu ihrem Manne zurückkehrte. Allein so sehr sie die Stelle einer Dame du Palais wünschte, so wenig hatte sie Lust, dieselbe um diesen Preis zu erkaufen. Ihr Verhältniß zu dem Könige sollte zwar damals nur noch das Verhältniß einer Freundin und Gesellschafterin seyn; — indem eine körperliche Unpäßlich-

keit jenes andere Verhältniß längst aufgehoben habe. Allein, das Aergerniß, was sie durch böswillige Verlassung ihres Gemahls gegeben hatte, wurde dadurch nicht wieder von ihr genommen und dieß war es, was sie von der Kommunion ausschloß.

Sobald sie die Sache aus diesem Gesichtspunkte ansah, stand eine Idee hell und deutlich vor ihr; von deren geschickten Ausführung sie einen sichern Erfolg erwartete. Sie setzte einen sehr zierlich verfaßten Brief an ihren Mann auf, voll Zerknirschung und Reue, über das Vergangene, voll Verlangen, es möglichst wieder gut zu machen und voll Bitten und Verzeihung und Wiederaufnahme; welche sie, als zu ihrer Ruhe und Glückseligkeit unentbehrlich, an das beredteste und rührendste darzustellen sich bemühte.

Während dieser Brief entworfen, beurtheilt, ins Reine gebracht und abgesandt wurde, eilte der Prinz von Soubise ihm voran; um den Herrn von Etioles auf den Empfang desselben vorzubereiten. Er erklärte ihm: wie ihm allerdings völlig freygestellt bliebe: ob er die Bitte seiner

Gemahlin gewähren oder ablehnen wolle; bemerkte aber auch zugleich neben her, daß er durch das erstere dem Könige gewiß keinen Gefallen thun werde, der über die Entschließung der Frau von Pompadour sehr unruhig sey und seine Verweigerung gewiß mit dem thätigsten Danke erkennen würde. Hiebey ließ er zugleich ein Wort von einigen wichtigen Vortheilen in den Finanzen fallen; welche der König geneigt seyn dürfte, ihm in diesem Falle zu bewilligen.

D' Estioles verachtete seine Frau itzt zu sehr, als das er hätte in Versuchung gerathen können, sie wieder anzunehmen; selbst wenn der König und Frau von Pompadour es eben so ernstlich gewünscht hätten, als sie das Gegentheil beabsichteten. Er schrieb ihr daher eine sehr höfliche Antwort, mit einer zierlich eingekleideten Zurückweisung; die jedoch, selbst bey aller Feinheit, die Bitterkeit verrieth, die fortwährend auf dem Grunde seines Herzens sich befand.

Frau von Pompadour hatte nun was sie wollte. Schleunigst machte sie einen jeden, dem

es zu wissen frommte, mit dem Inhalte dieser Antwort bekannt. Sie war nun völlig entsündigt; völlig wieder mit Sittlichkeit und Ehrbarkeit angethan. Was konnte sie dafür, daß ihr Mann ihren Antrag verwarf. Von ihrem Manne verstoßen, was blieb ihr übrig, als fortwährend unter dessen Schutze zu leben, der ihn am sichersten gewähren und dem sie fortwährend nichts mehr als Freundin, Gesellschafterin seyn, also in einem völlig unschuldigen Verhältnisse stehen konnte. Wer mogte es nun wagen, sie von dem Altare zurück zu weisen; und was blieb der Königin, wenn sie den eigentlichen und wahren nicht angeben wollte, für ein wirksamer Grund, ihr die Stelle einer Dame du Palais ferner noch zu verweigern? Die Königin lächelte und schwieg als man ihr die Hinwegräumung des Hindernisses ankündigte; und Frau von Pompadour nahm unter dem heimlichen Gezische des Neides, der Verachtung und Verhöhnung, von ihrer Ehrenstelle Besitz; ohne sich darum zu bekümmern, daß sie durch ihre äussere Erhebung in dem Urtheile aller, die sie umgaben, und ihr vermehrte Ehrfurcht heuchelten, wie in der Achtung des gan-

zen bessern Publikums, verhältnißmäßig tiefer gesunken sey.

Da die Eitelkeit und der Hochmuth der Frau von Pompadour nun durch Erhebung nicht weiter befriedigt werden konnte; so suchte sie die Nahrung für diese Leidenschaften in den mannigfaltigen andern Kleinigkeiten, welche mit jenen verschwistert und durch den Werth, den ihnen die Vorurtheile der Menschen beylegen, oft selbst von denen, welche sie verspotten, mit einer unverdienten Wichtigkeit behandelt werden. Um ihren Rang zu beobachten und recht zu fühlen und fühlbar zu machen, hatte sie in dem Zimmer, wo sie ihre Toilette machte, nur einen Stuhl, dessen sie sich selbst bediente. Fand sich der König dabey ein, so wurde noch ein zweyter herbey gebracht. Prinzen von Geblüte, Cardinäle — nahm sie stehend an. Alle übrigen Besuche empfing sie sitzend, ohne ihnen ebenfalls die Erlaubniß einer gleichen Bequemlichkeit in ihrer Gegenwart zu ertheilen. *)

*) Nur ein einziger wagte es, sie für diesen Hochmuth zu bestrafen. Der Marquis von Torre, der seinem Range und Ansehn eine Genugthuung schuldig zu

Noch mehrern Anstoß erregte sie durch einige ähnliche Aeusserungen ihres grenzenlosen Hochmuths. Sie nahm, gleich den Fürstinnen, Edelleute unter ihren Hausofficiren und verschaffte ihrem Haushofmeister die Stelle eines Rechnungsführers bey dem St. Ludewigs-Orden; wodurch er das Recht erhielt, das Ordenskreuz zu tragen. Frau von Pompadour hatte nun die Freude,

zu seyn glaubte, setzte sich, in Ermangelung einer andern Gelegenheit, auf die Seiten-Lehne des Sessels, in welchem Frau von Pompadour vor ihrer Toilette saß, und unterhielt sich mit ihr in dieser vertraulichen Stellung; ohne merken zu lassen, daß er wisse, was er thue. Frau von Pompadour verbarg ebenfalls ihren Zorn, aber beklagte sich deshalb bey dem Könige. Sauvre war einer der Lieblinge des Königs. Gleichwohl machte ihm dieser gelegentlich einen Vorwurf, über sein, die Frau von Pompadour beleidigendes, Betragen. Allein Sauvre antwortete mit seiner gewöhnlichen Naivität: er sey verdammt müde gewesen und da er keine bequemere Gelegenheit, sich auszuruhen, in dem Zimmer der Marquise gefunden habe; habe er sich so gut beholfen, als möglich. Der König lachte, die Höflinge also im Korus ebenfalls und Frau von Pompadour mußte zu ihrem grosen Verdruße mitlachen, wiewohl sie deutlich genug wahrnahm, daß auf ihre Kosten gelacht wurde.

einen Ludewigsritter hinter ihrem Stuhle zu wissen.

Wer mag sich wundern, wenn dieser Kleinigkeitsgeist sich auch in die Angelegenheiten anderer mischte, die ihr, sey es auch nur von ferne, oder ganz uneigentlich angehörten und auch diese nach den Anmaßungen ihrer Eitelkeit einrichten wollte. So war es ihr unerträglich, daß ihr Mann zu Paris nur gemiethete Zimmer und nicht ein eigenes prächtiges Hotel bewohnte. Sie glaubte, die Schande davon falle auf sie zurück; und ließ d' Estioles unter der Hand Anträge machen, daß er sich ankaufen solle.

D' Estioles, der über dergleichen Kleinheiten hinweg war und, wäre er es nicht gewesen, doch durchaus keine Geneigtheit in sich fühlte, die Eitelkeit seiner entlaufenen Gemahlin auf Kosten seines Geldbeutels zu befriedigen, — wieß dergleichen Anträge mit der Erklärung zurück: ein solches großes Hotel sey für ihn zu groß und zu theuer. Frau von Pompadour entwarf nun, mit dem Besitzer eines prächtigen Hauses und der Maitresse des Herrn d' Estioles, eine Intrigue, die auch glückte. Der Besitzer des Ho-

tels mußte es d' Estioles um einen Preis, weit unter dem Werthe desselben anbieten, die Maitresse ihn zur Annahme des Kaufs bestimmen und die Frau von Pompadour entschädigte den Verkäufer für seinen Verlust, durch eine sehr einträgliche Stelle bey dem Postwesen; die er um eine doppelt so große Summe nicht würde haben erkaufen können.

Ausser ihrer Person, hing sich jedoch ihre Eitelkeit und ihr Hochmuth natürlich an keinen Gegenstand mehr, als an die Tochter, welche sie noch vor ihrer Bekanntschaft mit dem Könige, in der Ehe mit d' Estioles gebohren hatte. Diese Alexandrina war ihr einziges Kind; also der Gegenstand ihrer zärtlichsten Fürsorge. Auch der König behandelte sie, wie seine eigene Tochter. Sie wurde mit jungen Frauenzimmern aus den ersten Familien, Töchtern der Prinzen vom Geblüte, zusammen erzogen und erhielt dadurch schon frühzeitig einen so hohen Begriff von ihrem eigenen Werthe, daß man eine ächte Tochter ihrer Mutter auch in dieser Rücksicht in ihr fand. Auf Betrieb der Mutter sorgte der König frühzeitig für eine glän-

zende Verbindung. Durch sie hoffte die Frau von Pompadour den Flecken ihrer eigenen Herkunft völlig auszulöschen, in Verwandtschaft mit den ersten Häusern zu gelangen. Die Verwendung des Königs und ihr unermeßlicher Reichthum ließ sie darauf rechnen, bey ihrer Auswahl keine Schwierigkeiten zu finden.

Dennoch mußte sie, gleich bey dem ersten Versuche, das Gegentheil erfahren. Frau von Pompadour hatte ihre Augen auf den Sohn des Herzogs von Richelieu geworfen und ließ dem Vater durch den König, als ob es allein von ihm komme, eine Eröffnung machen. Richelieu, der zu den Lieblingen des Königs gehörte, diesen Vortheil sehr wohl zu gebrauchen verstand und ihn der Frau von Pompadour, die er herzlich verachtete und mit der er fast in einer steten Fehde lebte, schon mehrere male hatte empfinden lassen, demüthigte sie auch dießmal; — zwar mit aller Feinheit eines Hofmanns, aber dennoch vielleicht nur um so empfindlicher. Mit einer ehrerbietigen Verneigung antwortete er auf den Antrag des Königs: er müsse doch erst das Haus Lothringen, (von wel-

chem er, von mütterlicher Seite her abstammte,) deshalb befragen. Der König verstand ihn und von der vorgeschlagenen Verbindung war nicht weiter die Rede.

In der Folge wurden mit einem Prinzen, aus dem Hause Nassau, Unterhandlungen geflogen. Eh dieselben jedoch zur Entscheidung gediehen, sank Alexandrine und mit ihr alle großen an sie gehefteten Plane der Mutter ins Grab. Gewiß war ihr Schmerz, über den Verlust dieser einzigen Tochter, eben so aufrichtig, als er sich heftig äusserte. Ob aber die Quelle desselben nur reine Mutterliebe war, lassen wir billig dahin gestellt seyn.

Unter den kleinern Bestrebungen ihrer Eitelkeit und ihres Ehrgeitzes, darf ihr Bemühn, für eine Schutzgöttin der Wissenschaften und Künste zu gelten, nicht unberührt bleiben. Sie las und beurtheilte die Schriften der besten Köpfe jener Zeit; sie besuchte die Schauspiele; — jedoch späterhin selten, weil sie, bey dem steigenden Hasse des Volks, nicht sicher vor Beleidigungen war. Sie besuchte die Kunstsammlungen, von Zeit zu Zeit und gab sich ein Kenner- und Beschützer-An-

sehn, was sich von den Werken des Genies auch auf die Schöpfer derselben erstrekte.

Wie sehr die Gelehrten — denen ein Geist der Schmeicheley und Kriecherey, noch von Ludewigs des Vierzehnten Zeiten her, zur andern Natur geworden war, — sich an sie drängten, wie selbst die besten Köpfe sich zu den öffentlichsten und übertriebensten Huldigungen erniedrigten, ist bereits erwähnt worden. Was sie für dieselben that, kann nur von einer Seite her, als einigermaßen verdienstlich dargestellt werden, und auch von dieser wird es die Nachwelt kaum in dieser Eigenschaft anerkennen wollen; da die Quelle, woraus ihre Wohlthätigkeit floß, stets verfälscht und unrein erscheint.

Der König achtete die Wissenschaften und Künste, also auch die Gelehrten und Künstler sehr wenig. Es ging ihm hierin, wie den meisten Monarchen; — er hatte keinen Sinn dafür, weil er nie in dieselben eingeweiht, oder, auch nur aus der Ferne her, mit denselben bekannt gemacht war. Sein Erzieher hatte selbst wenige Begriffe davon und überdieß ein emsiges Bestreben, kein Talent in dem Könige zu entwickeln,

Eben so hatte er ihn vor dem Fehler bewahrt: scheinen zu wollen, was er nicht sey. Ludewig hatte sehr wenig Eitelkeit und diese geringe Eitelkeit konnte unmöglich danach streben, für einen Kenner und Beschützer derjenigen Talente zu gelten, auf welche er gar keinen Werth legte.

Seine ihm zur andern Natur gewordene Sparsamkeit war also, von dieser Seite her, am schwersten zu bekämpfen und dennoch unternahm es die Frau von Pompadour mit Leichtigkeit und Glück. Sie verschafte mehrern geachteten Gelehrten und Dichtern ansehnliche Pensionen *)

*) Doch auch hiebey verleugnete sie ihren eigentlichen Charakter nicht. Der Abbe le Blanc, ein geachteter Schriftsteller seiner Zeit, hatte auf ihr Verlangen ihren Bruder auf einer Reise durch Italien begleitet. Die Aufführung desselben gab ihm viel Ursach zum Misvergnügen und beyde kehrten, wenig mit einander zufrieden, zurück. Die Marquise kannte ihren Bruder gut genug; gleichwohl glaubte sie doch, dem Abbe ihre Ungnade empfinden lassen zu müssen. Gegen ihr Versprechen blieb le Blanc eine Zeitlang ohne Belohnung und Versorgung. Endlich ließ sie ihn zum Geschichtschreiber bey dem Departement, wovon ihr Bruder Chef war, ernennen. Das Publikum fand hierin mehr einen Spott als eine Belohnung für einen Mann, der Achtung verdiente.

Sie zog Künstler hervor; rief solche, die Frankreich noch nicht, oder nicht in der Vollkommenheit hatte, aus dem Auslande, und beschäftigte sie mit mannigfaltigem und großen Aufwande; welcher meistens aus den königlichen Kassen floß. Sie verwaltete selbst das Amt, wovon ihr Bruder den Titel führte und die Einkünfte zog und und die Künstler aller Art waren — bis auf den Eigensinn ihres eben nicht sehr richtigen Geschmacks — größestentheils sehr wohl mit ihr zufrieden.

Auch dieß war indessen mehr Spiel der Eitelkeit, Liebe zur Pracht, Hang zum Luxus jeder Art, als Liebe zur Kunst, oder Gefühl für das Schöne, wahrer Kunstgeschmack. Wenn sie mit jedem Aufwande alles, was Pracht, Luxus und Kunst im In- und Auslande schuf, um sich her versammelte, so war es nur, um damit zu prahlen, sich bewundern zu lassen. Doch hatte sie auch zuweilen den Zweck, dem Könige eine angenehme, wenn auch nur momentelle Unterhaltung zu gewähren. Für diesen Zweck übte sie meistens ihre, in der That reiche, Erfindungsgabe.

Sie kannte dieselbe und legte einen nicht geringen Werth darauf. In der Baukunst, in den zeichnenden und bildenden Künsten gab sie Ideen an; zu ihrer Ausführung mußte alles aufgeboten werden, theils um ihre Eitelkeit zu befriedigen, theils um den König zu unterhalten. Auch war diese Gabe, ihn auf eine mannigfaltige Weise zu unterhalten, während der langen Zeit ihrer Verbindung, es hauptsächlich, wodurch sie ihm fesselte. Mannigfaltigkeit, Neuheit, Täuschung, Ueberraschung war es daher weit mehr, als Wahrheit und Schönheit, wonach sie in ihren Erfindungen und den Angaben, zu diesem Behufe, strebte. Ihre Phantasie war auch hierin unerschöpflich und sie führte manche Ideen aus, die nicht nur bey dem Könige, sondern auch im Publikum, als damals unerhört und unerreicht, Bewunderung erregten.

Eine solche Ueberraschung hatte sie, unter andern, einst dem Könige auf ihren reizenden Landhause Bellevüe bereitet. Es war mitten im Winter, die Natur umher völlig erstarrt; als er dort einen Besuch bey ihr ablegte. Sie führte ihn in ein Zimmer, durch dessen geöffneten Flügelthü-

ren einige Blumenbete, durch die reizenste Mannigfaltigkeit und vollendete Schönheit, einen ungemein lieblichen Anblick gewährten. Sie hauchten ihm einen eben so mannigfaltigen als reizenden Blumenduft entgegen. Der König glaubte einen Zauber zu sehn und zu empfinden. Er näherte sich und überzeugte sich von der Wirklichkeit. So waren Auge und Geruch zu der vollkommensten, lieblichsten Täuschung vereinigt. Freylich schwand sie bald vorüber. — Der König erkannte das Gaukelspiel, das durch künstlich von Porcelain geformte Blumen und Stauden die mit den Essenzen ihrer Gattung besprengt waren, bewirkt wurde *).

*) Dieß wurde damals als das Höchste, was Kunst, in Verbindung mit dem Luxus, hervorzubringen vermogte, bewundert. Wie war die Maitresse Pompadour gleichwol damals noch hinter den Unternehmungen des Luxus zurück, die kaum vierzig Jahre später der Liebling Potemkin, in seinem, dem nachherigen tauriſchen, Pallaste zu St. Petersburg erschuf, selbst angab und in einer in der That bewundernswürdigen Vollkommenheit ausführte. Ich erinnere hier an seinen Wintergarten; wogegen

Doch trug nicht alles, was sie angab, wie dieß, das Gepräge des Erkünstelten und Spielenden. Sie machte auch Anlagen, worin Einheit und Geschmack unverkennbar war. Hieher gehörte ihre sogenannte Einsiedeley, womit sie den König auch einst überraschte, und wohin sie ihn nachher von Zeit zu Zeit aus dem Geräusch des Hofs, das ihm, wie sie wußte, überhaupt lästig war, zu führen pflegte. Es war dieß, dem Aeussern nach, eine kleine Meyerey, am Ende des zu dem Versailler Schlosse gehörigen

jener als eine kindische Spielerey erscheint. Mitten im härtesten Winter, wo ausserhalb dieses Pallastes alles mit Eis und Schnee bedeckt war, wandelte man in diesem Garten, unter Blüten und Früchten, in den lieblichsten, üppigsten Klima. Und diese der Natur gleichsam zum Trotz hervorgebrachte neue Schöpfung, ist nicht etwa ein kleines Blumen-Parterr, von einigen Beten — sondern ein vollständiger Garten, mit Berg und Thal, engllschen Partien, Grotten, Wasser-Bassins, mit zahlreichen, mannigfaltigen Fischen, Gewächsen aller Art, die hier wachsen, blühen, Früchte tragen; ein ungeheures Gewächshaus, in welchem alles durch erkünstelte Wärme, wie in den lieblichsten Klima, getrieben wird.

Parks. Alles war hier, dem Scheine nach, kunstlos, natürlich, ländlich. Keine Pracht, kein in die Augen fallender Luxus; — nur Sauberkeit und Einfalt. Im Hause und um das Haus her, sah man nichts als Gegenstände und Darstellungen eines arkadischen Schäferlebens. Die Wände der Zimmer zierten die schönsten Gemählde, von Natur- und Schäferscenen. Alle Meubeln, Geräthe, Verzierungen, trugen, bey der höchsten Sauberkeit und Nettigkeit, doch diesen Charakter. Das Haus umschlossen Myrthen-Wälder, Jasmin-Lauben, natürliche Blumen-Partien, Rasenplätze. Kunstlose Wege führten den Spaziergänger zwischen diesen zu einem Fischteiche, einem natürlichen Wasserfalle, einem Platze, wo Schafe weideten; und in Gebüsche, wo der mannigfaltigste Gesang der Vögel den einsamen Lustwandler begrüßte. Frau von Pompadour pflegte selbst, wie eine Schäferin gekleidet, den König in diesem Arkadien zu empfangen und zu bewirthen. Auch wußte sie, auf eine bewundernswürdige Weise, sich in den Charakter, der

einen so vollkommnen Kontrast mit dem ihrigen bildete, zu versetzen und zu erhalten.

Weniger vermogte die Phantasie des Königs, aller dieser lieblichen Täuschungen zum Trotz, sich bis auf diesen Grad zu heben. Er fand daher an dieser weniger als an andern spielenden Unterhaltungen Geschmack, worin ihre Erfindungskraft unerschöpflich war. Sie ordnete und dirigirte Schauspiele, die von Zeit zu Zeit in einem vertrauten Zirkel aufgeführt wurden, und worin Frau von Pompadour gewöhnlich eine der Hauptrollen spielte. Sie belustigte ihn mit pantomimischen Tänzen, worin sie mehr, als in irgend einer Kunst, der Vollkommenheit nahe gekommen war. Sie erzählte ihm Märchen und Geschichten; eine Unterhaltung, die sie ihm vor andern angenehm zu machen wußte und worin ihre Phantasie unerschöpflich war. Mit diesem verband sie das Talent des Witzes, was sie meisterhaft nach seiner Laune zu modificiren verstand.

In allen diesen und tausend andern Künsten die lange Weile und den Trübsinn, welche den König abwechselnd zu plagen pflegten, zu vertrei-

ben und zu tödten, war sie in der That unerreichbar. Niemand war fähiger, als sie, jede Gestalt anzunehmen, jede Rolle zu spielen, zu allen Zeiten den Ton anzustimmen, welcher den meisten und sichersten Einklang bewirken konnte. Diese Kunst war es auch, der sie eine Gewalt über den König und durch den ganzen Staat verdankte, welche sie durch nichts anders in dem Grade und der Dauer hätte erlangen und behaupten können. Dieß war es, wodurch sie sich dem Könige unentbehrlich gemacht hatte; denn dieß fand er nur bey ihr. Dieß war es, wodurch sie ein stetes Wachsthum ihrer Gewalt über ihn und den Staat zu einer Zeit bewirken konnte, da ihn kein andres als dieß Bedürfniß zu ihr führte; gerade das, was ihn anfangs zu ihr geführt hatte, zu andern hinzog.

Je mehr die Frau von Pompadour dieß fühlte, desto mehr wuchs ihr Stolz und ihr Ehrgeitz; desto weniger genügten ihr, die kleinen Befriedigungen derselben, in den Aeusserlichkeiten eines hohen Rangs und unermeßlichen Reichthums; desto an sich reissender ward ihr Bestreben nach Einfluß in die Staatsgeschäfte und

Verhältnisse, desto umfassender ihre Gewalt; desto verderblicher ihre Wirksamkeit für den Staat, in seinen innern und äussern Verhältnissen.

Als sie (im Jahr 1745) mit dem Könige in Verbindung trat, war ihr freylich schon von Ministern, Maitressen und Günstlingen vorgearbeitet; die Erlangung eines Einflusses in die Angelegenheiten allerdings sehr erleichtert. Nach dem Tode des Kardinals Fleuri (1743) war die Einheit und Unabhängigkeit der Staatsverwaltung, welche er, so ziemlich, wenigstens durch den beyweiten grösten Zeitraum seiner Administration zu erhalten gewußt hatte, bald gänzlich verschwunden. Der König, völlig unfähig, das Staatsruder mit fester männlicher Hand zu ergreifen und allein, oder in Verbindung mit einem, oder einigen selbstgewählten Gehülfen zu führen, hatte es seinem Schicksale und denen überlassen, welche sich desselben bemächtigen konnten, oder wollten. Die höchste Indolenz, eine gänzliche Unfähigkeit zu ernstlichen, die geringste Anstrengung erfordernden, Beschäftigungen, waren ihm damals schon

zur andern Natur geworden. Durch den Tod des Kardinals war er gleichsam erst zur Mündigkeit gelangt. Aber die lange Unmündigkeit, worin ihn der Kardinal erhalten hatte, hatte ihn unfähig gemacht, von der erlangten Freyheit einen männlichen, königlichen Gebrauch zu machen. Er behielt stets die Eigenschaften, welche er als Knabe, in seinem Verhältnissen, als Untergebener, angenommen und in seinem stets subordinirten Verhältnisse, auch als Mann, in seine Natur verwebt hatte.

Dazu kam die aus eben diesem Verhältnisse ihm eigenthümlich gebliebene höchste Gleichgültigkeit gegen alle Staatsangelegenheiten, seine Regentenpflichten und das Wohl und Weh seiner Unterthanen. Wenn in den ersten Jahren des Krieges die Begebenheiten dieser Art seine Neugier einigermaßen rege machten; so verlohren sie doch bald ebenfalls dieß Interesse für ihn. Er allein in ganz Frankreich redete oft nicht einmal von den Begebenheiten, welche die Nation, bis auf den geringsten Bauer oder Arbeitsmann, auf das lebhafteste beschäftigten.

Er

Er fühlte, daß sein Kopf leer, seine Kräfte ungeübt waren und vermied gern jede Gelegenheit, wo er hieran erinnert werden konnte. Ungern redete er daher mit Gesandten, Generalen, Ministern, über Staatsangelegenheiten; desto lieber mit Weibern über die tausendfachen Kleinigkeiten, um welche sich die Unterhaltung derselben gewöhnlich dreht. Er liebte die Jagd, heftige körperliche Motionen, den Umgang mit Personen, an die er gewöhnt war, mit denen er ohne Zwang umgehn, reden, lachen, trinken konnte, was und wann es ihm einfiel, und seine wechselnde, höchst unbestimmte Laune verstattete. Er liebte den Aufenthalt auf dem Lande, wo ihn das Getümmel des Hofs nicht genirte, und Geschäfte und Staatsangelegenheiten ihn auch von fern her nur selten zu Ohren kamen; wenigstens keine eigentliche Beschäftigung erfoderten.

Dieser Monarch war nun leicht mistrauisch zu machen, launisch, in Kleinigkeiten auf seine königliche Autorität eifersüchtig, undankbar und wenn er sein Zutrauen, oder seine Zuneigung entzogen hatte, unversöhnlich.

Welch ein Monarchen-Charakter! Und was mußte dieser in der Hand einer herrschsüchtigen Maitresse, oder ehrgeiziger Günstlinge werden! Diese Verhältnisse, seine täglichen Unterhaltungen, Jagden, Abendgesellschaften und Weibertändeleyen zerstreuten ihn so, daß er sich bald auch wenig mehr um die kleinen großen Staats-Angelegenheiten bekümmerte, welche doch, auch sonst nachläßige Regenten, mit vieler Wichtigkeit zu behandeln, sich häufig von allen Regenten Geschäften allein vorzubehatten pflegen. Sehr charakteristisch dünkt uns die Anekdote, daß er einst, über dem Mittagsessen, als von der Abtey St. Quentin, die er an demselben Morgen vergeben hatte, die Rede war, selbst sagte: er wisse wohl, daß sie diesen Morgen vergeben sey; allein er habe durchaus keine Vorstellung von dem, dem er sie verliehen habe.

Konnte etwas natürlicher seyn, als daß, unter einem solchen Monarchen die Regierung den Ministern, Günstlingen und Maitressen völlig überlassen blieb? Nach des Kardinals Tode waren in dem Ministerium wenigstens einige Männer, denen man Fähigkeit und Uebung in Ge-

schäften auf keine Weise absprechen konnte, und bey deren Verwaltung sich der Staat vielleicht nicht ganz übel befunden haben dürfte, wenn sie Charakter und Patriotismus genug gehabt hätten, um sich zu einer gemeinsamen, zweckmäßigen, jeden andern Einfluß mit Klugheit und Festigkeit entfernenden Wirksamkeit zu vereinigen.

Allein die Verschiedenheit ihrer Charaktere und die egoistischen Bestrebungen, welche die meisten von ihnen itzt um so stärker ergriffen, jeweniger ihnen die Autorität des Kardinals erlaubt hatte, sich denselben zu überlassen, hinderten jede Vereinigung zu gemeinnützigen Zwecken und mußten sie nach und nach den Intrigen einer herrschsüchtigen und unternehmenden Maitresse überliefern.

Der Finanzminister Orry verdiente diesen Vorwurf am wenigsten. Er war ein Mann von Einsicht und Festigkeit des Charakters. Er besaß das Vertrauen des Königs; denn er liebte Ordnung und Sparsamkeit und diese letztere Tugend war vielleicht die Einzige, welche der König aus der Erziehung des Kardinals noch beybehalten hatte. Freylich besaß er sie in einer

ſolchen Modifikation, daß ſie kaum eine Tugend mehr genannt werden konnte. Indeſſen wurde ſie doch zu einem Grunde, den General-Controleur zu ſchätzen, der eben ſo uneigennützig dachte und handelte, als er ein erklärter und unbiegſamer Gegner jeder Verſchwendung war.

Der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Amelot, war weit weniger fähig, zu einer freyen, kräftigen, politiſchen Wirkſamkeit. Es fehlten ihm Charakter und Geiſt dazu. Ihm gebührte die Bezeichnung eines mittelmäßigen gewöhnlichen Menſchen, in jedem Betrachte. Niemand konnte fähiger ſeyn, als er, nach der Anweiſung eines andern zu arbeiten, — und dadurch hatte er ſich dem Kardinal Fleuri empfohlen. Allein niemand konnte auch unfähiger ſeyn, als er, allein ſeinen eigenen freyen, kräftigen Gang zu gehn; aus eigener Kraft, oder in freyer, ſelbſt gewählter Verbindung, mit Feſtigkeit und Muth zu einem großen Ziele hin zu wirken. Er mußte ſich zwar ſtets anſchließen; aber nicht, um ſeine Kraft mit der Kraft eines andern zu verbinden, ſondern durch die Kraft des andern ſeine Schwäche zu unterſtützen. Er mußte

daher stets in allen Verhältnissen eine untergeordnete Rolle spielen. Als der Kardinal gestorben war, schloß er sich an den Grafen von Maurepas, und that nichts, als nach seiner Leitung.

Der Graf von Maurepas war ein witziger Kopf, ein Dichter, ein Satyriker, beynah von seiner Kindheit an Minister, noch früher Hofmann; in Geschäften, wie in Intriguen jeder Art geübt, zur Kabale geneigt; unaufhörlich mit Kleinigkeiten beschäftigt und dennoch zu wichtigern Dingen nicht unfähig. Er war lächerlich und gefürchtet, der faselndste unmännlichste Charakter und dennoch nicht ohne Talent, sich bey andern geltend zu machen, und Einfluß zu erlangen. Wenn er mit nichts, als Kindereyen beschäftigt schien, entwarf und verfolgte er große Plane des Ehrgeizes. Er kannte den König von Jugend auf genau und hatte sich ihm durch seine Possen und Einfälle angenehm zu machen gewußt. Man rechnete ihn unter seine ausgezeichneten Günstlinge.

Ueber alle diese ragte, als Charakter und Geist, weit hervor, der Graf von Argenson, der ältere, der das auswärtige Departement dirigirte.

Er war ein fähiger Minister, ein geübter Hofmann; ein kraftvoller, fester, ausgebildeter Charakter. Niemand war fähiger seinen eigenen Gang zu gehn als er. Dem Vergnügen und Genusse hingegeben, wurde er doch nie davon hingerissen, in seinen Geschäften und seinen Planen eines unbegränzten Ehrgeizes gestöhrt. Sein stetes Streben ging nach Unabhängigkeit, daher unterhielt er mit den übrigen Ministern nur Verbindungen der Höflichkeit und arbeitete unablässig jeder Maitressen-Kabale entgegen. Im Entschluß und Handeln stand er stets allein. Er hatte sich am Hofe und selbst bey dem Könige ein großes Ansehn erworben; er wußte es; verließ sich wohl etwas zu sehr darauf und erleichterte daher, in der Folge, der Frau von Pompadour, (die er verachtete und seine Verachtung bey jeder Gelegenheit fühlen ließ) seinen Sturz, den er, mit etwas mehr Vorsicht, wenn auch nicht für immer, doch sicher noch einige Zeit hätte verhüten können.

Der Talent-Aermste von allen und dennoch keineswegs der Unbedeutendste in seiner Wirksamkeit war Boyer, Bischof von Mirepoix

und Beichtvater des Königs. Er gehörte zu den dummsten, hochmüthigsten und herrschsüchtigsten Priestern, nicht nur am Hofe, sondern gewiß im ganzen Königreiche. Er war der Lehrer des Dophin gewesen; und hatte alles mögliche gethan, um die mittelmäßigen Talente desselben, durch die gröbste Bigotterie und härteste Intoleranz gänzlich zu ersticken. Zur Belohnung für dieß Verdienst gab ihm der König, nach Fleuris Tode, das Departement der geistlichen Pfründen und nichts glich dem Hochmuthe und der Ungeschliffenheit, welche Boyer von nun an zeigte. Er glaubte, den König, die Königin, den ganzen Hof unabhängig beherrschen zu können und fand sogar Anhang und Unterstützung.

Freylich fand er aber auch wieder noch mehrere Feinde; und selbst unter Personen seines Standes. Der Kardinal Tencin, der ebenfalls nach dem Ministerium strebte, was er erhielt, und sich nach und nach mehr als jemand Einfluß zu verschaffen wußte, unterstützte zwar öffentlich seine intoleranten Maasregeln; war aber doch, wo er konnte, sein geheimer Gegner. Eben so voll Intrigue, als voll Ehrgeitz, arbei-

tete dieser nach dem großen Ziele, an welchen Fleuri gestanden hatte; ohne ihm jedoch näher zu kommen, als er ihm schon bey seinem Leben war. Er suchte sich an d'Argenson anzuschliessen, als den Mann, auf dessen kraftvollen Schultern er zu der gewünschten Höhe empor zu steigen hoffte. Allein dieser behauptete auch gegen ihn seinen Charakter; nie wurde also eine Annäherung zwischen ihnen zu einer völligen Verbindung.

Unter Männern, dieser Art, war keine planmäßige, feste Vereinigung denkbar; weil keine Vereinigung der Zwecke statt finden konnte. Wenn sich auch einige einander näherten, behielt doch jeder seine egoistische Privatabsicht, als vorzüglichstes Augenmerk, im Gesicht; und eben deshalb arbeitete ein Theil dem andern einzeln, oder verbunden entgegen. Bey diesem Mangel an Einheit vermogten sie es denn auch nicht zu hindern, daß sich eine Parthey unmittelbar um den König bildete, und einen, von ihrer Autorität völlig unabhängigen Einfluß erhielt.

Eine Anzahl von Höflingen und Damen machte die vertrauliche Gesellschaft des Königs aus. In dieser sonderten sich wieder, von der

größern Zahl, seine Günstlinge. Seine Maitresse bildete wieder eine besondere Parthey; indem sich an diese alle diejenigen schlossen, welche keinen Weg, zur unmittelbaren Annäherung an den König, oder Theilnahme an der Administration fanden und gleichwohl durch Ehrgeiz, oder Eigennutz zu einem Streben nach dem einen, oder dem andern angereizt wurden.

Als sich Ludewig, in dem Zeitraume, zwischen dem Tode der letztern erklärten Maitresse und der Besetzung dieser Stelle, durch die Frau von Pompadour, einer völligen Liederlichkeit überließ, behaupteten die Günstlinge einen fast ausschließenden Einfluß.

Unter diesen war der Herzog von Richelieu, damals vielleicht der ehrsüchtigste, betriebsamste und begünstigste. Dennoch konnte dieser, mit aller seiner Feinheit, Gewandheit, mit seiner Gunst und — wenigstens seiner eigenen Schätzung nach — ausgezeichneten Einsichten und Verdiensten es nicht dahin bringen, daß der König ihm, nach Amelots Entlassung, das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten anvertraute. Er war dem Könige als Gesellschafter nothwendig; aber es

scheint, daß er ihn, als Minister scheuete. Ludewig hatte sich, auf Zureden des Kardinals Fleuri, nach dem Tode desselben entschlossen, selbst zu herrschen und, so wenig er sich um die Regierungsgeschäfte bekümmerte, so gern er denen, die einmal in Besitz eines Antheils an der öffentlichen Gewalt waren, unter der Einbildung, daß sie unter seiner Oberaufsicht arbeiteten, dieselben ganz und ungestöhrt überließ; so wenig war er zu bewegen, einem andern, den er für anmaßend und herrschsüchtig hielt, einen solchen öffentlichen Gewaltszweig zu überlassen; aus Furcht, er möge sich des Ganzen bemächtigen.

Einfluß verstattete er dem Herzog von Richelieu dennoch wohl; nur nicht unter einer öffentlichen Autorität. Einen Einfluß der Intrigue verstattete seine Indolenz und Charakterschwäche ihm, wie jeden andern, Mann oder Weib, die sich denselben zu verschaffen Geschicklichkeit und Strebsamkeit genug hatte.

Nie hat es daher mehr Kabale und Intrigue an einem Hofe gegeben, als an dem Ludewigs des Funfzehnten. Ehrgeitzige Wei-

ber drängten sich zu der Befriedigung der thierischen Wollust des Königs, in der Hoffnung, erklärte Maitresse zu werden, und dann unmittelbar durch ihn zu herrschen. Sie suchten, durch ihre Männer, ihre Liebhaber sich, ihren Männern, ihren Liebhabern wieder durch sich Einfluß zu verschaffen. Die Höflinge des großen Haufens drängten sich nach dem engen Zirkel, und in diesem bildeten sich wieder unter Männern und Weibern Partheyen, die einander drängten und zu verdrängen trachteten; die alle in die Regierung pfuschen wollten und wenigstens auf manche Theile derselben, insbesondere die Besetzung wichtiger Civil- und Militair Stellen, oder in die Streitigkeiten, zwischen dem Clerus und dem Parlemente wechselseitig Einwirkungen behaupteten.

So waren die Verhältnisse am Hofe, als die Frau von Pompadour auf den Schauplatze auftrat. Unter diesen Umständen strebte sie nach der Alleinherschaft über den König und durch ihn über den ganzen Hof und den Staat. Sehr natürlich mußte sie, von mehr als einer Seite her, Widerstand und Gegenwirkung erfahren.

Die Minister wollten die Macht, die sie in Händen hatten, wenigstens fernerhin in dem Grade unabhängig üben, als es ihnen bisher den mannigfaltigen kleinen und großen Hofkabalen und Güngstlingsintriguen zum Troz noch gelungen war.

Boyer trat bekanntlich gleich Anfangs offenbar gegen sie auf; drohte, sie wieder vom Hofe zu vertreiben, und — beförderte durch seinen unüberlegten blinden Eifer ihre Erhebung und ihren Einfluß.

Orry setzte ihrer Verschwendungssucht eine eiserne Festigkeit entgegen und — mußte seine Stelle einem geschmeidigern und gefälligern Manne überlassen.

Maurepas verfolgte sie eine Zeitlang mit den Mükkenstichen seiner Satire; indem er ihr ins Gesicht schmeichelte und auf diese Weise sich gegen sie sicher zu stellen suchte. Endlich wagte er es — sich auf die Gunst des Königs und die Allgewalt seines Witzes verlassend — sie etwas stärker, an der empfindlichsten Stelle der Weiblichkeit zu verwunden; und — seine Ungnade und sein Abschied war unterzeichnet.

Am kühnsten hatte sich d' Argenson, der ältere, gegen sie benommen und dennoch hatte er sich am längsten erhalten. Der misglückte Versuch, den sie einst gegen ihn gewagt hatte, schien ihn für immer gesichert zu haben, wenigstens hatte es ihn sichrer, kühner gemacht. Er machte gar kein Geheimniß daraus, daß er die Frau von Pompadour herzlich verachte. Eben so wußte jedermann, daß sie ihn eben so herzlich hasse, und dennoch sah man sie höflich freundlich mit einander umgehn; die Frau von Pompadour gegen ihn aufmerksamer und gefälliger, als gegen die meisten am Hofe; selbst wenn er sie zuweilen mit auffallender Nachlässigkeit behandelte. Er war so gar kühn genug, in den Streitigkeiten des Clerus mit dem Parlemente eine Zeitlang Parthey gegen sie zu nehmen. Dennoch würde sie ihn vielleicht immer noch nicht offenbar anzugreifen gewagt haben, wenn nicht eine allerdings etwas auffallende persönliche Beleidigung ihr Veranlassung gegeben hätte, bey dem König auf eine eklatante Genugthuung zu dringen.

Als der bekannte mörderische Anfall des benediktiner Mönchs Damiens auf den König geschehn war, glaubte man in der ersten Bestürzung die Verwundung gefährlicher, als sie in der That war. Einige angesehene Hofleute, an deren Spitze d'Argenson, Boyer, Richelieu — standen, besezten seine Zimmer, und Boyer erklärte es, auf d'Argensons Eingebung, für eine Gewissenssache, die Frau von Pompadour in diesem Zustande zu dem Könige zu lassen. Man hatte schon ehmals in einer Krankheit desselben eine Maitresse von dem Könige; oder vielmehr den König von einer Maitresse entfernt. Dieses Dreyblat der unversöhnlichsten Feinde der Frau von Pompadour ergriff daher, in ähnlicher Erwartung, diese Gelegenheit, zu einem ähnlichen Zwecke gegen sie. Als sie an dem Krankenzimmer des Königs erschien, wurde sie zurückgewiesen und die Thür vor ihr zugeschlossen. Vergebens erschöpfte sie sich in Bitten, Trotzen, Klagen und Thränen. Sie war und blieb aus dem Krankenzimmer des Königs ausgeschlossen.

Beynah hätten ihre Gegner ihren Zweck erreicht; denn Frau von Pompadour, die im ersten Affekte den König ebenfalls in größerer Gefahr und sich schon zu Grunde gerichtet glaubte, faßte bey der Rückkehr in ihr Zimmer schon den verzweiflungsvollen Entschluß, zu entfliehen, um im Auslande Schutz und Rettung gegen ihre Feinde zu suchen. Als sie aber durch einige treue Freunde von diesem übereilten Entschlusse zurückgebracht wurde und nun auch bald zu der Kenntniß gelangte, daß der König gar nicht in Gefahr sey: da schwur sie dem Urheber der erfahrnen Beschimpfung die empfindlichste Rache.

Der König verließ schon nach einigen Tagen wieder sein Zimmer. Sein erster Ausgang führte ihn zu der Marquise und diese empfing ihn mit einem Strohme von Thränen und Klagen über die Mishandlung, die sie während seiner Krankheit erfahren habe. Wenn es ihr nicht erlaubt seyn sollte, sich ihm zu nahen, sein zu warten und zu pflegen, in den Stunden der Gefahr und wo er ihrer am meisten bedürfe, erklärte sie, unter den heftigsten Seufzern, Thränen und

Jammern, dann wolle sie sich lieber überhaupt des Glücks berauben, ihm anzugehören.

Lange versuchte der König vergebens, sie zu beruhigen. Nur das Versprechen einer verhältnißmäßigen Genugthuung, für die empfangene Beleidigung, vermogte sie endlich, ihren Klagen ein Ziel zu setzen und ihren Entschluß aufzugeben. Der Fall d' Argansons war hievon eine Folge; obwohl andere Umstände den Vorwand dazu hergaben.

So siegte sie nach und nach über alle ihre Gegner. Nur einen, mit dem sie in einem — freylich nur versteckten steten Kriege lebte, konnte sie nicht aus dem Wege räumen; ja sie war sogar genöthigt, ihn stets in ihrer Nähe zu sehn, ihn mit Auszeichnung zu behandeln und ihm Gefälligkeiten zu erweisen. Dieß war der Herzog von Richelieu, ihr gleich an Geschmeidigkeit, Witz und Dreistigkeit; dem Könige durch lange Gewöhnung und seine Talente des Umgangs unentbehrlich, wie sie. Beyde hatten Anfangs gegenseitig Versuche gemacht, sich zu stürzen. Allein diese hatten nur die Folge gehabt, daß sie ihre Kräfte kennen lernten und einsahn, wie wenig

nig sie gegen einander vermögten. Dieß konnte sie zwar zu einem vorsichtigen Betragen, aber nie zu einer Vereinigung ihrer Kräfte zu einem gemeinschaftlichen Zwecke bewegen, wiewohl sie dadurch ohnstreitig zu einer unbedingten Gewalt gelangt seyn würden. Ununterbrochen setzten sie einen Krieg mit einander fort, begnügten sich jedoch, ihn in kleinen Streifzügen, mit den Waffen des Witzes zu führen. Sie neckten sich beständig, erwiesen sich allerley kleine hämische Streiche, worin immer der eine den andern zu übertreffen suchte und wodurch der König nicht selten belustigt wurde. Die Marquise gab indessen nie ganz die Hoffnung auf, den König von diesem Günstlinge abzuziehn, wenigstens machte sie von Zeit zu Zeit Versuche, denselben aus seiner und ihrer Gesellschaft zu entfernen *).

*) Einst hatte sie den König auf eins von ihren Landhäusern geführt, und es so einzuleiten gewußt, daß der Herzog von Richelieu nicht zur Begleitung des Königs aufgefodert wurde. Sobald dieser indessen die Lustpartie erfuhr, machte er sich auf und eilte ihm nach. Die Marquise, durch seine unerwartete Ankunft überrascht, rief ihm entgegen: „auf mein Wort, Herr Marschall, ich habe Sie nicht er-

Während dergleichen wichtige Kleinigkeiten den König und den Hof beſchäftigten; Frau von Pompadour dort immer mehr ihre Allgewalt befeſtigte, war der, bereits unter Fleuris Adminiſtration begonnene, Krieg nicht nur im Elſaß und den Niederlanden, ſondern auch in Italien mit franzöſiſchen Truppen und Gelde fortgeſetzt worden. Die Kaiſerin, ihrem Glücke etwas zu viel trauend, hatte Friedensbedingungen gemacht, die Frankreich verwerfen zu müſſen glaubte. Es bot aufs neue ſeine ganze Kraft auf, und einige ausländiſche Feldherren benutzten ſie mit mehr Einſicht und Glück.

In dem Feldzuge im Jahre 1744., war der König ſelbſt zu Felde gegangen. Der ältere

wartet.“ Das glaube ich gern, Madam, ſagte der Herzog; allein Sie wiſſen, daß ich, als einer der Kammerherren Sr. Majeſtät das Recht, habe, mich überall einzufinden, wo er ſich aufhält.

„Aber, Monſeigneur, ich habe wahrhaftig kein Bette für Sie.“

Ach, Madam, pour cela, il ne me faut, qu' une paillaſſe. Der König lachte, die Marquiſe ſchwieg und am Tage darauf hallte dieſe etwas plumpe Zweydeutigkeit, als einer der witzigſten und boshafteſten Einfälle, in ganz Paris wieder.

d'Argenson, der die auswärtigen Angelegenheiten dirigirte, hatte eine neue Verbindung, zwischen Frankreich, Preussen, Kurpfalz und Hessencassel zu Stande gebracht. Der Graf Moritz von Sachsen trägt den Sieg in die Niederlande, der Prinz von Conti nach Italien und der König von Preussen, Frankreichs Alliirter, nach Böhmen. Der Marschall von Sachsen und der Graf von Löwenthal, ein dänischer Feldherr, verfolgen den Sieg auch in den folgenden Feldzügen (1745. 1746.). Die Schlachten von Fontenai (den 11. May 1745.) bey Raucourt (den 11. Okt. 1746.) und bey Lawfeld (1747.) sind so viele Siege, die den Feldherrn-Ruhm des Grafen von Sachsen entschieden und die Königin von Ungarn zu einem billigen Frieden geneigt machten.

Bey allen seinen Vortheilen war Ludewig der Funfzehnte noch geneigter dazu, als sie. Er liebte den Frieden wie sein Lehrer. Im Felde hatte er sich stets eben so menschlich, als persönlich brav bewiesen. Oft hatte er auf Menschenschonung gedrungen, wenn die kanibalische Denkungsart des Grafen von Sachsen ein

Menschen-Schlachten in Vorschlag brachte *). Eben so äusserte er stets den Wunsch nach Frieden; wiewohl er nicht Kraft genug hatte, diesen Wunsch gegen diejenigen, die das Gegentheil wünschten, zur Ausübung zu bringen.

Maria Theresia, und mit ihr der Friede, hatten im Kabinette und am Hofe Ludewigs zwey mächtige Gegner, den ältern d'Argenson und den Marschall von Richelieu, gegen die der Wunsch des Königs nichts auszurichten vermogte. Nachdem Frau von Pompadour ihren Credit befestigt hatte, ließ sich die große Maria Theresia herab, diese für sich und die Beförderung ihrer Absichten und Wünsche zu gewinnen. Sie, die sich durch ihre Größe im Unglück die Achtung und Bewunderung von ganz Europa erworben hatte, erniedrigte sich itzt so sehr unter sich selbst, daß sie nicht nur nach der Unterstützung einer Pompa-

*) In diesem, wie in mehrern Zügen findet sich eine auffallende Aehnlichkeit, zwischen Ludewig und einem neuerlichst verstorbenen Monarchen. Wir enthalten uns indessen einer nähern Nachweisung, da sie, wie uns dünkt, von selbst in die Augen springt.

dour streben; sondern, um sie zu gewinnen, Mittel ergreifen konnte, die so tief unter ihrer äussern Würde waren, daß sie ihr selbst die Geringschätzung der Personen zuziehn mußten, bey der sie dieselben anwandte. Die beabsichtete Wirkung verfehlten sie freylich nicht. Es bildete sich eine östreichische Parthey am französischen Hofe, an deren Spitze Frau von Pompadour und der jüngere d'Argenson, der Kriegsminister, standen. Jene waren durch Eitelkeit, dieser durch Eigennutz für sie gewonnen. Nicht überall war der Krieg mit so vielem Glücke, als in den Niederlanden, fortgesetzt. Nach dem Tode des Kaisers Karls des Siebenten, hatte sich der König von Preussen durch einen zweyten Separatfrieden von der Allianz entfernt; auch der Sohn des Kaisers hatte mit der Königin von Ungarn ebenfalls einen Separat-Vergleich geschlossen und dadurch den Zweck, um deswillen Frankreich den Krieg begonnen, völlig vernichtet. Die Unternehmung des Prätendenten in Schottland war misglückt und die freylich nicht sehr starke — französische Seemacht, von der englischen dergestalt zu Grunde gerichtet,

daß Frankreich am Ende des Kriegs, nur noch ein einziges Linienschiff im brauchbaren Stande hatte.

Dadurch waren die amerikanischen Besitzungen Frankreichs jedem Angriffe preis gegeben und bey einer Fortsetzung des Kriegs nicht zu retten. Ein russisches Hülfsheer Marien Theresiens ließ Frankreich eben so für seine Siege in Europa fürchten. Der Krieg hatte Frankreich über viermalhunderttausend Menschen und über achthundert Millionen Liver gekostet. Die Nation murrete. Alle kriegführenden Mächte fühlten lebhaft das Bedürfniß des Friedens.

Diesen Zeitpunkt benutzte die Kaiserin, um durch den Einfluß der Frau von Pompadour den Frieden und zwar einen möglichst vortheilhaften Frieden zu Stande zu bringen. Der Erfolg krönte ihre Bemühungen nach Wunsch. Frau von Pompadour, nichts weniger als unempfindlich dagegen, daß sie sich von einer Maria Theresia aufgesucht, geschmeichelt, um ihre Protektion gebeten sah, bestimmte, allen Gegenwirkungen zum Trotz, den Entschluß des Königs zum Frieden. Sie setzte die Wahl

eines Friedens-Negotianten, ihren Absichten und den Wünschen Oestreichs angemessen, durch. Sie bestimmte vorläufig die Präliminarien und sagte zu dem Bothschafter, St. Severin, als er sich bey ihr beurlaubte, um zu dem Congreß abzugehn: bringen Sie uns den Frieden, um jeden Preis, mit zurück.

St. Severin befolgte diese Instruktion getreulich. Der Friede wurde zu Achen (im Oktob. 1748.) unterzeichnet.

Durch ihn endete die eine Maitresse den Krieg, den eine andere begonnen hatte. Bey ihm hatte der Unterhändler, auf den Wink dieser Maitresse, mehr Rücksicht auf den Vortheil der Gegnerin, als den seines Vaterlandes und dessen Monarchen genommen. Frankreich begehrte nichts und erhielt auch nichts. Der Zweck des Kriegs war verfehlt. Das Haus Oestreich war nicht zu Grunde gerichtet; seine Besitzungen nicht zerstückelt; Marien Theresiens Gemahl in Besitz der Kaiserkrone; Bayern mit Oestreich verbunden; Frankreich hatte sich für anderer Vortheile erschöpft und machte itzt den Frieden, zum

Vortheile der Monarchin, zu deren politischen Vernichtung es die Waffen ergriffen hatte.

Kaum hatte dieß, längst zum unvermeidlichen Verderben geweihte Reich, von Aussen Ruhe erlangt, als ein, freylich lange schon mit wenigen Unterbrechungen fortdauernder, innerer Krieg sich aufs neue entzündete und mit steigender Erbitterung länger als zehn Jahre lang fortgesetzt wurde. Zwar führten ihn die Streiter nicht mit den Waffen in der Hand; nichts desto weniger waren Zerrüttung der Ruhe und Ordnung, Grausamkeit und Mismuth davon unzertrennlich; die Wirkung desselben, zum Verderben des Staats unvermeidlich und unverkennbar.

Der Krieg hatte, aller Sparsamkeit und Ordnungsliebe Orrys zum Trotz, die Finanzen zerrüttet und den Staat mit einer ungeheuren Schuldenlast beschwert. Es fehlte überall; und dennoch wurden die Ausgaben, besonders die Bedürfnisse des Hofs durch den Frieden nicht sehr gemindert. Machault, der Nachfolger Orrys, sah ein, daß eine fortlaufende Erhöhung der Auflagen dem Uebel nur sehr unzulänge-

lich abhelfen und dennoch sehr drückend werden würde. Er schlug daher eine allgemeine Vermögenssteuer des zwanzigsten Pfennigs, durch alle Stände, ohne Ausnahme vor, zur Bezahlung der während des Kriegs gemachten Schulden.

In Folge des alten Vorrechts, in dessen Besitz das Parlement zu Paris sich stets, selbst bey den Fortschritten des Despotismus, besser oder schlechter zu behaupten gewußt hat, konnte ein zum Behuf neuer Auflagen gegebener königlicher Vorschlag nur Gesetzeskraft erhalten, wenn das Parlement ihn registrirte, oder in seine Protokolle, als von ihm gebilligt, eintrug. Bey solchen Gelegenheiten pflegte das Parlement Schwierigkeiten zu machen. Besonders durfte man dergleichen bey dieser Abgabe erwarten; um so mehr, da man das Schicksal der Abgabe des funfzigsten Pfennigs, welche der Herzog von Bourbon in Vorschlag brachte, vor sich hatte. Auch ließ das Parlement, als ihm der königliche Befehl zur Registrirung zugefertigt wurde, Vorstellungen dagegen machen, — registrirte ihn aber doch, auf ausdrückliches, wiederholtes Verlangen des Königs.

Dießmal hatte indessen der Minister durch diesen Sieg, der sonst alles entschied, nur wenig gewonnen. Die Geistlichkeit, der Adel waren natürlich mit einer Auflage höchst unzufrieden, welche ihnen mit dem dritten Stande gleiche Lasten auflegte. Beyde Korporationen schrien über das Parlement und die Verletzung ihrer Vorrechte. Der Minister hatte von dem Clerus einen Anschlag seines gesammten Vermögens verlangt, damit der König danach eine gerechte Schätzung bestimmen könne. Eine solche Foderung galt damals noch für unerhört und kirchenräuberisch, und kaum wagte es ein philosophischer Schriftsteller, sie gerecht zu nennen. Sie erregte daher den heftigsten Widerspruch. Ein alter Bischof von Marsaille schrieb an den Finanzminister: er möge den Clerus nicht in die Nothwendigkeit, setzen zwischen einen Ungehorsam gegen Gott, oder den König zu wählen. Er würde selbst beurtheilen, welcher von beyden dann den Vorzug haben müsse. Die Bischöfe, welche sich in Paris und der Nähe aufhielten, versammelten sich, unter dem Vorsitze des Erzbischofs von Paris und gaben eine ähnliche Erklä-

rung ab. Sie wollten wohl einen Beytrag liefern, aber nach der alten, in solchen Fällen üblichen Form, als freywilliges Geschenk und nach ihrer eigenen Schätzung.

Dem Beyspiele der Bischöfe folgten die übrigen Stände in mehrern Provinzen. Der Minister wollte seinen Plan nicht aufgeben und wurde, besonders durch den hartnäckigen Widerstand des Clerus, zu einer eben so hartnäckigen Behauptung desselben angefeuert. Der Erzbischof von Paris, als Anführer des widerspenstigen Clerus, fiel endlich auf die Idee, durch eine Diversion den Hof von diesem Gegenstande und seiner Bemühung, seinen Plan durchzusetzen, abzuleiten; und dieß veranlaßte einen Krieg mit dem Parlemente, der das Ministerium, wie den ganzen Staat trennte; die Gemüther durch das ganze Königreich gegen einander empörte; dem Könige die Achtung des Volks raubte, statt dessen den Haß auf ihn übertrug, welchen es längst an die Frau von Pompadour und ihre Gehülfen geheftet hatte.

Den Anfang machte ein Circulare des Erzbischofs von Paris, worin er den Pfarren be-

fahl: Niemanden auf dem Sterbebette zu besuchen und die letzte Einsegnung zu geben, als wer ein Beichtzeuchniß, von einem rechtgläubigen Priester unterschrieben vorzeigen könne. Durch diesen Gewaltstreich wurde der alte Streit, über die Bulle: unigenitus wieder erneuert. Alle Gegner der Konstitution, oder sogenannte Jansenisten, blieben nun ohne Trost auf dem Sterbebette; in der schrecklichen Nothwendigkeit, ohne den Zehrpfenig der letzten Oehlung, die Reise in die Ewigkeit anzutreten.

Die Sache machte allgemeines und großes Aufsehn. Nichts war im Stande, die Gemüther heftiger zu empören; eine Trennung so bestimmt zu bezeichnen. Mehrere Pfarrer befolgten die Anweisung des Erzbischofs. Der Pfarrer von St. Etienne in Paris wagte es sogar einem Parlementsgliede das Sakrament zu versagen, weil ihm der erforderliche Schein nicht vorgezeigt werden konnte. Das Parlement ließ den Pfarrer verhaften. Der Krieg war begonnen und wurde, von diesem Augenblicke an, mit der größesten Heftigkeit fortgesetzt.

Der Erzbischhof von Paris, Beaumont, war durch Boyer zu dieser Würde gelangt, ihm völlig ähnlich an Priesterstolz, Intoleranz und Verfolgungssucht. Er wünschte einen Groß-Inquisitor von Frankreich zu spielen und kündigte sich daher bald nach seiner Erhebung, als einen eifrigen Beschützer der berüchtigten Constitution und unversöhnlichen Feind der Jansenisten an.

Immer noch dauerte dieser eben so verheerende, als abgeschmackte Streit fort und gab den damals sich unter Voltairs Fahne sammlenden sogenannten Freygeistern unablässige Gelegenheit zur Verspottung des Clerus, der Sektirey und mit diesen — der Religion. Durch Boyer hatten die Vertheydiger der Constitution sich des Dopfins bemächtigt und durch ihn sich ein Uebergewicht, besonders für die Zukunft zu sichern gesucht. Dem Könige trauten sie nicht mehr recht, seit dem er in Verbindung mit Frau von Pompadour lebte; die sie zu den Freygeistern rechneten, weil sie mit Philosophen gelebt hatte, und noch itzt dergleichen Leute, sogar Voltaire, unter ihren Schutz nahm.

Diese Abneigung gegen die Maitresse brachte ihnen den Schutz und die Unterstützung der ganzen Parthey am Hofe und im Ministerium zu wege, welche mit ihnen gleiche Gesinnungen, wie wohl aus andern Gründen, gegen die Frau von Pompadour hegte. Im Ministerium unterstützte sie besonders d' Argenson, um Machéaut zu widerstreben, der für einen Anhänger der Frau von Pompadour galt. Auf diese Verbindung sich verlassend, wagte der Erzbischof von Paris, sich öffentlich als einen Verfolger der Jansenisten zu zeigen und in dieser Absicht jenen auffallenden Schritt zu thun, wodurch das Parlement sich in seinen Rechten gekränkt glaubte und ebenfalls zu öffentlichen Schritten gegen den Bischof veranlaßt wird.

In den Maaßregeln des Parlements findet nun wieder die Mehrheit des Ministeriums, auf d' Argensons Betrieb, eine Beschränkung der königlichen Gewalt. Ein Befehl des Staats-Raths untersagt dem Parlemente jede Procedur gegen den Erzbischof und die Pfarrer, welche seine Anweisung befolgen; als welches allein vor dem Geheimenrath des Königs gehöre.

Nun ist Krieg von allen Seiten. Der Clerus gegen das Parlement; das Parlement gegen den Clerus und den König. Der König, ohne eigne Entschliessung, folgt denen, die sich berufen fühlen, ihm zu rathen. Nach und nach nähern sich bey Hofe und in dem Staatsrathe alle Partheyen, um, was für sie alle gleiches Interesse hat, den König zur Vertheydigung seiner unbeschränkten Gewalt, gegen die, von ihnen wenigstens so vorgestellten Anmaßungen des Parlements aufzureizen.

Eine wiederhohlte, auf diesen Schutz hingewagte Anmaßung des Erzbischofs reizt die Widersetzlichkeit des Parlements aufs Neue. In einer der angesehnsten geistlichen Stiftungen für das weibliche Geschlecht, zu Paris, war die Stelle einer Superiorin zu besetzen. Der Erzbischof behauptete, die Ernennung zu dieser Stelle ausschließlich zu besitzen; das Parlement, gleiches Recht mit ihm zu haben. Der geheime Rath des Königs entschied für den Erzbischof. Das Parlement hört auf, seine Funktion als Justizhof, zu verwalten. Der König läßt, unter Drohung der Strafe des Ungehorsams,

ihm anbefehlen, seine Pflicht zu erfüllen. Das Parlement hält wieder Sitzungen; allein es erscheinen keine Advokaten; der königliche Befehl bleibt unwirksam.

Indessen fährt der Erzbischof fort, die Jansenisten auf dem Todtenbette zu ängstigen. Die Bischöfe in den Provinzen folgen zum Theil seinem Beyspiele. Das Parlement erhebt sich aufs neue dagegen und verlangt ein Pairs-Gericht, um den Erzbischof von Paris vor demselben zu belangen; der König verweigert es. Das Parlement legt Beschlag auf die Einkünfte des Erzbischofs; der König vernichtet dieß Verfahren, kraft seiner königlichen Machtgewalt.

Der Erzbischof fährt fort, den Jansenisten die letzte Einsegnung vor ihrem Sterben zu versagen. D'Argenson läßt eine Person verhaften, die bey dem Parlemente Klage gegen dieß Verfahren erhoben hat; und das Parlement verfaßt nun eine sehr kräftige Vorstellung an den König, gegen die lettres de Cachet. Der König verweigert die Annahme derselben; läßt dagegen mehrere Parlementsglieder verhaften, andere exiliren.

Itzt

Itzt triumphirt die Parthey des Clerus; aber das Parlement erhebt sich nur desto kräftiger und größer in seiner Unterdrückung. Der König, längst in Verlegenheit durch diese Streitigkeiten gesetzt und nur von seinen Ministern und Lieblingen zu den Schritten bestimmt und angetrieben, die er gewagt hat, wünscht Frieden und Ruhe und läßt unter der Hand dem Parlemente Vorschläge dazu thun. Allein dieß findet sie nicht annehmlich und verwirft sie Der Krieg dauert fort. Macheaut unterstützt das Parlement im Geheim, um seinen Abgabe-Vorschlag durchzusetzen; und Frau von Pompadour, durch ihn geleitet, sucht den König bey seiner Geneigtheit zur Aussöhnung zu erhalten.

Es werden neue Versuche, zu diesem Zwecke, von Seiten des Königs, gethan; aber das Parlement beharret auf die völlige Herstellung seiner Rechte, die Zurückberufung der Exilirten, die Vernichtung der Lettres de cachet und auf die Procedur gegen den Erzbischof von Paris. Eben so beharret der Erzbischof in der Behauptung seiner Anmaßungen. Der König läßt ihn zu einem friedfertigern Betragen auffodern und da

er es verweigert, sendet er ihm, eben durch d' Argenson, seinen Bundesgenossen, eine lettre de Cachet, die ihn von Paris verweißt. Das Parlement kehrt nun aus seinem Exil zurück. Alles scheint sich dem Frieden und der Ordnung wieder zu nähern.

Allein der Clerus gewinnt aufs Neue Einfluß auf die Entschliessungen des Geheimenraths und des Königs. Der Erzbischof wird zurück berufen, und beginnt seine eigenmächtigen und verfolgungssüchtigen Maasregeln kühner als jemals. Die Priester werden immer unverschämter; die Spaltung unter dem Volke immer offenbarer, gefährlicher. Sektenhaß und Verfolgungssucht erheben sich in einer Allgemeinheit und Gewaltsamkeit, daß man Ursach hat, blutige Auftritte zu befürchten. Vergebens verbietet eine Publikation des Staatsraths, sich wechselseitig mit beschimpfenden Sekten Nahmen zu belegen. Die Gemüther sind zu heftig erhitzt und der Beystand, welchen der Clerus im Verborgenen noch immer von dem Ministerium erhielt, reizt sie täglich mehr.

Das Parlement rüstet sich aufs Neue gegen den Erzbischof. Ein Beschluß des Staatsraths, worin es seine Rechte gekränkt findet, verwikkelt es ebenfalls wieder in einen offnen Krieg mit diesem. Ohne Unterlaß bringt es seine Remonstrationen an den König; ohne Ausnahme werden sie von diesem zurückgewiesen. Die Parlemente in den Provinzen nehmen nach und nach auch Antheil an dem Kriege, den bisher das Parlement zu Paris blos für sich, als Privatsache führte. Ohne Absicht und Verabredung entsteht eine allgemeine Verbindung dieser Gerichtshöfe, durch das ganze Königreich, gegen den König und sein Ministerium. Die Hauptsache, worüber der Streit entstanden war, ist itzt fast gänzlich ausser Acht gelassen, der Streit hat sich in mannigfaltigen Nebendingen verlohren.

Sieben Jahre lang war nun diese unselige Hetzerey fortgesetzt worden. Die Nation sah ihr mit höchster Misbilligung und, der Mehrzahl nach, mit Theilnahme für die Parlemente zu. Der Staat litte darunter; die Finanzen geriethen immer mehr in Zerrüttung; die Auflage des zwanzigsten war nicht durchgesetzt; die Schul-

den nicht bezahlt und neue und größere Bedürfnisse hatten sich hervorgethan. Die Verschwendungslust der Frau von Pompadour und der wahrscheinlich nahe Ausbruch, eines neuen Kriegs mit England, machten neue und reichlichere Beyträge der Nation und zur Erhebung dieser die Zustimmung des Parlements nöthig. Machéaut, seinem Systeme getreu, schlug eine zweyte Auflage von derselben Art vor, und der König sandte den Befehl dazu, zur Einregistrirung an das Parlement, indem er zugleich jede Gegenvorstellung auf das nachdrücklichste untersagen ließ.

In dem Verhältnisse, was itzt zwischen dem Parlemente und dem Könige statt fand, konnte indessen ein solcher Befehl nur eine den Absichten und Bedürfnissen des Hofs völlig widersprechende Wirkung hervorbringen. Das Parlement ließ gegen die neue Auflage Vorstellungen machen; und der König, darauf vorbereitet, wiederhohlte und schärfte seinen Befehl. Das Parlement beschloß nun, den Vorschlag zu der neuen erhöhten Auflage nicht zu registriren und der König — begab sich (21. Aug. 1756) in Per-

son in das Parlement; um durch den Pomp eines königlichen lit de Justice dem Parlemente zu imponiren und das Edikt, die neue Auflage betreffend in seiner Gegenwart einregistriren zu lassen.

Diese Gewaltsmaasregel hatte gewöhnlich jeder Widersetzlichkeit des Parlements ein Ende gemacht; dießmal erreichte sie diesen Zweck nicht. Das Parlement zu Paris wiederhohlte seine Vorstellungen in den kräftigsten Ausdrücken; mehrere Parlemente in den Provinzen folgten auch hierin seinem Beyspiele nach. Das Volk in allen Provinzen gab ihnen die lebhaftesten Beweise seines Beyfalls; schalt auf die Bischöfe und fluchte der Frau von Pompadour, die man schon gewohnt war, für die Ursach alles Unheils zu halten und wechselseitig, als solche, zu verspotten und zu verwünschen.

Indessen hatte der Erzbischof von Paris diese Gelegenheit nicht versäumt, seine Feindseligkeiten gegen das Parlement zu erneuern und fortzusetzen. Bey Strafe der Exkommunikation verbot er: Abdrücke von den Vorstellungen des Parlements, oder Auszügen aus seinen Sitzungs-

Protokollen, zu drucken, zu kaufen, zu lesen, oder nur im Hause zu haben. Das Parlement vertheydigte sich gegen diesen neuen Ausfall; das Ministerium nahm nun auch wieder Antheil an diesen Streitigkeiten; der Krieg wurde allgemeiner und heftiger, als je vorher. Das Parlement verlohr sich mehr als je vorher von seiner Bestimmung, für die Gerechtigkeitspflege; indem es sich allein mit der Vertheydigung seiner Gerechtsame, als Korporation beschäftigte.

Itzt gedachten die, mit dem Clerus verbundenen, Minister, einen mächtigen und entscheidenden Streich nach dem Parlemente zu führen. Der König war höchst verdrießlich über diese endlosen Streitigkeiten; besonders über die Widersetzlichkeit des Parlements. Die ewigen Remonstrationen und Deputationen belästigten ihn sehr, und so sorglos er auch, in Betreff des Wesentlichen der Monarchen-Macht war; so eifersüchtig und ängstlich war er in Rücksicht auf das Formale derselben und die unbedingte Folgsamkeit seiner Befehle. Hierin setzte er das Wesen der höchsten Gewalt und so wenig er sich darum bekümmerte: ob ein Gesetz, seinem Geiste

nach, durch die ganze Monarchie zur Ausübung gebracht wurde; so unerträglich war es ihm wenn einem königlichen Befehle, oder Verlangen, anstatt blinder Folgsamkeit, Bedenklichkeiten, oder gar Verweigerung entgegengesetzt wurden. Es war daher leicht, in diesem Falle den Argwohn bey ihm zu erwecken, als beharre das Parlement auf seine Widersetzlichkeit, um seine Autorität zu beschränken. Aus dieser Stimmung entsprang der Entschluß: ein zweytes lit de Justice zu halten, in demselben die Konstitutionsbulle zu bestätigen und dem Parlemente eine wesentliche Veränderung in seiner Verfassung, wodurch dergleichen Widersetzlichkeit für die Zukunft erschwert würde, zu geben.

Diese Schritte des Hofs spannten die Aufmerksamkeit der Hauptstadt und des ganzen Königreichs aufs höchste. Die Nation, besonders aber Paris interessirte sich für das Parlement, mit einer Wärme, die nur durch das Imponirende der Aeusserlichkeiten dieser Gewaltsmaasregel zurückgedrängt werden konnte. Muth und Beharrlichkeit erweckt überhaupt Theilnehmung; wie viel mehr, wenn dieser Muth, diese Beharr-

lichkeit gegen Despotendruck ankämpft, um — sey es auch nur scheinbar — Volksrechte und Staatswohl zu schützen. Dahin sollten es Regenten, die eine uneingeschränkte Herrschaft behaupten wollen, nie kommen lassen. Denn auch der vollkommenste Sieg, welcher die Gewalt über das Widerstreben solcher verfassungsmäßiger Korporationen davon trägt, ist nie ein Sieg für den Despotismus. Was — selbst bey dem friedlichsten, an ein unbedingtes Gehorchen lange gewöhnten Volke, auch dann, wenn es an jener Widersetzlichkeit keinen andern Antheil, als den eines Zuschauers nimmt — im Verborgnen zurückbleibt und wirkt, kann keine Macht auf Erden niederdrücken oder vernichten.

Das Parlement schwieg, als der Kanzler, während des lit de Justice, die königlichen Dekrete diktirte und registriren ließ. Als es beendigt war und der König von dem lit de Justice zurück kehrte und der glänzende Hof, die Prinzen von Geblüte, die Pairs des Reichs und aller dieser Pomp der Königswürde ihm folgte staunte ihm das zahlreich versammlete Volk in trauriger dumpfer Stille an. Kein Rufen: es lebe

der König! was den Franzosen sonst so leicht und so eigenthümlich war, erschallte; wohl aber der Zuruf einzelner Stimmen „Brodt! „Brodt!“ Und als nun der glänzende, imponirende Prunkzug vorüber war, und bekannt wurde, welche Stimmung in dem Parlements-Saale herrschte, da lößte sich diese dumpfe Stille in tumultuarisches Getöse, Flüche und Verwünschungen, über den König, den Tyrannen der Franzosen, die Frau von Pompadour, seine H** auf. Ihrer besonders gedachte man mit den allerlebhaftesten Aeusserungen des Hasses und Abscheus; denn ihr hauptsächlich schrieb man jede Gewalts-Maasregel, jede Unordnung, jedes Unheil, was den Staat traf, zu; durch sie suchte man den König zu entsündigen, ohne zu bedenken, daß durch diese Entschuldigung seine Schuld nur beträchtlich vermehrt werden könne.

Als das Parlement wieder zusammen kam, faßte dieß den Beschluß: daß es unter solchen Umständen dem Staate nicht ferner nützen könne. Die Mitglieder gaben, bis auf wenige, ihre Dimission; die Sitzungen hatten ein Ende.

Der König kassirte dieß Verfahren und befahl, das Parlement solle seine Geschäfte fortsetzen. Er fand dießmal nicht mehr Folgsamkeit, als bisher; — und sandte, durch lettres de lachet, eine Anzahl Mitglieder, die das Ministerium für die Widersetzlichsten erklärte, ins Exil.

So standen die Sachen, als (im Jahre 1758.) der bekannte Versuch, zur Ermordung des Königs, gewagt wurde. So unzufrieden ein großer Theil der Nation auch damals schon mit dem Könige war; so allgemein war der Unwille und Abscheu, welchen diese Frevelthat erregte. Der größeste Theil der Parlementsglieder schrieben itzt an den König und boten ihre Dienste an, zur Untersuchung und Bestrafung des Verbrechers. Dieß war ein Schritt zur Aeusserung, den man auf Seiten des Ministeriums nicht hätte unbenutzt lassen müssen. Allein der Dophin, der, während der Krankheit seines Vaters, die Stelle eines Generallieutenants des Königreichs verwaltete, und von den Gegnern des Parlements geleitet wurde, ertheilte hierauf keine befriedigende Antwort. Die Gelegenheit zur An-

näherung ging vorüber; die Aussicht zur Aussöhnung wurde dunkler, als jemals.

Indessen wurden die Folgen der Zwietracht immer merkbarer. Auch der Hof konnte dieselben nicht länger übersehn. Der neu ausgebrochene Krieg erfoderte die ganze Kraft der Monarchie und diese war durch die unseligen Streitigkeiten geschwächt, zerrüttet. So aufgebracht Ludewig und seine Rathgeber über die beharrliche Widersetzlichkeit des Parlements waren; so konnten sie sich doch nicht verhehlen, das ihre Gewalt nicht hinreiche, dieselbe niederzuschlagen, noch weniger die nachtheiligen Wirkungen davon zu unterdrücken. Die immer dringender werdenden Geldbedürfnisse erinnerten mit jedem Tage stärker daran, daß Friede ernährt und Unfriede zerstört. Die Erhebung der neuen Auflage hatte keinen Fortgang; die Gerechtigkeitspflege lag darnieder; Zerrüttung, Murren und Klagen wurden immer allgemeiner, immer hörbarer.

Man fand daher in dem geheimen Cabinette des Königs (welches damals besonders aus der Frau von Pompadour, ihrem Liebling,

dem Abbe Bernis, Macheaut und einigen andern ihrer Anhänger bestand) für gut, aufs Neue zur Aussöhnung mit dem Parlemente in Unterhandlungen zu treten. Der Abbe Bernis, damals durch diese Gunst bereits zum Ministev erhoben, erhielt den Auftrag dazu und die Frau von Pompadour arbeitete selbst mit zu diesem Zwecke. Sie hatte den genauesten Antheil an allen Streitigkeiten genommen, sie durch ihr Einblasen erhitzt, und war es, welche am ernstlichsten die Flamme wieder zu löschen, die Glut zu dämpfen bemüht war. Sie hatte selbst mehrere Konferenzen mit dem Friedens-Vermitler von Seiten des Parlements, Meynieres, um einige Nachgiebigkeit zu bewirken.

Das Parlement bestand auf die völlige Einsetzung in alle seine Rechte und Zurückberufung und Wiedereinsetzung der verwiesenen Mitglieder. Der König verweigerte dieß letzte bestimmt. Um ihm jedoch eine Genugthuung zu geben und zugleich dem Streit im Ministerium ein Ende zu machen, entließ er d'Argenson, ziemlich in Ungnade — die eigentlich allerdings einen

andern, oben bereits angezeigten Grund hatte — und verwieß ihn auf eins seiner Landgüter. Zugleich entließ er auch Macheaut; jedoch in sehr gnädigen Ausdrücken und mit ausdrücklicher Zusicherung seines Gehalts und besondern Schutzes, für sich und seine Familie.

Wenn es nicht unbemerkt blieb, daß die Verabschiedung d' Argensons zugleich die Rache der Frau von Pompadour befriedigte; so durfte man doch auch nicht übersehn, daß diese, durch die Entlassung Macheauts, die Aufopferung eines Freundes, für die Wiederherstellung der Ruhe, machte. War auch dieß Opfer für sie nicht so groß, hatte Macheaut, was nur zu leicht bey ihr sich ereignete, ihre Gunst verlohren; oder ließen auch hier ihre Privatabsichten kein anderes Gefühl, als ihren Eigennutz zur Sprache kommen; so darf man doch annehmen, daß sie es wünschte und erwartete, man würde hier jenen Standpunkt bey der Beurtheilung wählen; darin die Gesinnung erkennen, welche ihr keine Rücksicht auf persönliche Verhältnisse gestatte, wenn das Wohl des Ganzen in Betrachtung komme.

Da die Häupter zweyer streitender Partheyen im Staatsrathe nunmehro entfernt waren, der Clerus und das Parlement also weniger auf Schutz und Unterstützung rechnen konnten, so hofften die Vermittler, ihr Geschäft sehr erleichtert zu sehn. Gleichwohl waren selbst die persönlichen Bemühungen der Frau von Pompadour noch vergebens. Das Parlament hielt fest an seinen Foderungen; der König, aus Verdruß, nicht minder fest auf seine Verweigerung.

Der Clerus suchte alles hervor, um ihn hierin zu bestärken. Allein der Einfluß desselben wurde immer unbeträchtlicher und unwirksamer. Die Friedensvermittler waren keine Freunde der Jesuiten und des Erzbischofs von Paris; Frau von Pompadour, wie sie selbst sehr wohl wußte, ein Gegenstand ihres bittersten Hasses; also auch nicht eben geneigt, sie zu unterstützen. Desto mehr neigte sie sich, durch den Abbe Bernis und Präsidenten von Meynieres gewonnen, auf die Seite des Parlements. Durch das Gewicht, was sie in die Schaale desselben legte, stieg die Schaale des Clerus unwiederbringlich in die Höh. Der König wurde zum Nachgeben ge-

neigt. Die Beharrlichkeit des Parlements trug einen völligen Sieg davon; seine Foderungen wurden bewilligt; die Räthe, welche ihre Dimission gegeben hatten, erhielten Erlaubniß, sie zurück zu nehmen; die exilirten Glieder, die Freyheit zurück zu kehren und ihre Stellen wieder einzunehmen. Das Parlement fing seine Geschäfte wieder an; die Gemüther beruhigten sich nach und nach, um so leichter, da die öffentliche Aufmerksamkeit bereits von einem andern Gegenstande, durch Neuheit und ein noch allgemeineres und höheres Interesse angezogen war.

Dieser Gegenstand war ein neu ausgebrochener und zu Lande und zu Wasser gegen Preussen, England und das deutsche Reich, mit einem Aufwande in einer Verbindung und zu einem Zwecke geführter Krieg, welchen die Nation im Ganzen genommen, wie alles, was die Regierung seit einiger Zeit unternahm und man auf die Rechnung der Frau von Pompadour zu schreiben gewohnt war, mit Misbilligung bemerkte.

Allerdings hatte an der Entstehung dieses Krieges, so wie an der Führung desselben, die

Frau von Pompadour einen nähern und wichtigern Antheil, als an den eben erzählten Begebenheiten im Innern des Staats. Schon seit mehrern Jahren hatte sie das Ziel erreicht, was allein ihren Ehrgeiz und ihre Eitelkeit befriedigen konnte. Wenn äusserlich ihr Verhältniß zu dem Könige, das einer Maitresse desselben ankündigte; so war es dem Wesentlichen nach aus jenem in ein weit innigeres, weit wichtigeres — aber auch weit schädlicheres übergegangen. Sie war itzt Vertraute des Königs; sein geheimer Rath, erster Minister. Da sie sich nicht mehr fähig genug fühlte, ihn als Vergnügens-Schöpferin zu fesseln, schlug sie diesen Weg ein und suchte sich ihm als Vertraute, Mitinhaberin aller seiner Ideen, Sorgen, Geschäfte — erster und einziger heimlicher Rath — nothwendig zu machen. Es gelang ihr auch nach Wunsch; und sie war ihm in diesem Verhältnisse in der That unentbehrlicher, als sie es ihm je gewesen war, oder durch ein anderes Verhältniß werden konnte. Belustigen konnte ihn eine andere eine Zeitlang mehr; aber nicht so leicht die Inhaberin seines Vertrauens, seine

Rath-

Rathgeberin werden. Dazu gehörte lange Gewöhnung und die Fähigkeiten und Kenntnisse, die ihr theils die Natur, theils die Beschäftigung mit den Staasangelegenheiten und ihr Umgang mit den Philosophen sehr auszeichnend zuwege gebracht hatten.

Auf diese Weise war sie ganz eigentlich zum Premier-Minister oder zur Regentin von Frankreich geworden und nicht leicht faßte der König in Staatsangelegenheiten einen Entschluß, den sie ihm nicht eingegeben, oder wozu sie nicht ihre Zustimmung gegeben hatte.

Dieß war im Inlande und Auslande bekannt. Im Inlande sah man sie deshalb als die Ursach alles Uebels an, was über das Reich kam und fluchte ihr. Vom Auslande her aber suchte man sie auf, und schmeichelte ihr, um durch sie Absichten zu erreichen. Die Gesandten weteiferten daher, wie die Höflinge, ihre Gunst und Protektion zu erlangen; und sie durch Kriecherey, Schmeicheley und Bestechung zu gewinnen.

Von keiner Seite wurde dieß jedoch emsiger betrieben, als von Seiten der Kaiserin Maria

Theresia. Diese Monarchin konnte den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen und dachte daher unabläßig darauf, sich bey einer glücklichen Gelegenheit und auf eine sichere Weise wieder in den Besitz dieser, in allen ihren Kämpfen für den Besitz ihrer Erbländer beynah allein entrissenen und eben deshalb um so schmerzlicher bedauerten, Provinz zu setzen. Sie hielt sich überzeugt, nur Frankreichs Verbindung mit Preussen habe ihr diesen Verlust zuwege gebracht; Frankreichs Verbindung mit ihr würde ihr auch den Wiederbesitz zusichern. Dieser vereinigten Macht, hielten sie und ihre Minister sich überzeugt, würde keine Macht in Europa Widerstand leisten können. Daher bemühte sie sich, die alte Rivalität dieser beyden Mächte zu unterdrücken und, ganz gegen das bisherige politische System Europens, eine Verbindung zwischen Frankreich und Oestreich zuwege zu bringen.

Schon bald nach dem Achener Frieden hatte sie dazu unter der Hand Anträge gemacht; die aber keine günstige Aufnahme in dem französischen Kabinette gefunden hatten. d' Argenson, der Minister der auswärtigen Angelegen-

heiten, war kein Freund Oestreichs und seine Stimme entschied damals noch; wenigstens wußte sein Einfluß noch jeden andern gegen ihn zu entkräften. In der Folge, bey der zunehmenden Gunst und politischen Wirksamkeit der Frau von Pompadour, wandte sich die Kaiserin an diese. Sie ließ sich sogar herab, eine Korrespondenz mit ihr zu eröffnen: sich in derselben zu einem gewissen Tone der Gleichheit und Familiarität, der ihr gewiß nichts weniger, als natürlich war — herabzustimmen; sie „meine Kaiserin, meine kleine Königin" ꝛc. zu nennen und Briefe in einem ähnlichen Tone von ihr anzunehmen.

Um diese Zeit hatten Verhältnisse in Ost- und Westindien Streitigkeiten zwischen England und Frankreich hervorgebracht welche, (1755.) bereits Veranlassung zu Thätlichkeiten zwischen einigen englischen und französischen Schiffen geworden waren. England schien Neigung zum Kriege zu haben, da es Frankreich auf der See allerdings sehr überlegen war. Um so nöthiger schien Frankreich für den Fall des Kriegs ein Verbündeter auf dem festen Lande. Man un-

terhielt dergleichen noch mit dem Könige von Preussen und er hatte schon, bey dem Ablaufe derselben, auf Erneuerung angetragen. Ihm waren die Absichten der Kaiserin und die schwache charakterlose Regierung Frankreichs nicht unbekannt. In dem französischen Kabinette gab es damals keine Staatsgeheimnisse. Die Maitressen des Königs, der Minister und der Commis der Minister waren darin eingeweiht. Die wichtigsten Staatsangelegenheiten wurden in den Kreisen der Damen und bey d n Lustpartien des Königs devattirt. Ob man sich mit Oestreich oder Preussen verbinden müsse, war itzt an der Tages-Ordnung. Jedermann wußte, daß d'Argenson die Erneuerung der Verbindung mit Preussen betrieb; daß selbst der Vertraute der Frau von Pompadour, Abbe Bernis, dafür sey, und d'Argenson unterstützte; daß hingegen die Frau von Pompadour Wünsche der Kaiserin unterstütze, für sie vorläufig arbeite, und fürserste die Verzögerung einer Entschliessung bewirke; daß der König selbst der Kaiserin gewogen, dem König von Preussen aber abgeneigt sey; daß er auf ihn

herabsehe, als auf einen kleinen Fürsten, der es großen Monarchen, wieer, gleich thun wolle; daß er ihn persönlich hasse, weil er ihn für einen Freygeist halte und ihm einige Einfälle wieder zu Ohren gekommen wären, welche sich der König von Preussen, in seinen Abendgesellschaften über, ihn erlaubt hatte.

Dieß alles war auch dem Könige von Preussen kein Geheimniß geblieben. Da er hieraus nun voraus sah, was erfolgen würde, und die Gefahr für ihn immer drohender zu werden schien; so trat er mit England in Traktaten. Als es endlich im französischen Kabinette zu dem Beschlusse gedieh, einen Bevollmächtigten nach Berlin zu senden, um wenigstens den König auszuforschen und eine Unterhandlung mit ihm zu eröffnen; so war Friederich schon nahe an dem Abschlusse seiner Verbindung mit England und der Abgeordnete kam gerade zur rechten Zeit, um die erste Nachricht, von der Unterzeichnung derselben zu übersenden.

Für die Frau von Pompadour war sie sehr erwünscht. Sie hatte nunmehr ein freyeres Spiel. Ihr Vorschlag, zu einer Verbin-

dung mit Oestreich, fand bey dem Könige itzt noch eine entschiedenere Geneigtheit und die Einwendungen der Gegner fanden ferner keine Unterstützung. Der Abbe Bernis, wiewohl er zu diesem gehörte, mußte sich dennoch der Unterhandlung einer Allianz, die er für unnatürlich und schädlich hielt, auf Verlangen seiner Freundin und Beschützerin, unterziehn.

In diesen Unterhandlungen ließ die Kaiserin einen Vereinigungs-Plan vorlegen, der einen Entwurf zur Vertheilung der Staaten Friederichs enthielt; Oestreich und Frankreich ein entscheidendes Uebergewicht in ganz Europa geben und die bisherigen Staaten-Verhältnisse fast gänzlich umkehren mußte. Dieser Vorschlag fand jedoch erhebliche Schwierigkeiten. Noch bestand ein Bündniß mit Preussen. Man fand es auch französischer Seits bedenklich, in die Zerstückung Preussens zu willigen und dadurch Oestreich ein Uebergewicht zu geben, was am Ende Frankreich selbst gefährlich werden konnte.

Diese Bedenklichkeiten äusserten selbst die Anhänger Schützlinge der Frau von Pompadour. Indessen wurden die Unterhandlungen

fortgesetzt. Man that andere Vorschläge, und um alle Hindernisse einer Verbindung, aus dem Wege zu räumen, wurde die Untersuchung der Vorschläge nicht dem gesammten Staatsrathe, sondern einer, aus Anhängern der Frau von Pompadour, folglich auch Oestreichs, bestehenden Commission übergeben.

Die Nachricht von dem geschlossenen Vertrage zwischen England und Preussen bestimmte den Entschluß, zu einem Offensiv- und Defensiv-Bündnisse, zwischen Oestreich und Frankreich. Durch diese beyden Verträge veränderten sich fast alle bisherigen Verhältnisse Europens. Frau von Pompadour und an ihrer Seite der Graf von Bernis, ihr Jugendfreund und Schützling (allein berühmt, durch sein Talent niedliche Impromtüs in erträglichen Reimen zu sagen) entschieden über das Schicksal Europens. Der Staatsrath hatte keine Stimme mehr. Die Schmeicheleyen, womit die große Maria Theresia sich entwürdigt hatte, die kleine Madam d'Estioles zu bestechen, erwarben dem Eigennutze den Sieg, über jede gerechte und vernünftige Politik. Nichts hinderte sie

mehr, einen Krieg zu beginnen, der den kleinen, übermüthigen Markgrafen von Brandenburg vernichten, ganz Europa dem Ehrgeize des Hauses Oestreich unterwerfen sollte.

Allein so viel Gelegenheit sie und Ludewig bereits gehabt hatten, Friederichs Geist kennen zu lernen; so wenig richtig beurtheilten sie ihn dennoch. In Wien, wie in Versailles, faßte man diesen wahrhaft erminenten Geist nicht und wunderte sich daher höchlich, als die Nachricht einlief: daß er selbst den Krieg, gegen eine so ungeheure Uebermacht, als die neue Verbindung, zu welcher auch Sachsen getreten war, begonnen habe und (im Aug. 1756) in Sachsen eingerückt sey.

Indem auf diese Weise der Krieg auf dem festen Lande eröffnet wurde, hatten auf der See bereits zwischen England und Frankreich nicht nur die Feindseligkeiten fast ununterbrochen fortgedauert; sondern es war nun auch in diesem Jahre (1756), von Frankreich aus, eine Expedition nach den englischen Colonien Inseln in Amerika unternommen worden.

Ehe es jedoch hierzu gekommen war, hatten die Engländer den Franzosen bereits gegen zehntausend Matrosen auf denen, von ihnen aufgegriffenen Kauffarthey Schiffen genommen; und hierdurch allerdings die Ausrüstung einer erheblichen Seemacht gegen sie sehr erschwert. Gleichwohl wurde ein so gewagtes Unternehmen beschlossen, eine Landarmee, von ohngefähr eilftausend Mann, zu Toulon (im Aprill 1756) eingeschifft und unter Begleitung einer Flotte, von zwölf Linienschiffen, nach Minorka geführt.

Der Anführer dieser Armee war der Herzog von Richelieu. Frau von Pompadour, die jetzt fast alle Civil- und Militairstellen mit ihren Geschöpfen besetzte, hatte auch den Herzog von Richelieu zu dieser Expedition vorgeschlagen; — wiewohl sie ihn nichts weniger, als zu ihren Geschöpfen rechnen konnte. Vielmehr haßten sich beyde wechselseitig herzlich und arbeiteten sich, wo nur möglich, stets einander entgegen. Sie verschaffte ihm gleichwohl dieß Kommando, weil diese Expedition ihn auf eine Zeitlang entfernte und seinen Kredit und seinen Ruhm keiner geringen Gefahr aussetzte. Für

sie und ihr Verhältniß gegen ihn mußte dieselbe hingegen, für jeden Fall, vortheilhaft werden. War er unglücklich, dann war es leicht, ihn völlig zu Grunde zu richten; war er glücklich, dann fiel ein Theil des Verdienstes auf sie zurück. Sie gewann überdieß noch den Schein, bey ihrer Empfehlung auf ihre Privatverhältnisse keine Rücksicht genommen zu haben.

Das Glück des Marschalls wollte, daß sie nur den kleinern Vortheil über ihn gewinnen sollte. Seine Expedition gelang über alle Erwartung. Der Ruhm des Siegers bey Mahon erscholl durch Europa, wie durch Westindien. Nur am Hofe zu Versailles wußte man ihn — wenigstens zu verkleinern und den König unempfindlich dagegen zu machen. Von ihm begleitet kehrte Richelieu nach Frankreich zurück, um hier den Beyfall des Königs und den Lohn mit seinem Ruhm zu vereinigen.

Allein, daß diese Erwartung ihm fehlschlüge, war durch den Haß der Frau von Pompadour und den Neid der Höflinge hinlänglich vorbereitet worden. Sie kannte seine Eitelkeit

und wußte sehr gut, wo und wie sie am empfindlichsten zu reizen sey. Dieß war der Zeitpunkt, den sie sich längst gewünscht hatte, um, für so manche kleinere und größere Neckerey und Bosheit, von Seiten Richelieus, eine empfindliche Rache zu nehmen.

Als der Marschall bey Hofe erschien, empfing ihn Ludewig sehr kalt. Ohne seiner Siege zu erwähnen, sagte er ihm blos in einem nachläßigen Tone des Scherzes: Sieh da! Herr Marschall, wie haben Sie die Feigen zu Minorka gefunden? man hält sie für sehr gut!

Der Marschall beschämt und gereizt, verneigte sich schweigend mit gesenktem Blick; die Höflinge lachten und hielten für ausgemacht, daß der Marschall in Ungnade gefallen sey.

Frau von Pompadour nahm ihn, wie der König, in diesen Ton des kalten nachläßigen Scherzes auf. Niemand redete ein Wort, von der Eroberung Minorkas, dem Siege bey Mahon; dem großen Verdienste, um den Staat, was er sich dadurch erworben habe. Der verzogene und itzt so sehr gedemüthigte Günstling fühlte sich aufs äusserste gekränkt und besonders

gegen Frau von Pompadour erbittert; die eben darin eine Genugthuung mehr fand und sich mit dem innigsten Vergnügen an seinem Unmuthe weidete.

So wurden die großen Ereignisse des Kriegs und das Wohl der Nation durch diesen ganzen, in der Folge für Frankreich so unseligen Krieg, über die armseligen Kabalen des Hofs vergessen. Persönliche Rücksichten der Maitresse, ihre Gunst und Ungunst, ihr Eigennutz und ihre Eitelkeit entschieden über die Wahl der Feldherren, das Schicksal der Armeen, wie der Monarchie.

Mit dem Jahre 1757. sollte der Landkrieg beginnen; es war die Frage; wem das Kommando der Armee in Deutschland übergeben werden solle? Richelieu, der den Krieg so siegreich begonnen hatte, schien das nächste Recht dazu zu haben. Allein die Zuneigung des Königs für ihn war durch seine Entfernung und die Bemühungen seiner Gegner geschwächt und Frau von Pompadour hatte nach seiner Rückkehr, bey Gelegenheit der versuchten Ermordung des Königs (1757.), besonders wieder Gelegenheit zur Unzufriedenheit über ihn erhalten. Sie

rächte sich dadurch, daß sie ihm das Kommando, was er, wie sie wußte, wünschte und gleichsam als ein Recht erwartete — nicht ertheilen ließ.

Das Publikum erwartete nun, wenigstens den Prinzen von Conti an der Spitze der Armeen zu erblicken. Seine Geburt, sein in Italien sich erworbener Kriegsruf; die Achtung der Armeen und Nation — schien ihn vor jeden andern dazu zu berechtigen. Allein er gehörte zu den wenigen, selbst unter den Prinzen von Geblüthe, die der Frau von Pompadour nicht huldigten. Er verließ sich auf seine Geburt, auf sein Verdienst; auf die persönliche Achtung des Königs; — vernachläßigte die Frau von Pompadour; — und bey der Wahl eines Oberfeldherrn war von ihm nicht die Rede.

Auf ähnliche Weise und aus ähnlichen Gründen wurden mehrere andere geachtete Veteranen übergangen; der Graf von Etrees, ausser der Ordnung, zum Marschall von Frankreich erhoben, und ihm das Kommando anvertraut. Denn die Marschallin war damals eine Freundin der Frau von Pompadour. —

Aehnliche Nebenrücksichten bestimmten in der Folge die Wahl aller Feldherren, durch diesen ganzen unseligen Krieg. Die Generale, die durch Bestechung, Kabale und Gunst ihre Stellen erhalten hatten und erwarten mußten, bald durch einen andern wieder verdrängt zu werden, dachten mehr darauf, ihren Eigennutz und ihre Habsucht zu befriedigen, als dem Vaterlande Dienste zu leisten; oder auch nur — sich Ruhm zu erwerben. Die Armeen hatten selten und wenig Achtung und Vertrauen gegen ihre Feldherren; sie überließen sich dem Raube und der Zügellosigkeit, wie jene. Die wenigen Fähigkeiten und Neigung, auszeichnende Thaten zu verrichten, welche sich bey den Feldherren finden, wurden noch durch eine unzweckmäßige, planlose und unbestimmte Oberdirektion, von dem Kabinette zu Versailles aus, gehemmt. Welche Folgen für den Lauf des Krieges und die Ehre der französischen Waffen hieraus entstanden, ist noch im frischen Andenken. Nur die kühne, unwiderstehliche, schaudervolle, kanibalische Tapferkeit der Heere des wiedergebohrenen Frankreichs konnte die Erinnerung an jene schimpflichen Feld-

züge, wenn auch nicht vertilgen, doch etwas in den Hintergrund zurück drängen.

Der Marschall d' Etrees, der den ersten Feldzug (1757.) mit einem zahlreichen Heere in Deutschland eröffnete, war persönlich brav; aber hochmüthig, selbstsüchtig, von sich eingenommen, von eingeschränkten Fähigkeiten, langsam in seinen Entschliessungen und höchst eifersüchtig auf seine Oberfeldherrn-Gewalt. An seiner Seite stand Düverney, als Oberaufseher des Verpflegungswesens der Armee und unter ihm kommandirte der Prinz von Soubise ein abgesondertes Korps. Beyde genossen der besondern persönlichen Gunst der Frau von Pompadour.

Düverney war ein Mann von bewährten Einsichten, vieler und mannigfaltiger Erfahrungen, besonders in Kriegsangelegenheiten. Auf diese sich stützend, machte er Ansprüche auf einen ausgedehntern Antheil an der Führung dieses Kriegs, als wozu ihm sein Posten, als Verpfleger der Armee, unmittelbar berechtigte. Der Marschall von Etrees fühlte sich nicht geneigt, ihn mehr zuzugestehen. Er theilte ihm, wie er

verlangte, seine Operationsplane nicht mit und suchte ihn, durch eine verächtliche Behandlung, in seine Schranken zurück zu weisen. Düvernay, sich seiner überlegenen Einsichten, der persönlichen Achtung des Königs, der Schützung der Frau von Pompadour und seiner mannigfaltigen dem Hofe und Staate geleisteten Dienste, bewußt, empfand diese Behandlung übel und beschwerte sich deshalb bey dem Könige.

Der Prinz von Soubise erregte ebenfalls die Eifersucht und das Misfallen des Marschalls von Etrees. Dadurch entstand eine Uneinigkeit zwischen beyden und hieraus Beschwerden über den Marschall. Dadurch wurde sein Ansehn bey Hofe geschwächt. Frau von Pompadour war um so geneigter, den Vorschlägen, einen andern Feldherrn an seine Stelle zu senden, ihre Unterstützung zu gewähren, da die Marschallin von Etrees um diese Zeit aus ihrer demüthigen Verehrerin — durch eine von den tausendfachen kleinen Weiblichkeiten — zu ihrer bittern Feindin geworden war. Eine persönliche Beleidigung, welche sich diese sogar gegen

gen sie erlaubte, bestimmte sie zur Rache; die Zurückberufung des Marschalls war beschlossen.

Nun aber entstand aufs Neue die schwürige Frage: wen man an seine Stelle senden solle? Frau von Pompadour hätte gern den Prinzen von Soubise dazu vorgeschlagen. Es war ihr alter Freund; auch hatte er sich noch kürzlich besonders um sie verdient gemacht. Als der Mordversuch auf den König gewagt war, und Frau von Pompadour sich fast von Jedermann verlassen sah und noch überdieß manche unangenehme Begegnung erfahren mußte, war der Prinz von Soubise beynah der Einzige, der ihr treu blieb und ihr seinen Beystand auf eine ausgezeichnete Weise widmete. Schon hatte sie den verzweiflungsvollen Entschluß gefaßt, den Hof, ja das Reich zu verlassen, weil sie sich, wenn der König, wie die erste Nachricht wahrscheinlich machte, sterben sollte nach der Ueberrechnung ihrer Feinde und dem Betragen, was sie bereits von d' Argenson, Boyer und selbst von Richelieu hatte erfahren müssen, in persönlicher Gefahr glaubte. Der Prinz von Soubise redete ihr diesen Vorsatz aus; sprach

ihr Muth ein und nahm in Verbindung mit ihrer Schwägerin, der Frau von Braschi, die zweckmäßigsten Maasregeln zu ihrer Sicherheit, für jeden Fall.

Dieser wesentliche und auszeichnende Dienst, hatte ihre Freundschaft für ihn um ein Großes vermehrt. Sie suchte in der That jede Gelegenheit hervor, ihm dieselbe, nach seinen Wünschen thätig zu beweisen. Er suchte militärischen Ruhm und militairische Würden und sie hatte ihm, sagte man, die Würde eines Connetable von Frankreich bestimmt. Dazu mußte er nun freylich stufenweise emporsteigen und wenigstens einmal eine Oberbefehlshaberstelle mit Ruhm bekleidet haben.

Sogern sie ihm also dazu auf diese Weise behülflich gewesen wäre, so wagte sie es itzt doch nicht. — Da er sich noch durchaus keiner kriegerisches — auch nur Scheinverdienst erworben hatte, mußte sie ein zu lautes Geschrey der alten Krieger fürchten, die dadurch zurück gesetzt wurden. Besonders hatte sie den Herzog von Richelieu zu scheuen; der wieder Gelegenheit gefunden hatte, bey dem Könige einiges Inter-

esse für sich zu erregen. Auch hatte er auf seine Weise es sie schon sehr empfinden lassen, daß er übergangen sey.

Der Herzog von Richelieu gehörte zu den wenigen Menschen, die sie fürchtete; weil sie eine Ueberlegenheit des Geistes oder vielmehr eines feinen, stachlichen, giftigen Witzes bey ihm erkennen mußte. Dieser Höfling besaß in einem hohen Grade die Kunst, sie unablässig und empfindlich zu plagen, ohne sie zu beleidigen, oder sie offenbar anzugreifen. Sein Nahme, die Erinnerung an seinen Groß-Oheim, gaben ihm ein allgemeines Interesse bey der ganzen Nation und eine Art von Ansehn bey Hofe. Seine Familien und persönlichen Verhältnisse verschafften ihm mannigfaltige Verbindungen; seine gesellschaftlichen Talente zahlreiche Freunde und Freundinnen und machten ihn dem Könige nothwendig. Seine Talente und sein Glück hatten ihm den Kredit, eines gleich vorzüglichen Staatsmannes und Feldherrn verschafft, und alles dieß ihn zu Ansprüchen berechtigt, die Niemand besser geltend zu machen verstand, als er.

Seitdem dem Marschall d'Etrees das Kommando in Deutschland übergeben, Richelieu dadurch — freylich mit mehrern ältern und verdientern Feldherren zugleich — zurückgesetzt war, hatte er die Frau von Pompadour seinen Verdruß darüber auf eine Art fühlen lassen, die sie noch weit empfindlicher reizte, als alle spitzigen und bittern Bonmots, die sie vorher von ihm sonst unaufhörlich ertragen mußte. Er affektirte sie gar nicht zu bemerken; redete weder mit ihr, noch von ihr. Sie rächte sich dadurch, daß sie ihn, so viel nur immer möglich, von dem Könige entfernte.

Allein seine Stelle als Kammerherr des Königs berechtigte ihn, überall und zu jeder Zeit in der Gesellschaft des Königs zu seyn und das Wohlgefallen, was dieser aufs Neue an seinem Umgange äusserte, nöthigte sie zu einem behutsamen Betragen. Sie sah am Ende selbst, daß sie in diesem Kriege mit einem Manne, der sich einmal ein zu großes Uebergewicht über sie erworben hatte, nichts gewinnen könnte. Wiewohl sie ihn itzt mehr als jemals haßte, sah sie es doch sehr gern, daß die Veränderung in dem Oberbe-

fehl der Armee eine Veranlassung zum Frieden und ihr zugleich eine Gelegenheit darbot, sich durch die Auflegung einer Verbindlichkeit, einen Vortheil über ihn zu verschaffen.

Richelieu hatte sich an Düvernay gewandt und ihn mehr Gefälligkeit für seine Plane und seine Theilnehmung an der Führung des Kriegs erwarten lassen, als ihm d' Etrees gezeigt hatte. Düvernay hatte gerade itzt einen Plan entworfen, den er durchsetzen wollte und wurde überdieß durch die Idee gereizt, einen Feldherrn, der ihm misfiel, abzusetzen und einen andern nach seinen Absichten an die Stelle desselben zu erheben. Es gelang ihm, die Frau von Pompadour für seinen Plan zu gewinnen, um so leichter, da sie sich schon geneigt dafür fühlte und er, in Richelieus Nahmen, ihr versprach, daß er den Prinzen von Soubise die völlige Unabhängigkeit in dem Kommando, über seine Heersabtheilung zugestehn und ihm gern jede Gelegenheit erleichtern würde sich Ruhm zu erwerben.

Der Plan Düvernays theilte dem Lieblinge der Frau von Pompadour das ruhm-

volle Geschäft zu, den König von Preussen aus Sachsen zu vertreiben und gewann daher leicht ihren Beyfall, da sie weder an den Talenten noch an dem Glücke des Prinzen von Soubise, zur Lösung dieser schweren Aufgabe, zweifelte.

Düvernay erhielt daher Vollmacht von ihr, seinen Plan dem Könige vorzulegen, und den Herzog von Richelieu zum Nachfolger d'Etrees in Vorschlag zu bringen. Der König gab seine Zustimmung zu beydem; Richelieu und Frau von Pompadour wurden dem Scheine nach, mit einander ausgesöhnt. Der Marschall ging zur Armee ab *);

*) Als ein Beyspiel von der Art, wie Richelieu und Frau von Pompadour — nach ihrer Aussöhnung, wie vor ihrer Entzweyung — mit einander umgingen, dient folgende Anekdote. Als der Marschall von R. das Kommando erhalten hatte und der Frau von Pompadour seinen Danksagungs-Besuch machte, versicherte sie ihn, daß sie durchaus keinen Antheil daran habe; sondern er allein seinen Verdiensten diese Auszeichnung verdanke. „Seyn Sie versichert", setzte sie hinzu, „daß ich die Höflichkeit, womit Sie mich itzt beehren, ihrem Werthe gemäß schätze. Ich wünsche, daß Ihre Unternehmungen den Erfolg haben mögen, den ich ihnen von ganzen Herzen gönne."

hielt sich aber einige Tage zu Strasburg auf, um eine seiner vielen — Freundinnen dort zu erwarten und verschaffte dadurch dem Marschall d'Etrees Zeit und Gelegenheit, die Schlacht bey Hastenbek (d. 26. Jul. 1757.) über den Herzog von Cumberland zu gewinnen.

Dem Herzog von Richelieu, der das Verdienst verfehlt hatte, diese Schlacht zu gewinnen, blieb des noch größeren, den Sieg zu benutzen. Allein wenn er hierauf Bedacht nahm; so darf man doch behaupten, daß er dabey allein seinen persönlichen Vortheil vor Augen hatte. Als er zum Oberfeldherrn ernannt war, wurde ihm der Antrag gemacht, selbst seinen Gehalt zu bestimmen. Der Herzog fand für gut, den Uneigennützigen, oder den von der Würde seines hohen Postens Durchdrungenen zu spielen. Er verbat durchaus jeden bestimmten Gehalt und behielt sich nur die herkommlichen Vorrechte eines Oberfeldherrn, z. B. Kontributionen auszuschreiben, Sauvegarden zu ertheilen — vor.

„Madam, ich glaube jedes Wort, was sie mir itzt sagen," antwortete der Herzog, verneigte sich tief und verließ das Zimmer.

Er sah voraus, daß ihm dieß Gelegenheit geben würde, mehr zusammen zu raffen, als ihm das höchst mögliche Gehalt gewähren konnte. Auch benutzte er diese Vorrechte und diese Gelegenheit so, daß vielleicht nur einige der Feldherren seiner Nation in diesem letztern sogenannten Freyheits-Kriege ihn darin übertroffen, oder es ihm gleich gethan haben.

Als er bey der Armee ankam, und sich als Oberfeldherr ankündigte, verließ d'Etrees, ohne eigentlich zurückberufen zu seyn, dieselbe und erschien als Sieger am Hofe zu Versailles. Der König empfing ihn mit Zeichen der Achtung und Zufriedenheit. Er fragte ihn: ob er Frau von Pompadour besucht habe und gab ihm zu erkennen, daß er erwarte, es werde noch geschehen.

Der Marschall gehorchte diesem Winke; und Frau von Pompadour empfing ihn, mit der süßlichen Freundlichkeit und huldreichen Sanftmuth, welche das weibliche Geschlecht wohl zu einer Hülle, einer versteckten und bereits befriedigten Feindschaft anzunehmen pflegt. Der Marschall nahte sich ihr mit einer ehr-

erbietigen Verbeugung und sagte: er komme auf Befehl des Königs seines Herrn, um ihr seine Ehrerbietung zu bezeigen. „Ich kenne Ihre Gesinnungen gegen mich, setzte er hinzu," allein ich verlasse mich auf die Gerechtigkeit des Königs und glaube Sie daher nicht fürchten zu dürfen." Er entfernte sich dann, ohne ihre Antwort zu erwarten.

Der Marschall von Richelieu begann indessen sein Räubersystem bey der Armee zu entwickeln. Er brandschatzte in Westphalen und Hannover unermeßliche Summen. Die Soldaten, Officianten, alles was der Armee anhing, folgten seinem Beyspiele. Weit um her machten sich Feldherren und Krieger, durch Raub und Plünderung — hiedurch aber auch nur allein — furchtbar.

Mit der größesten Unverschämtheit trug der Marschall seinen unermeßlichen Raub zur Schau, als er, nach Vollendung seines thatenvollen Feldzuges, wieder bey Hofe erschien. In dem von den Parisern spottweise so genannte höchst präch-

tige pavillon d'Hanover *) errichte er selbst diesem Ausplünderungs-Verdienste ein prachtvolles bleibendes Denkmal; damit es von seinen Landsleuten nie vergessen würde, was die ausgeplünderten Länder beynah eben so lange empfinden werden, als jenes Monument besteht: daß und wie er den von seinem Vorgänger erfochtenen Sieg zu benutzen verstanden habe.

Anderer Siege, als derer über das Eigenthum friedlicher Einwohner, konnte er sich freylich nicht rühmen. Zwar nahm er Hannover, Braunschweig, Wolfenbüttel ꝛc. in Besitz; allein er that es, ohne Widerstand zu finden und ohne einen Vortheil für den Zweck des Krieges daraus zu ziehn. Denn gerade da, als man erwartete: er würde nun sein Uebergewicht, welches ihm das fortgesetzte Zurückweichen des Herzogs von Cumberland und die damals so höchst mißliche Lage des Königs von Preussen gab, zur Ausführung des Plans Duvernays in sei-

*) Richelieu hatte ihn Pavillon de Mahon genannt; und in ihm ein Denkmal seines dort, in dem ersten Seezuge erfochtenen Sieges, errichten wollen.

nem ganzen Umfange benutzen; — schloß er die berüchtigte Neutralitäts-Konvenzion von Kloster Seven, ohne dazu autorisirt zu seyn, und überließ sich und seine Armee, von dieser Zeit an, und unter diesem Vorwande einer zwecklosen Unthätigkeit.

Hieran begnügte er sich nicht einmal; er hemmte auch die Unternehmungen des Prinzen von Soubise; anstatt, wie er es ausdrücklich versprochen hatte, dieselben auf alle Weise zu befördern. Nicht nur sandte er die versprochene Verstärkung nicht zur bestimmten Zeit ab; sondern, seinem förmlich gegebenen Versprechen völlig zu wider, ging er, anstatt sich selbst mit ihm zu vereinigen, mit seinem Hauptheere, in die Gegend von Halberstadt. Hier hielt er sich sechs Wochen, ohne das Geringste zu unternehmen völlig zwecklos auf; und empfing hier, mit besonderer Genugthuung die Nachricht, von der gänzlichen und höchst schimpflichen Niederlage, welche Soubise indessen, in Verbindung, mit der Reichsarmee, bey Roßbach erlitten hatte.

Freylich war die schimpfliche Niederlage, welche dieser Günstling der Frau von Pompadour hier erlitt, keineswegs, als eine Folge der von dem Marschall versagten Unterstützung anzusehn. Die Armee, welche siegte stand in gar keinem Verhältnisse zu der vereinigten Armee, welche besiegt wurde. Eine noch größere Uebermacht, auf Seiten der Franzosen, würde vielleicht nur einen noch größern Verlust bewirkt haben.

Der Prinz von Soubise war ein vollkommner Höfling, ein nicht ganz schlechter Mensch; aber ein völlig unfähiger Feldherr. Gleichwohl war eine unglückliche Eitelkeit gerade auf das gerichtet, wozu ihm die Natur alle Fähigkeiten versagt hatte. Persönlichen Muth sprach ihm Niemand ab; alles Uebrige aber, was den Feldherrn bildet, fehlte ihm gänzlich. Er hatte nicht einmal die mechanische Fertigkeiten, welche eine lange und mannigfaltige Erfahrung giebt.

Frau von Pompadour, die ihm wohl wollte und Verbindlichkeiten hatte, hielt sich für verpflichtet, seine Wünsche zu erfüllen und die-

se hefteten sich unglücklicherweise so fest und ausschließlich an den Titel eines Marschalls von Frankreich und eine Oberfeldherrn-Stelle. Der König war dem Prinzen von Soubise gewogen; allein er erkannte doch, bey aller seiner Stumpfsinnigkeit, daß es ihm hiezu an Talent, wenigstens an Erfahrung mangele. Frau von Pompadour erhielt gleichwohl endlich seine Einwilligung, zu dem Kommando eines abgesonderten Korps, für ihren Freund. Sie glaubte es klüglich einzuleiten, daß er sich hier nach und nach einiges militairische Ansehn erwerben solle, um ihn dann, hierauf gestützt, weiter befördern zu können. Man gab ihm daher eine genaue Instruktion, die dahin ging, daß er die Preussen aus Sachsen verdrängen, — sich aber durchaus in keine entscheidende Schlacht mit ihnen einlassen solle.

Soubise hatte sich, so lange er allein war, genau an diese Vorschrift gehalten. Nachdem er aber mit der Reichsarmee verbunden, und dem Prinzen von Hildburghausen gewissermaßen untergeordnet war, ließ er sich zu dem Wagstück jener unglücklichen Schlacht verleiten,

welche seinem und dem französischen Nahmen einen so unauslöschlichen Schandfleck angeheftet hat.

Nichts gleicht dem Eindrücken des Unwillens und der Beschämung, welchen diese Niederlage auf die französische Nation, insbesondere die Pariser, machte. Flüche und Verwünschungen, im ersten Augenblicke; — in der Folge Spott und Hohn trafen den Prinzen von Soubise, die Frau von Pompadour; ihre ganze Parthey unter den Höflingen. Schmähschriften, Spottlieder und bittere Bonmots, überall angeschlagen, gesungen und nacherzählt, so manche andere noch auffallendere beschimpfende Excesse *) zeigten hinlänglich, wie sehr der unglückliche Feldherr Gegenstand des Unwillens und der Verachtung — selbst für die geringste Volksklasse geworden war.

*) Einst hatte der Pöbel von Paris, vor der Thür des Hotels des Prinzen von Soubise, einen todten Esel aufgehangen und ihm einen Zettel in das Maul gegeben, mit der Aufschrift: „Macht die Thür auf; hier ist Eur Herr!“

Man erwartete nun wenigstens, diesen Feldherrn, gegen den sich die Nation so laut erklärte, in den seine Soldaten kein Vertrauen setzten; dessen der Feind, ja ganz Europa spottete; der die Ehre der französischen Waffen fast unwiederbringlich zu Grunde gerichtet hatte — zurückberufen zu sehn. Allein er blieb. Die Schuld des Feldherrn wurde auf die Armee gewälzt. Der König schrieb einen eigenhändigen Trostbrief an den Prinzen, und erhob ihn im folgenden Jahre, zum Marschall von Frankreich.

Der Graf von Bernis, der nie ein Freund der Verbindung mit Oestreich gewesen war, die er gleichwohl selbst geschlossen hatte, benutzte die Gelegenheit, welche ihm die Niederlage bey Roßbach gab, um den Vorschlag zum Frieden mit Preussen zu machen. Allein Frau von Pompadour, die sich als eine Freundin und Beschützerin Marien Theresiens betrachtete, nahm diesen Vorschlag sehr übel, und von dieser Zeit an erkaltete die innige Freundschaft, welche bisher zwischen ihr und ihm so lange statt gefunden hatte.

Eine von den Folgen der Schlacht bey Roßbach war die Vernichtung der Konvenzion von Kloster Seven. Richelieu sah sich also genöthigt, seine bisherige Stellung zu verlassen und sich in das Hannöversche zurückzuziehn. Anstatt zu schlagen, versuchte er, ohne Auftrag, einen Stillstands-Vertrag, für den nächsten Winter, zwischen den Preussen und Franzosen zu schließen. Als er mit seinen Anträgen von dem siegreichen Feinde zurückgewiesen war; die Kaiserin über seine unbefugten Unterhandlungen Beschwerden erhob, und ihm, auf ihren Betrieb, alle Schritte dieser Art nachdrücklich untersagt wurden; legte er seiner Armee, die durch Märsche, Insubordination und ansteckende Krankheiten sehr gelitten hatte, in die Winterquartiere und begab sich an den Hof; um den Lohn für seine Thaten einzuerndten.

Er erschien hier mit aller der Zuversichtlichkeit und Selbstgefälligkeit, die ihn besonders auszeichnete, und mit einem Pompe, der eine offenbare Verhöhnung des Vertrauens enthielt, was sein Monarch ihm, in der Ernennung zum Oberfeldherrn gezeigt hatte. Gern mögten wir

glauben,

glauben daß auch dieß wenigstens auch einiges mit zu der kalten Aufnahme beygetragen habe; welche er bey dem Könige, der Frau von Pompadour, folglich bey dem ganzen Hofe fand.

Er erkannte bald, daß er für den folgenden Feldzug auf die Erneuerung des Auftrags, in welchen er der Erwartung, die man von ihm hegte, so wenig entsprochen hatte, keineswegs rechnen durfe. Deßhalb begab er sich in sein Gouvernement Guyenne, um hier die Triumpfe zu feyern, die ihm der Undank des Hofes, wie er wähnte, zu Versailles versagt hatte. Er verschwendete darauf einen beträchtlichen Theil der Schätze, durch deren Raub einige wohlhabende Provinzen Deutschlands in Armuth und Elend gestürzt waren.

Das geheime Conseil Ludewigs beschäftigte indessen die Wahl seines Nachfolgers im Commando. Die Umstände waren so, daß man mehr als je vorher darauf zu sehen hatte, einen Feldherrn zu wählen, der die Achtung der Nation und der Armee genoß und durch Kriegser-

fahrung in den Stand gesetzt wurde, die Fehler seiner Vorgänger wieder gut zu machen.

Der Ruhm des Königs von Preußen und des Herzogs Ferdinand von Braunschweig hatte beyde Nahmen den französischen Kriegern wenigstens eben so furchtbar gemacht, als die Armeen, welche sie anführten. Der Nahme des neuen französischen Feldherrn mußte wenn er jene Furcht entkräften und den gesunkenen Muth der Truppen wieder herstellen sollte, den Ruf ähnlicher Fähigkeiten und Kriegsthaten für sich haben; das Vertrauen der Armeen und der Nation in einem hohen Grade mit sich verbinden.

Niemand suchte dieß Ludewig XV. mehr ans Herz zu legen als die Frau von Pompadour. Freilich that sie auch dieß nicht ohne Privatabsichten. Der Mann, bey dem sie alle diese Eigenschaften fand, war der Graf von Clermont, Abt zu St. Germin des Prez. Er war ein Prinz vom Geblüte, also schon in dieser Qualität ein Gegenstand der Achtung der Nation und der Truppen. Allein es fehlte ihm, nach der Meynung der Frau von Pompadour, auch nicht an Kriegsruhm und Kriegser-

fahrenheit; welches beydes er sich durch seine Thaten in dem letzten Kriege erworben haben sollte.

Gleichwohl versicherte der Marschall von Belle-Isle, dessen Urtheil sehr competent gehalten werden mußte, gerade das Gegentheil. Dieser, damals Kriegs-Minister, wandte alles an, um die Ernennung desselben zum Oberfeldherrn, zu hintertreiben. Selbst der eigene Bruder des Grafen von Clermont, der Graf von Charolois, ein gescheuter Mann und höchst origineller Charakter, urtheilte eben so, erklärte es seinem Bruder selbst und versuchte es auf alle Weise, ihn von dieser Idee abzubringen. Da er endlich einsah, daß er sich vergebens bemühe, redete er laut über die Thorheit seines Bruders und erklärte geradezu, daß es der thörigste Dünkel sey, wenn er sich einbilde, er werde den Herzog Ferdinand schlagen; indem er durch nichts den Beruf und die Fähigkeit dazu bewähren könne.

Auf den Graf von Clermont machte diese Aeusserung so wenig, als die Gegenvorstellung des Marschalls von Belle-Isle einen abschreckenden Eindruck. Er entrüstete sich dar-

über, allein er wurde dadurch mehr in seinem Vorsatze bestätigt, als davon zurückgebracht. Sein Einkommen von unbedeutenden dreymal hunderttausend Livres wollte auf keine Weise zu seinen Bedürfnissen hinreichen; ihm gelüstete daher nach dem deutschen Gelde; — welches — wie er aus dem Beyspiele seines Vorgängers sah, — so leicht und reichlich zu erlangen war und dessen Raub und Zusammenhäufung fast mehr zum Verdienste, als zum Vorwurfe gemacht wurde. Die Protektion der Frau von Pompadour hob alle Hindernisse aus dem Wege. Der Graf von Clermont erhielt das Commando. Auf Betrieb des Kriegsministers aber wurden ihm vier Generale, als ein beständiger Kriegsrath zugegeben. Diese Vorsicht brachte jedoch die beabsichtete Wirkung nicht hervor. Einige dieser zugeordneten Räthe waren, wie er, Männer ohne kriegerische Talente und Erfahrungen; und andere, denen es weder an dem einen noch an dem andern gebrach, wurden durch persönliche Rücksichten, Eifersucht und Neid verhindert, ihm nützlich zu seyn. Er selbst war über-

dieß weder geneigt, noch fähig, Rath einzuhohlen und zu benutzen.

Aus den Armen einer Schauspielerin hatte er sich losgerissen, um ins Feld zu gehn. Im Felde lebte er mit allem dem Luxus und aller der Bequemlichkeit, wie zu Hause. Es schien als sey er nur zur Armee gekommen, um sie auf einem fortwährenden Rückzuge zu begleiten. Bey Krefeld war das einzige mal, wo er dem Herzog Ferdinand der ihn drängte, Stand hielt und auch hier nur um sich schlagen zu lassen. Auch bey diesem Treffen war er nicht einmal selbst zugegen. Während sich der Graf von Saint Germain mit dem Feinde schlug, saß der Oberfeldherr ruhig an der Tafel; und anstatt ihm Hülfe zu senden, zog er sich zurück und überließ dem Herzoge Ferdinand den Sieg, ohne den geringsten nachdrücklichen Versuch ihm denselben streitig zu machen *).

*) Der Sohn des Marschalls von Belle-Isle, ein junger Krieger von großen Talenten und großen Hofnungen wurde in dieser Schlacht das Opfer seines Muths und der Privatfeindschaft des Oberfeldherrn gegen seinen Vater. Er hatte es dem Marschall nicht verziehn, daß er seiner Ernennung zum Oberfeldherrn

Sein Betragen blieb zu Paris und in Versailles nicht unbemerkt, und trotz des Schutzes, den er genoß, nicht ungenützt. Von der Armee selbst liefen bittere Beschwerden gegen ihn ein. Keiner seiner Vorgänger hatte so viel wider sich gehabt; — wie hatte man es wagen können, ihn bey sich zu behalten. Daher erhielt er am Ende dieses Feldzugs; — in welchem die Franzosen aus allen ihren Eroberungen, völlig über den Rhein zurückgedrängt waren, und welchen die Niederlage bey Krefeld gekrönt hatte, — die Erlaubniß, seiner Gesundheit wegen nach Frankreich zurück zu kehren.

Der Marquis von Contades war einer der ihm zugeordneten Räthe gewesen. Dieser Feldherr galt für einen Mann von wahrem kriegerischen Talent und Erfahrung. Er hatte sich

entgegen gearbeitet hatte, und freuete sich einer Gelegenheit, sich an ihm, in seinem Sohne, zu rächen. Als man ihm sagte, daß der Graf von Giseers in Gefahr sey und einer schleunigen und kräftigen Unterstützung bedürfe, sagte der Graf von Clärmont ruhig: nun werden wir also sehen, wie sich dieß Söhnchen eines Prämierministers aus dem Handel ziehen wird.

unter dem Marschall von Sachsen gebildet; wenigstens Gelegenheit gehabt sich zu bilden; auch sich einen Ruf erworben und besaß eine so gute Meynung von seinen Fähigkeiten, daß er sich zutraute, durch diese und den Ruhm seines Nahmen, die Ehre der französischen Waffen und die verlohrnen Vortheile mit Leichtigkeit wieder herstellen zu können.

Diese wahren oder vorausgesetzten Eigenschaften wurden von einer kriechenden, schmeichelnden Unterwürfigkeit, gegen die Frau von Pompadour, kräftigst unterstützt. Von ihr erbat er den Oberbefehl; sobald der Graf von Clermont die Armee verlassen hatte, in den demüthigsten Ausdrücken; sie war es, welche ihm seine Erhebung ankündigte und ihn nach Versailles einlud.

Auf diese Einladung flog der Marquis von Contades nach Versailles und warf sich der Frau von Pompadour zu Füßen. Ihr dankt er ehr, als dem Könige und der sanfte Verweiß, welchen ihm die Frau von Pompadour darüber gab, verrieth deutlich genug, wie sie ihm diesen Vernachläßigungs-Fehler anrechnete.

Der Marquis blieb den Winter über am Hofe, um für den Feldzug, der alles Verlohrne wieder einbringen sollte, sich und die Armee vorzubereiten. Er hatte fleißig mit dem Kriegsminister, Marschall von Belle-Isle, Konferenzen. Allein noch fleißiger besuchte er die Gesellschaften des Hofs um die öffentlichen Orte der Hauptstadt, und die schmeichelhaften Aeusserungen der Höflinge und die Freudenszurufe des Volks zu empfangen.

Der Marschall von Belle-Isle hatte nichts gespart, um ihn in den Stand zu setzen, was er versprochen hatte, zur Ausübung zu bringen. Eine wohl ausgerüstete Armee von hundert und dreyßig tausend Mann wartete seiner. Die größesten und zuversichtlichsten Erwartungen begleiteten ihn zu derselben. Man machte schon Plane zu Freudenfeuern und Illumination auf dem Heer-Platze und die Damen baten ihn um ein bonnet à la Hannovre.

Bis zu der — für seinen Gegner so ehrenvolle Schlacht bey Minden wurden diese Erwartungen noch ziemlich unterhalten; mit ihr aber schwanden sie für immer. Der Feldherr sandte

seinen Bericht von dieser Schlacht — nicht an den König; sondern — an die Frau von Pompadour; um ihn dem Könige mitzutheilen. Hätte man nicht das Lächerliche gesehen; so würde ihm im sechsten Feldzuge ein sechster Feldherr gefolgt seyn. Jetzt blieb das Heer ihm und seinem Schicksale und den Kabalen bey Hofe und der Armee völlig überlassen.

Ueberall in dem ganzen Heere herrschte Eifersucht, Neid, Unfolgsamkeit, Entgegenwirken der Generale, Insubordination, Liederlichkeit, Trägheit, Feigherzigkeit der Soldaten. Die Kriegsdisciplin war völlig aufgelöst; Muth und Ehrtrieb, wie verschwunden; der Krieg bis an sein Ende mit der Schande bedeckt; welche die Veranlassung, der Anfang, der Zweck und die Führung desselben allerdings verdiente.

Das Raub- und Plünderungssystem dauerte dabey unaufhörlich fort. Alle Officianten, bis auf den Marquetender, die dasselbe in großer Anzahl begleiteten, hatten ihre Stellen mit verhältnißmäßig großen Kosten erkaufen müssen, der Gewinn davon fiel — größestentheils wenigstens — in die Hand der Frau von Pompa-

dour; und die Last davon auf die Länder und Provinzen, in welchen dieses Heuschreckenheer hauste, oder welche es durchzog. Die Folgen davon, selbst für die Führung des Krieges waren unermeßlich, der Nachtheil unersetzlich.

Auf der See wurde der Anfangs so glücklich begonnene Krieg, aus ähnlichen Ursachen, mit ähnlichem Unglück fortgesetzt, obwohl nicht mit eben so viel Verlust und Schande beendet. Die Marine war völlig zu Grunde gerichtet; wenigstens fünf und zwanzig tausend französischer Matrosen in englische Gefangenschaft gerathen. Hier wie in den Land-Armeen wurden die Anführer nach Gunst und Eigennutz gewählt. Der Krieg, aus Mangel an Geld und Betriebsamkeit nicht nachdrücklich genug geführt, die Verluste nicht zur rechten Zeit und nicht gehörig ersetzt; hier wie dort war der Einfluß einer eigennützigen und ehrsüchtigen Maitresse und ihrer unbeschränkten Beherrschung eines schwachen und indolenten Monarchen sichtbar.

Eine ähnliche Einwirkung war in dem Civilstaate, überall wahrzunehmen. Wie dort, so auch hier, erhielten die Minister und andere

höhere und niedere Civilbedienten durch Gunst Geld und Intrigue ihre Stellen; wechselten sie, behielten oder verlohren sie, ohne alle Rücksicht auf ihren Werth und ihre Verdienste. Die ältern Glieder des Staatsraths waren nach und nach durch die Parthey der Frau von Pompadour völlig verdrängt und aus derselben, wie sie Eigennutz und Neigung hervorzogen, wieder besetzt. Eine Aufzählung derselben dürfte wenig Interesse haben. Wir begnügen uns daher, einige der merkwürdigsten Minister, aus der zahlreichen Schöpfung dieser unbeschränkten Selbstherrscherin aufzustellen und näher ins Auge zu fassen.

Zunächst bemerken wir aus diesem Gesichtspunkte den Kardinal von Bernis. Wir verlohren ihn als einen Jugendfreund der Frau von Estioles aus den Augen und finden ihm, bey dem Anfange dieses Kriegs wieder, als einen Mann von Einfluß und öffentlichen ausgezeichneten Günstling, der Marquise von Pompadour. Mit einer angenehmen Gestalt und angenehmen Talenten; aber mäßigen Ansprüchen, war er in die Welt getreten. Wiewohl ihm sei-

ne Geburt eine Aussicht, auf eine baldige und auszeichnende Beförderung in dem geistlichen Stande, den er ergriffen hatte, eröffnete; konnte er sich doch lange keiner Begünstigung des Glücks, als in Betreff der Auszeichnung und Liebkosungen des weiblichen Geschlechts, rühmen. Es schien sogar, daß, nach dem Verhältnisse, da ihn das Glück hier aufsuchte, es sich auf der andern Seite von ihm entfernte. Der schöne liebenswürdige Abbe' Bernis hatte kaum so viel, um seinen nothdürftigen Unterhalt zu bestreiten und sah sich, wie man sagt, nicht selten in der Nothwendigkeit, von seinen Freundinnen, mit ihren Gunstbezeigungen auch Unterstützung anzunehmen.

In diesem Zustande war er noch, als die Frau von Pompadour ihre glänzende Rolle bey Hofe zu spielen anfing. Sie bemühte sich sogleich etwas für ihren Freund zu thun. Allein Boyer, der Minister der geistlichen Pfründen, war ihr, also auch Bernis Gegner und bekanntlich einer der unbiegsamsten, kühnsten Priester; sie vermogte also lange Zeit nichts für ihn auszuwir-

ken; als eine sehr maßige Pension, aus der Chatoulle des Königs.

Da sich immer noch keine Aussicht zu der Beförderung des Abbe's, im geistlichen Stande eröffnen wollte; auch daran nicht zu denken war, so lange Boyer lebte, schlug Frau von Pompadour einen andern Weg ein, um das Glück ihres Lieblings zu machen. Sie ließ ihn die diplomatische Laufbahn betreten; sandte ihn eine Zeitlang, als Gesandten, nach Venedig und rief ihn dann wieder zurück, um ihn in das Ministerium zu setzen.

Von diesem Augenblicke an, übte er, anfangs ohne öffentlichen Charakter; dann aber bald nach dem Anfange dieses Kriegs, als Minister der auswärtigen Verhältnisse, unter dem Schutze seiner Beherrscherin, eine sehr allgemeine und entscheidende Wirksamkeit aus. Er hatte Gelegenheit, sich mit Reichthum und Ehre überhäuft zu sehn. Bald war nur noch eine Dekoration für ihn zu erlangen übrig; und auch hiezu hatte ihm Frau von Pompadour ganz ohne sein Zuthun, selbst ohne sein Wissen, den Weg gebahnt. Es war bereits angekündigt, auch von

den französischen, spanischen und östreichschen Monarchen angenommen und gebilligt; — daß ihn der Pabst aus eigener Bewegung zum Cardinal ernennen werde.

Auf dieser Höhe stand der Abbe' Bernis, als der Graf von Clermont die Schlacht bey Krefeld verlohr; und ein wiedriges Geschick sich, auf der See, wie auf dem Lande so allgemein und unwiederbringlich gegen Frankreichs Waffen erklärt hatte. Bernis war, wie man weiß, nie ein Freund der Verbindung mit Oestreich gewesen; wiewohl er sie selbst geschlossen hatte. Er verabscheuete den Krieg; er sah die Zerrüttung, welche er in den Finanzen und durch alle Theile der Staatsverwaltung hervorbrachte, und die einen Manne von seinen beschränkten Einsichten und schwachen Charakter ängstliche Besorgnisse und die Furcht vor einem gänzlichen Ruin erregen mußte. Nur durch einen schleunigen Frieden, glaubte er, sey es möglich dem drohenden Verderben zu entgehn. Daher wagte er es der Frau von Pompadour darüber einen Vortrag zu machen, und sie um die Unterstützung seiner friedfertigen Absichten zu ersuchen.

Hätte der Graf von Bernis nicht einen so beschränkten Gesichtskreis gehabt, so würde ihm nicht entgangen seyn, was er hierbey wagte. Er würde vorausgesehn haben, daß dieser Antrag das höchste Misvergnügen seiner Gönnerin erregen müsse und alle seine Gründe hingegen nichts würken würden. Die Verbindung mit Oestreich, der Krieg waren ihre glorwürdige Werke. Ihre Protektion wurde fortwährend von der Kaiserin gesucht, ihr auf das auffallendste von ihr geschmeichelt, — sie fürchtete die Klagen derselben und die Vorstellung daß sie einen Frieden machen sollte, weil es die Nothwendigkeit erfoderte, war ihrem Hochmuthe höchst zuwider. Kaum hatte sie daher so viel Geduld, den Vortrag des Ministers anzuhören. Seinen Antrag verwarf sie geradezu und mit vieler Lebhaftigkeit. Seine Gründe würdigte sie auch nicht der geringsten Erwegung.

Bernis, der sich ein größeres Ubergewicht über seine Freundin zutrauen mogte, als er in der That besaß und irgend ein Mensch über sie erhalten konnte; wurde etwas empfindlich über ihr Betragen. Anstatt seine Meynung, ihrem

Ausspruche sogleich zu unterwerfen, vertheydigte er sie mit Lebhaftigkeit und schloß mit der Erklärung: daß er seinen Friedens-Antrag im Staatsrathe machen, und im Fall ihn der König verwerfen sollte, seine Stelle niederlegen würde.

Der gute Abbé hatte die Würkung dieser Drohung sehr falsch berechnet. Frau von Pompadour konnte dadurch nur in ihrem Vorsatze befestigt werden. Sie warf ihm mit vieler Lebhaftigkeit vor: daß er sich dadurch als einen Undankbaren vor der ganzen Welt brandmarken würde, wenn er nun, nachdem er sein Glück gemacht und alles erlangt habe, was er wünsche, dem Könige trotzen und sich, besonders in den Zeiten der Gefahr, zurückziehen wolle. Bernis glaubte seinen Charakter halten zu müssen und erklärte dagegen eben so lebhaft: er hoffe, das Publikum werde billiger urtheilen, als sie, wenn es ihn seine Pfründen seine Aussicht auf das Palleum ebenfalls mit seiner Ministerstelle werde aufgeben und dem Lohn zugleich mit den Diensten entsagen sehn.

Die

Die Unterredung endigte auf beyden Seiten mit einer sehr merklichen Erkaltung. Die Eitelkeit beyder war gegen einander aufgetreten; keiner wollte dem andern weichen. Der Abbe mogte immer noch darauf rechnen: seine Gegnerin werde es nicht wagen, sich mit ihm öffentlich in einen Kampf einzulassen, wenn sie Ernst sähe. Er hielt sich für zu nothwendig; für sie und den Staat, als daß er glauben konnte, sie sowohl als der König würden ihn lieber aufgeben, als ihm nachgeben. Er machte daher im Staatsrath und dem Könige unmittelbar den Antrag, zum Frieden und freute sich schon des Sieges, als er alle Stimmen auf seiner Seite hatte; als der König, wiewohl ungern, der Meynung des Staatsraths beytrat, und ihm den Auftrag gab, mit dem Wiener Hofe deshalb in Unterhandlung zu treten.

Indem er sich diesem Geschäfte eifrigst unterzog; bemerkte der kurzsichtige Mann nicht, daß diese Unterhandlung keine andere Wirkung haben könne, als sein persönliches Verderben. War ihm Frau von Pompadour auch wirklich so gewogen gewesen, als sie es irgend einem

Menschen seyn konnte; so hatte er dieß Gefühl durch die beharrliche Behauptung seines Willens gegen den ihren; durch die Aufstellung seiner Einsichten gegen ihre Absichten; durch seinen auffallenden Schritt und seinen scheinbaren Triumpf über sie völlig ausgetilgt. Was opfert ein Weib wie diese, nicht der Eitelkeit! Sie mußte itzt nicht nur ihr Ansehn suteniren, ihre Absichten durchsetzen; — sie mußte sich auch an dem Undankbaren rächen. Den Gehülfen den sie hiezu brauchte fand sie an eben dem Manne, durch welchen Bernis seinen Plan durchzusetzen hoffte.

Dieser Mann war der Marquis von Stainville, französischer Ambassadeur zu Wien, einer von denen gefährlichen Menschen, die bei vielen Talenten und Unternehmungsgeiste, durchaus keine Grundsätze haben, als den ihren Privatvortheil zu befördern und bey der Wahl der Mittel zu ihren Zwecken nur die Zweckmässigkeit zu rathe zu ziehn. Er war einer der wärmsten Anhänger des Grafen von Bernis, so wie einer der submissesten Verehrer der Frau von Pompadour; so lange er zwischen beyden

die innige Verbindung wahr nahm, die beyde gleichsam zu einer Macht vereinte. Er hatte bis dahin keinen Willen, als den des Grafen von Bernis; er hatte andere für die Kaiserin unangenehme Aufträge desselben, — als die wiederhohlte Ankündigung einer Verminderung der Subsidien — mit der grössesten Bereitwilligkeit ausgerichtet. Auch den Auftrag, welchen er izt von ihm erhielt, die Kaiserin zu einer Friedens Negotiation geneigt zu machen richtete er anfangs sehr bereitwillig und durchaus vorschriftmäßig aus, und brachte es auch dahin, daß die Kaiserin, so äußerst widerstrebend ihr die Idee war, dennoch sich dazu geneigt erklärte. Als er aber aus den Briefen der Frau von Pompadour sahe, wie höchst unzufrieden sie mit diesen Maasregeln, also auch ohnzweifel mit dem Urheber derselben war; da bildete er den vielleicht längst schon im allgemein gehegten Plan, den Abbe' Bernis zu stürzen, schnell und völlig aus und legte mit der ganzen ihm eigenen Gewandtheit, zur Ausführung desselben Hand ans Werk.

Er äusserte sowohl der Kaiserin als der Frau von Pompadour: der Abbe Bernis sey zu furchtsam; die Sachen ständen keineswegs so übel als er vorstelle; ein glücklicher Feldzug könne gar leicht alles wieder gut machen, was bisher schlimm gemacht worden sey. Die Kaiserin und ihre Freundin, Frau von Pompadour, fanden diese Aeusserung bewundernswürdig, wahr und schön. Frau von Pompadour theilte sie dem Könige mit; der längst, durch sie der Fortsetzung des Kriegs, von dem er so wenig sah und hörte, der ihn in seinen Vergnügungen, seiner gewohnten Lebensweise so wenig störte und von dessen Wirkungen und Folgen er kaum einen Begriff hatte — geneigt war. Die Unterhandlungen wurden niedergeschlagen; die Fortsetzung des Kriegs beschlossen.

Der Graf von Bernis, dadurch in Verlegenheit gesetzt und gereizt, äusserte darüber gegen die Frau von Pompadour eine lebhafte Empfindlichkeit. Er hatte schon zum Voraus erklärt, daß er lieber seiner Stelle entsagen, als seine Zustimmung zur Fortsetzung des Kriegs geben werde. Er wiederholte also — jedoch nur

unter vier Augen — der Frau von Pompadour sein Gesuch, um Entlassung von einem Amte, dem ohnzweifel der Marquis von Stainville weit besser vorstehen würde als er. Frau von Pompadour, die schon beschlossen hatte, ihn zu stürzen, aber ihre Rache nicht halb nehmen wollte, und zugleich auf ihre Sicherheit bedacht war, empfing diese Aeusserung seiner Empfindlichkeit freundlich, sanft, gefällig, redete ihm zu, nannte ihn unentbehrlich und bearbeitete unter der Hand den Plan ihn, seinem eigenen Vorschlage gemäß, durch den Marquis von Stainville zu ersetzen.

Indessen war die Eitelkeit des Abbe zu sehr gereizt, als daß er sich hiebey hätte beruhigen können. Er sah wohl, daß die Freundschaft der Frau von Pompadour gegen ihn erloschen sey und legte ihre Freundlichkeit und ihr geheucheltes Wohlwollen so aus, als ob sie sich fürchte, ihn anzugreifen. Er wußte, daß der König ihm persönlich wohlwollte. Frau von Pompadour hatte ihn selbst in die Gunst desselben eingeführt und darin bestätigt. Ihrer eigenen Aeusserung nach, hatte der König nie gegen

einen Mann so viel Wohlwollen gehabt, als gegen den Abbe'; darauf glaubte nun dieser auch zu trotzen. Er foderte seine Entlassung, um seine Unentbehrlichkeit recht fühlbar zu machen. Seines langen und vertrauten Umgangs mit der Frau von Pompadour ohnerachtet, kannte er sie doch noch nicht eigentlich; oder vermochte sie nicht richtig zu beurtheilen.

Weit richtiger beurtheilte ihn seine ehmalige Beschützerin. Sie stellte sich, als ob sie diese Unentbehrlichkeit empfände und wandte ihre ganze theatralische Kunst an, um ihn in dieser Täuschung zu bestärken und sicher zu machen. Zugleich aber arbeitete sie unablässig, seinen Kredit bey dem Könige zu untergraben. Unter dem Vorwande, daß seine Arbeiten zu überhäuft wären und gleichsam als ein halb erzwungenes Nachgeben seiner wiederholten Anfoderungen wurde der Marquis von Stainville zurückberufen und, mit dem Titel eines Herzogs von Choiseul, in dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten dem nunmehrigen Kardinal Bernis an die Seite gesetzt. Dieß hatte einen um so scheinbarern Anstrich, da ihn das Vermittlungsge-

schäft, zwischen dem Parlemente, der Geistlichkeit und dem Könige, gerade damals sehr beschäftigte.

Der Kardinal, der seine Entlassung gefodert hatte; fand sich durch einen Gehülfen, oder Substituten beleidigt und drohte aufs neue, seine Aemter niederzulegen, und sich ganz von den Geschäften und dem Hofe zu entfernen. Sowohl Frau von Pompadour, als der Herzog von Choiseul beeiferten sich aufs neue, ihm diese Idee auszureden, und ihn dagegen von seiner Unentbehrlichkeit zu überzeugen. Choiseul versicherte, ohne seine Leitung könne und werde er diesen wichtigen Geschäften nicht vorstehn; und der Kardinal, der sich davon mehr als jemand überzeugt hielt und den seine Eitelkeit verleitete, jene trügerischen Aeusserungen und Gebehrdungen für ächte Münze zu nehmen; überdieß, sich gegen alle etwanigen versteckten Absichten durch die Gunst des Königs gesichert glaubte, stand von seiner Foderung ab; und — einige Tage nachher erhielt er eine Lettre de cachet, wodurch er entsetzt und verwiesen wurde.

Dieser hämische Streich ist einer von denen, welche den Charakter der Frau von Pom-

padour in seinem schlechtesten Lichte zeigen. Ihre Absicht dabey war, glaubt man, den Kardinal auf diese Weise für immer zu entwaffnen. Zog er sich freywillig zurück; so konnte er sich auch nach Willkühr wieder nähern; immer einen Einfluß auf den König behaupten, welcher ihr und ihrem Trabanten einst gefährlich werden konnte. Dieß war nicht zu befürchten wenn er exilirt wurde; denn man hatte noch kein Beyspiel, daß der König sich jemandes, der in Ungnade gefallen war, von selbst wieder erinnert, oder ihn aufs neue zu Gnaden angenommen hatte. Auch Bernis verschwand und wurde vergessen, wie so mancher andere. Der Herzog von Choiseul war itzt der erklärte Günstling der Frau von Pompadour*), und beyde regierten mit unbeschränkter Gewalt.

Anfangs schien der Herzog nur ihren Willen zu haben; nur ihren Winken zu folgen; höchstens ihre Schwächen auszuforschen, und sie zu

*) Er hatte zuerst ihre Gunst dadurch gewonnen; daß er eine Verwandtin, die ihren Platz bey dem Könige einzunehmen wünschte; und es schon ziemlich weit in seiner Gunst gebracht hatte, an sie verrieth.

seinen Absichten zu benutzen. Sobald er aber festen Fuß gefaßt hatte, erweiterte und begründete er seine selbstständige Wirksamkeit immer mehr. Es gelang ihm, sich persönlich furchtbar zu machen; und seine Verwandte und Anhänger in die wichtigsten Aemter und wahren Departements des Ministeriums zu bringen.

Um ganz unbeschränkt zu herrschen, mußte er sich von der Herrschaft der Frau von Pompadour befreyen und sie durch eine andere von seiner Hand zu ersetzen; um dann die Maitresse, als sein Geschöpf, eben so abhängig von sich zu erhalten, als er itzt, als Geschöpf der Maitresse, von dieser seyn und wenigstens in gewisser Rücksicht, so lange sie existire, bleiben mußte.

Der Frau von Pompadour entgingen seine Plane und Intriguen nicht. Sie hielt für rathsam, ihm zuvor zu kommen; und noch hatte sie Einfluß genug auf den König, um der Wirksamkeit dieses gefährlichen Mannes, durch seine Entfernung ein Ziel zu setzen.

Der Krieg war beendigt; aber Frankreich immer noch in einem traurigen Zustande. Besonders herrschte die höchste Zerrüttung in den

Finanzen. Bertin, der damalige General-Controleur, ein eifriger Anhänger der Frau von Pompadour, that Vorschläge zu Reformen und Einschränkungen; wodurch er wieder einige Ordnung in denselben herzustellen versprach. Choiseul haßte diesen Minister und suchte ihn zu stürzen; um sein Departement, wie die meisten der übrigen, an seine Familie zu bringen.

Diese Veranlassung benutzte Frau von Pompadour, um den König, der ihn selbst mehr fürchtete, als werthschätzte, gegen ihn einzunehmen. Längst hatte sie es bereuet, den Kardinal Bernis seinem undankbaren Nachfolger aufgeopfert zu haben; itzt entschloß sie sich, um ihm eine Genugthuung zu geben, und ihn aufs neue mit sich zu verbinden, seine Zurückberufung zu bewirken. Auf ihr Betrieb kam der Kardinal nach Versailles und hatte mehreremale geheime sehr ausführliche Unterredungen mit dem Könige.

So sehr man sich bemüht hatte, seine Absichten unter dem Schleier des Geheimnisses zu verhüllen, so hatte sie doch der Herzog von Choiseul auszuforschen gewußt. Er faßte den Entschluß, seinem

Sturze, durch den ihrigen zuvor zu kommen. Und da es noch sehr unsicher, wenigstens weit aussehend schien, daß er sie durch eine andere Maitresse, würde verdrängen können; so wählte er den kürzern und sichern Weg. Wenigstens hielt man es für ausgemacht, daß die Krankheit welche die Frau von Pompadour schnell aufzehrte, durch seine Geschicklichkeit hervorgebracht; ihr nach einigen Monathen (d. 15 Apr. 1764.) erfolgter Tod, auf seine Rechnung zu setzen sey.

Der König, der durch die Herzogin von Grammont, welche Choiseul längst an die Stelle der Frau von Pompadour zu setzen gesucht hatte, schon sehr angezogen war und dessen täglich stumpfer werdender Sinn fast nichts anders, als die gröbste Wollust, mehr zu genießen fähig blieb, verschmerzte den Verlust der Frau von Pompadour bald; oder empfand ihn vielmehr gar nicht. Der Hof spottete ihr nach und die Nation fluchte ihrer und wünschte sie in den Abgrund der Hölle.

Schon seit geraumer Zeit war sie als die Ursach alles Unheils, was die Nation betroffen hatte angesehn, und der Gegenstand des aller-

bittersten Hasses gewesen. Seit mehrern Jahren durfte sie an keinem öffentlichen Orte erscheinen: durfte nicht einmal durch die Straßen von Paris fahren, ohne die auffallendsten Beweise des Volkshasses zu erhalten. Ohne Unterlaß wurden Schandschriften auf sie angeschlagen; ihr Palais in Paris mit beschimpfenden Inschriften und Sinnbildern bemahlt; Spottlieder auf sie gesungen und alle die Aeusserungen des Hasses und der Verachtung wahrgenommen, welche sich dieß sonderbare Volk, von jeher so gern erlaubte; wobey es sich aber auch bis zu der endlichen schrecklichen Explosion, — jeden Druck gefallen ließ; wenn es sich nur auf diese Weit von Zeit zu Zeit eine Herzens-Erleichterung verschaffen konnte.

Dieser allgemeine Haß; oder vielmehr diese tiefe Verachtung hatte sich von der Maitresse auch auf den König übergetragen. Ludewig, der bey dem Tode Fleuris noch der Vielgeliebte hieß, war bey dem Tode der Frau von Pompadour der tief Verachtete. Freylich war er dieß, bey seinem eigenen Tode, in einem noch weit höhern Grade. Auch scheint es,

als habe ihr Geist den seinen noch etwas gehalten; denn von ihrem Tode an war das Leben dieses Monarchen so ganz schmuzig und unwürdig; daß man der Muse der Geschichte es wohl zu gute halten kann, wenn sie geneigter ist, einen Schleier darüber zu werfen, als sich durch die Darstellung desselben zu besudeln.

III.

Nachtrag zu H. A. Frankens frommer Wirksamkeit für die Menschheit.

Kurze Nachricht von einigen durch ihn entstandenen und unterstützten Instituten, zur Verbreitung einer reinern und wirksamern Religions-Erkenntniß.

Bey der Anlage und Einrichtung des Waisenhauses war bekanntlich von Anfang an Frankens Absicht, sowohl auf die Bildung künftiger Kirchen- und Schullehrer, als auf die Erziehung und den Unterricht der Jugend gerichtet. Er wollte bessere Religionskenntniß, zweckmäßigere Religionslehre, mehr wahres, praktisches Christenthum, wo möglich auf den ganzen Erdboden verbreiten, und suchte daher — nicht sich Anhänger, Sektirer — wohl aber Jünger, Schüler zu bilden, die in seinem Geiste, den er für den Geist des wahren eigentlichen Christenthums hielt, Religion und Frömmigkeit überall ausbreiten mögten und könnten.

Die Zahl seiner Schüler wuchs schnell zu einer ausserordentlichen Größe an. Sie verbreiteten sich nicht nur, mit seinem Rufe, durch ganz Deutschland, sondern in mehrere andere Europäische Länder und so gar in andere Welttheile aus. Dieser glückliche Erfolg gab ihm nun wieder Veranlassung, seine Ideen noch planmäßiger auszubilden. Es entstand daraus der Entwurf zu einer Pflanzschule, für künftige Kirchen- und Schullehrer; welche aus einem Seminario Ministerii ecclesiastici und einem Seminario elegantioris litteraturae bestehen sollte, auch in der That im Jahre 1714 zu Stande kam und eine Zeitlang bestand.

Für dieses Institut, das nachher unter dem Namen des Ober- und Unterkollegiums bekannter als unter jenem geworden ist, wurden zwey dazu neben den Schulgebäuden des Waisenhauses erbaute Häuser, eingerichtet. Jedes Collegium wurde für das Erste auf hundert Mitglieder beschränkt. Die darin aufgenommen seyn wollten mußten bereits einige Jahre die Universität besucht haben. In dem Seminario setzten sie dann ihr Studium, nach

Maasgabe ihres Zwecks, für das Predigt- oder Schulamt, nach einem vorgeschriebenen Plane fort, übten sich nebenher im Unterrichten und Predigen und befestigten sich in einer frommen, ordentlichen, sittlichen Lebensweise.

Hauptsächlich zur Erreichung dieses letzten Zwecks, hielt er ein Zusammenwohnen der Mitglieder in einem besondern Hause, unter einer steten Aufsicht und die dadurch bewirkte Entfernung von der übrigen Welt für nöthig, wenigstens nützlich; wodurch er freylich allerdings noch eine Anhänglichkeit an jene ehmalige klösterliche Bildung zeigt; wie seinen auch sonst wohl verrathenen Hang zum Pietismus und Verwerfung aller andern, als religiöser Lebens- und Gesellschafts-Freuden, ebenfalls zu erkennen giebt.

Auch in dieser Anstalt, sah er, wie in allen übrigen ein erwünschtes Gedeihen. Sie kam bald in Ruf und nun wurden die Mitglieder desselben gesucht, überall hin befördert und durch diese seine religiösen Vorstellungen und Absichten sichtbar und mannigfaltig verbreitet. Dieß veranlaßte ihn nun wieder, seine Ideen und Absichten, in dieser Rücksicht, nach dem stets wachsen-

den

dem stets wachsenden Anschein des zu erwartenden Erfolgs fast ins Unbeschränkte hin zu erweitern. Wir sind es schon gewohnt an ihm wahrzunehmen; wie seine Plane alle aus kleinen Versuchen sich entwickelten, durch die belebende Wärme seines frommen Enthusiasmus und seines kräftigen Glaubens an die göttliche Unterstützung immer weiter getrieben wurden. Es scheint, als wenn dann nach und nach die Phantasie sich ihrer bemächtigte; so, daß der Verstand nicht mehr die rechte Grenze bestimmt genug erkannte, und abzustechen vermogte.

Auch dieser Plan führt auf dieselbe Bemerkung. Seine Phantasie wurde von der großen Idee ergriffen, durch ganz Deutschland, ganz Europa, über die ganze Erde, durch geschickte, fromme und gottesfürchtige Religions- und Schullehrer Verbesserung der Erkenntniß und des Wandels zu verbreiten. Er entwarf zu diesem Zwecke ein, unter seinem Nachlaß handschriftlich gefundnes „Project zu einem seminario universali, oder Anlegung eines Pflanzengartens, von welchem man eine reelle Verbesserung in allen Ständen, in und ausserhalb Deutsch-

land zu erwarten habe"; welches jedoch nicht einmal zur öffentlichen Bekanntmachung, geschweige denn zur Ausführung gediehen ist. Er äusserte in diesem Entwurfe den Plan und die Hoffnung, daß sich dieses allgemeine Seminarium wohl so weit dürfte ausdehnen lassen, daß man tausend und mehrere Mitglieder aufnehmen könne — die sich, wenn man ihnen nur Beyhülfe zur Subsistenz gäbe, bald finden sollten — Wenn man denn durch tüchtige Arbeiter und Aufseher von eines jeden Fortschritten in Rechtschaffenheit und Kenntnissen hinlängliche Notiz bekäme; so könnten jährlich an hundert in allerley Stellen und Aemter versendet, die übrigen zurückbehalten und immer besser zu ihrem Zwecke vorbereitet werden. Welch eine unbeschreibliche Frucht wäre denn nicht zu hoffen, ruft der fromme und menschenfreundliche Mann, von seiner großen Idee begeistert aus, wenn jährlich eine solche Versetzung wohl gerathener und fruchttragender Bäume geschähe! Wenn nun jeder nach seinem Maasse, dreißig, sechzig, hundertfältige Früchte brächte; — welche Ausbreitung der Ehre

Gottes wäre dann nicht in zehn und zwanzig Jahren zu erwarten!

Wer über diesen frommen Plan, als über eine chimärische Idee eines gutmüthigen Schwärmers lächelt; der erwege doch, was diesem Manne, durch seinen Unternehmungsgeist, seinen Einfluß auf seine Zeitgenossen und sein felsenfestes Vertrauen auf die kräftige Mitwirkung Gottes, bereits gelungen war. Wer hätte nicht gelächelt, als er jenen Schatz von vier Thalern, sechszehn Groschen in der Hand haltend, den Vorsatz faßte; „mit diesem ehrlichen Kapitale etwas rechtes zu stiften;“ und was war zwanzig Jahr nachher daraus hervorgegangen! —

Freilich war jenes, ein von diesem seiner Natur nach sehr verschiedenes Unternehmen; allein man kann doch den Mann, der jene große Idee nicht aus Ruhmsucht oder Sektengeist, sondern aus reinem Sinne für das Gute, was er als solches erkannte — in dem Augenblick, da er diese Idee faßte und sich ihr überließ, mit weit mehrerm Rechte einen edeln Enthusiasten, als einen thörichten

Schwärmer nennen und wird ihm, wo nicht Bewunderung doch Hochschätzung; — keineswegs aber Mitleiden — zu schenken, sich gedrungen fühlen.

Ein anderes, mit dem eben erwähnten noch verwandtes Institut war das Collegium orientale theologicum. Wie jenes auf die Ausbildung geschickter, thätiger und frommer Prediger und Schullehrer abzweckte, so war dieß besonders der Bildung künftiger akademischer Lehrer und Verwalter aller übrigen höhern Kirchenämter bestimmt. Wenn er aus jenem die reinere Lehre und wahre Gottesfurcht durch die Predigt und Schulämter verbreitete; so wollte er von hieraus die ächte theologische Gelehrsamkeit und Lehrart, zugleich mit jenem ächt religiösen Sinne in die theologischen Fakultäten, die Konsistorien ꝛc. einführen; damit von hieraus die begonnene große gemeinnützige Wirksamkeit allenthalben, auch unabhängig von der Hauptpflanzschule in Halle fortgesetzt werden mögte.

Durch dieses, wie durch seine übrigen Institute, sind manche sehr brauchbare geschickte

und — in dem Geiste Frankens — fromme Männer in den verschiedenen Gegenden Deutschlands und mit dem zunehmenden Rufe seines Stifters, auch durch andere Länder und Weltgegenden verbreitet worden. In der Folge freylich, da sein Geist aus seinen Instituten überhaupt verschwand, ist er auch aus diesem entwichen; es ist wie jene gesunken. Aus diesen, wie aus jenem sind zwar auch nach dem Tode des Stifters noch zahlreiche Jünger, die sich seine Jünger nannten, ausgegangen. Allein die meisten von ihnen trugen nicht mehr den freyen, reinen, heitern, verklärten und verklärenden Geist des Vaters, sondern den beschränkten trüben, finstern, verfinsternden Sinn des Sohns mit hinweg und dämpften und unterdrückten, durch einen engherzigen kopfhängerischen Pietismus, überall die schönen menschenfreundlichen belebenden Wirkungen, welche der wahrhaft religiöse Enthusiasmus und die rastlose Thätigkeit des edlen Stifters und seiner ächten Schüler in einem fast unermeßlichen Kreise verbreitet hatte.

Die Thätigkeit Frankens, zu dem oft angezeigten großen und erhabenen Zwecke beschränkte sich nicht auf die Institute, zu welchen er die Idee selbst empfangen; die er allein zur Ausführung gebracht hatte. Frey von allen Prätentionen der Eigenliebe und Selbstsucht war er stets bereit jedes Unternehmen zur Beförderung der Gottesfurcht und des Menschenwohls auch nach allen seinen Kräften zu unterstützen. Die dänische Missionsanstalt zur Bekehrung der Heiden in Ostindien liefert hievon ein Beyspiel.

König Friderich, der Vierte, von Dännemark hatte schon als Kronprinz die Idee zu einem Institute dieser Art gefaßt und dachte, gleich nach seiner Thronbesteigung, an die Ausführung derselben. Franke wurde um seinem Rath und seine Mitwirkung ersucht und er widmete beydes diesem Institute so, daß es diesen hauptsächlich seine Existenz und erste Wirksamkeit verdankt. Er interessirte das Publikum dafür, durch seine Nachrichten und Auffoderungen zu Unterstützungen, er sammlete die Beyträge ein, sorgte für tüchtige und würdige Subjekte; welche Fähigkeiten und Muth hatten, sich

dem so höchst schwierigen und gefahrvollen Zweck, der Heidenbekehrung, zu unterziehn; und unterstützte sie ununterbrochen durch seinen Rath und seine Aufmunterung.

War auch der Nutzen dieser, so wie aller ähnlichen Institute nicht der, den er und die frommen Männer, welche die Entwürfe dazu machten, sich davon vorgebildet hatten; — so kann man doch einigen Nutzen nicht ganz ableugnen. In den ersten siebzig bis achtzig Jahren, zählte man, zu Tranquebar neun bis zehntausend zum lutherischen Christenthum bekehrte Heiden. Besteht auch diese Bekehrung bey einem großen Theile nur der Form nach und hat das eigentliche Christenthum wenig dadurch gewonnen; so ist doch Humanität sicher beträchtlich dadurch befördert worden; der Gewinn vielleicht also wesentlicher und größer, als er seyn würde, wenn jener ursprüngliche und erste Zweck in einem größern Umfange dadurch erreicht worden wäre.

Unter den in dieser Rücksicht wohlthätigen Instituten, die Franke mit zur Ausführung be-

förderte und welchen er fortwährend seine Fürsorge widmete, verdient endlich auch noch die sogenannte Canstein'sche Bibel-Anstalt*) eine Erwähnung. Es hatte dieß Institut einen ähnlichen Zweck, als alle bisher genannten. Die Idee dazu war in dem Stifter **) durch die mannigfaltige fromme Wirksamkeit Frankens erweckt worden; es wurde unter seiner Aufsicht, in Verbindung mit seinem eigenen Institute und durch seine und seiner Schüler Mitwirkung ausgeführt und konnte durch diese vielleicht nur ausgeführt werden.

In diesem Institute, (welches den Zweck hat, das Bibellesen, durch ungewöhnliche Wohlfeilheit der Bibeln und des N. T. zu befördern.) sind in dem Zeitraum von 1715. bis 1795. in den verschiedenen Formaten, in deutscher und

*) Eine genauere und detaillirtere Nachricht von dieser, wie von allen vorher erwähnten Instituten findet sich in der Zeitschrift; Frankens Stiftungen, eine Zeitschrift, zum Besten vaterloser Kinder, welche durch die Gemeinnützigkeit ihres Inhalts, wie durch ihren edlen Zweck für jeden patriotischen Leser ein eigenthümliches Interesse erhalten muß.

**) Freyherr von Canstein, der Sohn des Churfürstlich brandenburgischen Oberhofmarschalls und Kammerpräsidenten dieses Namens, ein Freund Speners also auch Frankens.

böhmischer Sprache von der ganzen Bibel 1,670,333. von dem Neuen Testamente, in besonderm Abdrucke 863,890. von den Psalmen 16,000. von dem Buche Jesus Sirach 47,500. und von einem kleinen Gesangbuche für die Soldaten 105,000 Exemplare verbreitet worden. Vertheilt man diese Summe auf vier und achtzig Jahre; so findet sich, daß in einem jeden Jahre im Durchschnitte von der ganzen Bibel 19884 Exemplare und von dem Neuen Testamente, an einzelnen und mit dem Alten Testamente in Verbindung gedruckten, 30,181 Exemplare ausgegeben worden sind; ihrer ganz unverhältnißmäßigen Wohlfeilheit wegen, größestentheils doch wohl unter solche Menschen, die sich keine andere würden angeschaft haben; und kein anders nützliches Buch zu lesen bekommen können, oder veranlaßt wurden! Wer mag nun die Summe von Ideen berechnen, welche allein durch dieses Institut in Umlauf gesetzt worden sind *).

*) Und kann etwas widersinniger seyn, als die Maasregel, welche in mehrern deutschen Staaten getroffen ist, diese Bibel-Ausgaben unter die Zahl Kontrebanden Waaren zu setzen, um einländische und verhältnißmäßig theurere Ausgaben in Umlauf zu bringen! In der That ein auffallendes Beyspiel, welcher höchst unseeligen Anwendung das Merkantil-Staats-Wirthschafts-System fähig ist, wenn man in Folge desselben alles nur von der Seite der Geld Ein- und Ausfuhr und Geldvermehrung, im Innern des Landes anzusehn, sich gewöhnt!

Wer mögte nicht dem Verdienste eines Mannes Gerechtigkeit wiederfahren lassen, der bey so gerechten und großen Ansprüchen die eben hiedurch so sehr erschwerte Tugend der Demuth und Bescheidenheit in einem so hohen Grade übt. Die Art, wie er sich selbst über seine große, rastlose Wirksamkeit und seine Zwecke äussert, kann uns hievon die sicherste Vorstellung geben. Es sey uns daher erlaubt, einige Stellen aus einem kurz vor seinem Tode von ihm geschriebenen Brief wörtlich auszuheben:

„Denn dieses letztere", sagt er unter andern, „macht mir sonderlich die Hoffnung, daß Gott an diesem Manne mich zum wenigsten einigermaßen den Hauptzweck werde erreichen lassen, den ich nicht nur in meinen Schriften, sondern in meinem ganzen Leben gesucht habe, nämlich daß nur Christus möge verherrlicht werden. Wie ich denn eben dieß für die größte Glückseligkeit in meinem ganzen Leben halte, wenn Gott mich höchst unwürdigen Menschen aus Gnade und Barmherzigkeit würdigt, mich auch nur an einer einzigen Seele zum Werkzeuge zu brauchen, daß sie vom Schlafe der Sicherheit aufgeweckt und zu Christo, oder zu dem lebendigen Glauben an ihn und zum rechtschaffnen Wesen, das in ihm ist, sich bringen lasse." — — — — — —

LIBRARY
MAR 25 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

brief
D
0041967
v.6

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 09 08 01 08 015 7